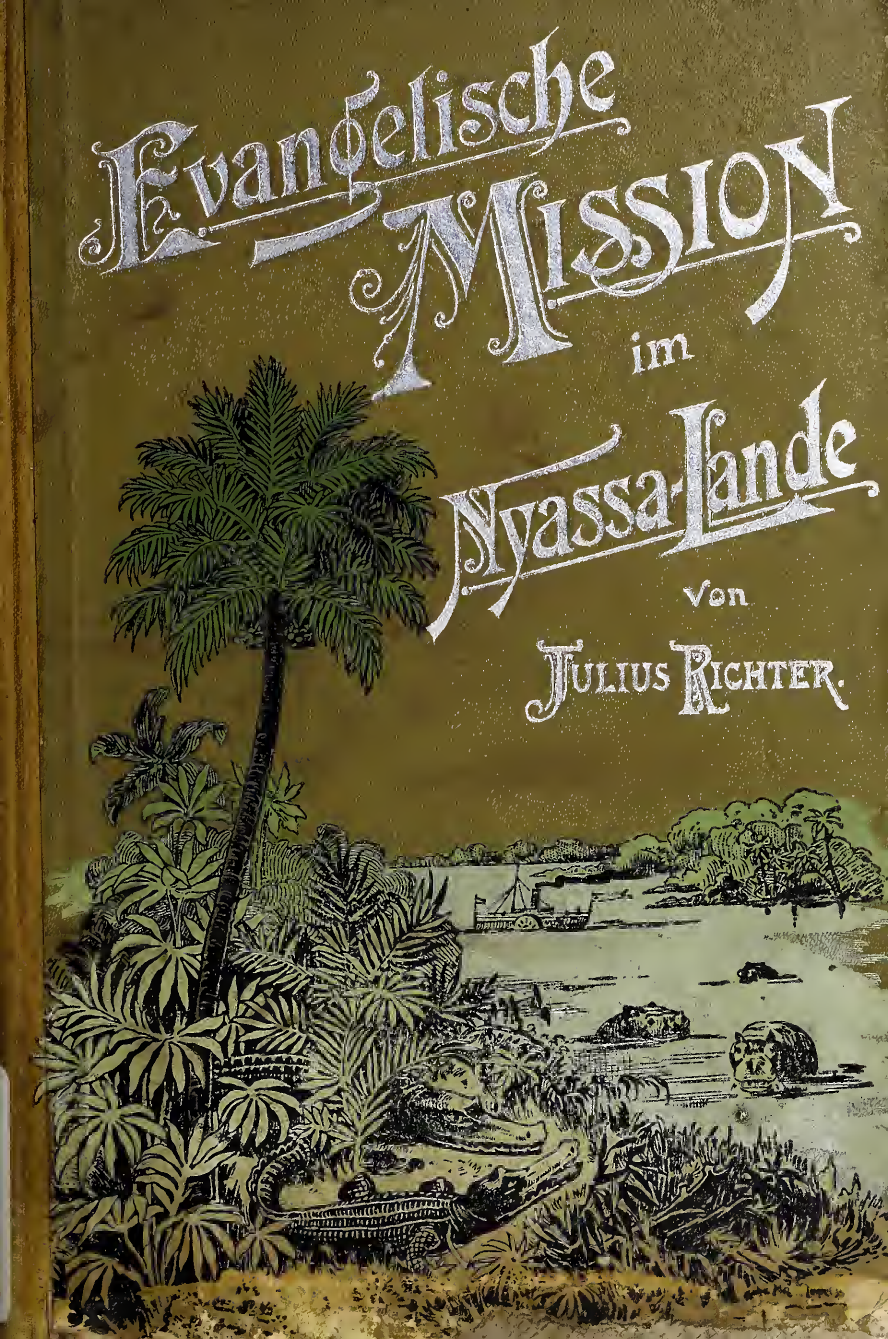
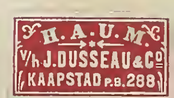
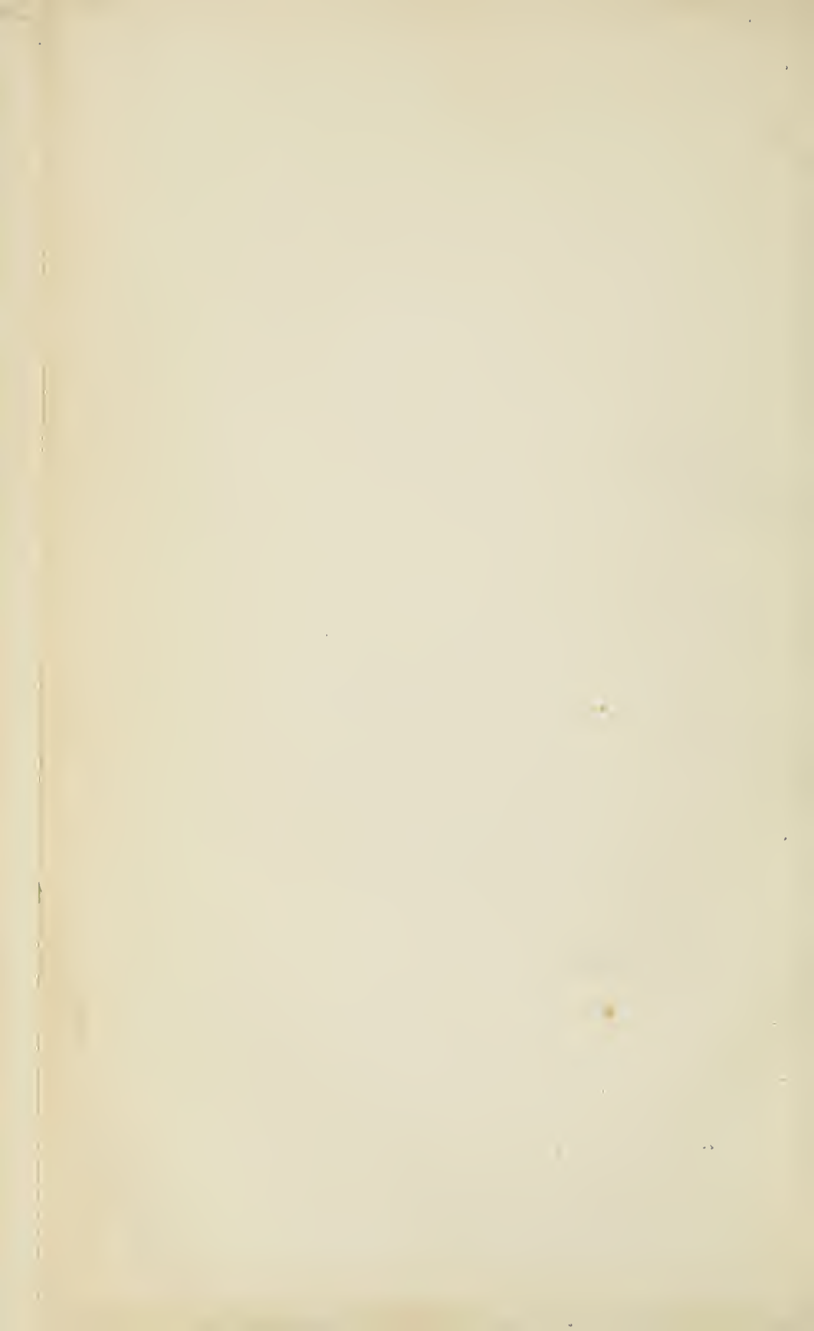

Evangelische
Mission
im
Nyassa-Lande
Von
Julius Richter.



J du Plessis
1912





Viehställe der Konde.

# Evangelische Mission

im

# Nyassa-Lande.

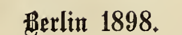
Von

**Julius Richter,**
Pfarrer in Schwanebeck.

---

Zweite vermehrte Auflage,
fortgeführt bis auf die Gegenwart.

**Mit Karten und Bildern.**



**Berlin 1898.**

Buchhandlung der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft,
NO 43, Friedenstraße 9.

Seinem lieben und verehrten Onkel,

**Herrn Kaufmann Julius Schlunk,**

seit 25 Jahren Komiteemitglied und Schatzmeister

der Gesellschaft zur Beförderung der evangel. Missionen
unter den Heiden zu Berlin,

**zu seinem sechzigsten Geburtstage**

in Dankbarkeit gewidmet.

Schwanebeck, den 2. September 1897.

**Der Verfasser.**



# Vorwort.

Richters „Evangelische Missionen im Nyassalande“ erscheint hiermit in zweiter Auflage. Das Buch hat sich unter unseren Freunden bereits eingebürgert. Es erschien im Jahre 1892, als die deutschen Missionare der Brüdergemeine und der Berliner Gesellschaft ihre Arbeit am Nordende des Sees eben in Angriff nahmen. Der selige Wangemann schrieb das erste Vorwort, wies auf die Bedeutung des Nyassa-Gebietes als Missionsgebiet hin und sprach die Überzeugung aus, daß Gott uns hier ein neues, viel verheißendes Arbeitsfeld beschert habe.

Seither sind fünf Jahre verflossen, und durch den Verlauf, den die Entwickelung jenes Teils von Afrika genommen hat, ist seine Wichtigkeit für die Erschließung des Erdteils in helles Licht gestellt. Die Wasserstraße, welche hier mit fast 1000 Kilometer Länge in das Innere führt, ist jetzt von einer ganzen Flotille von portugiesischen, englischen und deutschen Dampfern belebt. Den Anstoß hierzu gab die 1890 erfolgte endliche Entdeckung einer für Seeschiffe zugänglichen Mündung des Sambesi, der Chinde-Mündung. Auf dem See gingen vor fünf Jahren zwei Dampfer, jetzt wird er von vier englischen und zwei deutschen Dampfern befahren, und mit dem Verkehr, mit ihm in Wechselwirkung stehend, ist der Handel gestiegen und die Besetzung des Schire-Hochlandes mit Kolonisten ins Leben getreten. Gleichsam über Nacht ist hier eine blühende europäische Kolonie im tropischen Afrika erstanden mit geregelter Verwaltung, mit Schutz und Sicherheit für Leben und Eigentum und einem Export, der die kühnsten Erwartungen in Schatten stellt. Und man fängt an von deutscher Seite sich die Einrichtungen dieses Britischen Centralafrika zum Muster zu nehmen und sich zu fragen, was man von den in diesem Gebiet angewendeten Prinzipien lernen kann. Jedenfalls ist dabei ein Umstand der allergrößesten Betrachtung wert, der Umstand, daß dieser Teil Afrikas durch die Thätigkeit der evangelischen Missionen dem Handel und der Kolonisation erschlossen worden ist.

Der Missionar Livingstone hat diese Länder entdeckt und die Bedeutung der hier in das Innere führenden Wasserstraße zuerst erkannt. Englische Missionare haben im Anfang der sechziger Jahre zuerst, freilich vergeblich, versucht hier festen Fuß zu fassen, und zwölf Jahre später gelang es schottischen Friedensboten, am See und auf dem Schire-Hochland feste Niederlassungen zu begründen. Ja es gelang den Missionaren und den Bediensteten der mit der Mission verbundenen schottischen Handelsgesellschaft (jetzt Afric. Lakes Corporation) ohne den Schutz einer organisierten Kolonial-Verwaltung und von solcher unterhaltenen Soldaten, ihre Arbeit auszudehnen und trotz der Feindschaft der am Nordende herrschenden Araber sich zu behaupten und den zeitweise unterbrochenen Verkehr auf den Flüssen immer wieder in Gang zu bringen. Die Missionsgesellschaften brachten die ersten Dampfer auf den See. Dabei ging die eigentliche Missionsarbeit der Missionen planmäßig und sicher ihren Gang. Als endlich ein Gouverneur, der eine Schutztruppe mit sich führte, im Jahre 1891 die Verwaltung in die Hand nahm, standen auf dem Schire-Hochland in Blantyre bereits das stattliche Schulgebäude und der herrliche Missionsdom, am See gingen ungefähr 3000 Kinder in schottische Missionsschulen, und die Universitätenmission hatte auf der Missionsinsel Likoma ein Centrum und an den Ufern des Sees eine ganze Reihe von Arbeitsstätten gegründet.

Von diesem so wichtigen afrikanischen Lande und von diesen erstaunlichen Arbeiten evangelischer Missionsgesellschaften giebt das vorliegende Buch uns Kunde. Was es berichtet, ist zuverlässig, so daß sein Studium von weiterer Prüfung des englischen Quellen-Materials entbindet. Für unsere Kolonialpolitiker ist es unerläßlich, von seinem Inhalt Kenntnis zu nehmen, es sollte zu ihrem Arbeitsmaterial gehören. Missionsfreunde und Missionsleiter, die mit der Nyassa-Mission zu thun haben, können es nicht entbehren, besonders da jetzt am Nordende des Sees die im Kondelande begonnene Arbeit der beiden eben erwähnten deutschen Gesellschaften sich in fröhlichem Aufblühen befindet. Da es durch Gottes Gnade gelungen ist, hier im Laufe von sechs Jahren zehn deutsche Missionsstationen zu gründen, so sollte sich das Interesse der deutschen evangelischen Kirchengemeinschaften in erhöhtem Maße mit den Nyassaländern beschäftigen. Unser Buch bietet sich als Wegweiser an, möchten seine Dienste von vielen angenommen werden.

Berlin, Oktober 1897.

Merensky.

# I.

# Land und Leute.





## Landschaftsbilder.

Nach den Gebieten um den azurblauen Nyassa-See im Herzen Afrikas wollen wir den Leser einladen uns zu begleiten. Bevor wir versuchen die Thatsachen der Missionsgeschichte zu erzählen, welche uns diesen Teil Afrikas so wichtig und teuer machen, liegt uns daran, dem Leser eine allgemeine Vorstellung zu geben, wie es im Nyassa-Lande aussieht. Diese Schilderungen von Land und Leuten sind der farbenreiche Hintergrund, von dem sich das Leiden und Siegen der Missionen abhebt. Vor 38 Jahren, als Livingstone den Nyassa entdeckte, war Kilimane der einzige Hafen an der Küste, die Kongone-Mündung des Sambesi-Deltas das meist benutzte, wenn auch recht gefährliche Eingangsthor in den Erdteil. Die Mündung des Schire in den Sambesi war fast verdeckt durch die allzuüppig wuchernde Sumpfvegetation, und oberhalb der Schiremündung gab es keine europäische Niederlassung, keinen Ort, an den sich wichtige Erinnerungen hefteten, es war eine weite Wildnis afrikanischer Unkultur. Aber diese Zeit ist, obwohl sie nur 20—30 Jahre hinter uns liegt, vorüber und überwunden. Das Nyassa-Land von heute ist ein anderes geworden, der Schire und Sambesi werden von einer Flotille von Dampfern befahren, Post- und Telegraphenstationen schließen alle an ihren Ufern liegenden Orte an den Weltverkehr an, in den Schirehochlanden wird Quadratmeile auf Quadratmeile in Kultur genommen, und eine europäische Niederlassung erhebt sich neben der andern. Wir versuchen deshalb dem Leser einige Bilder vorzuführen, wie sie sich ihm jetzt darbieten würden, wenn sein Weg ihn nach diesen zukunftsreichsten Gebieten Centralafrikas führte.*)

Wir sind vor der Rhede von Kilimane angelangt. Der Versuch, bei Ebbezeit die hier tosende Brandung zu durchbrechen, hätte aber fast uns und unserem Schiff den Untergang gebracht. Bange Minuten waren es, während wir da auf dem Sandriff fest saßen, mitten zwischen den schäumenden, wütenden, tosenden Wogen, bis es der Macht der Maschine gelang, uns rückwärts wieder in die offene See zu führen. Mit der Flut fuhren wir dann ein, und bald grüßten uns die zwischen Palmen hervorleuchtenden, weißen Gebäude der für Ostafrika bedeutenden Handelsstadt. Freilich gehört das in der Nähe der kleinen Kirche liegende,

---

*) Es sind Schilderungen, die wir meist wörtlich unsern Quellen entnehmen; nur um sie lose aneinander zu reihen, fügen wir sie nach ihrer geographischen Aufeinanderfolge von Kilimane bis zum Kondelande zusammen.

zunächst in die Augen fallende, palastartige Gebäude nicht dem Gouverneur, wie der Fremde annimmt, sondern einem früheren Sklavenhändler, und das für die portugiesischen Kolonien so charakteristische, ominöse Zollhaus macht sich an hervorragender Stelle behäbig breit; aber der Gesamt-Eindruck, den der Ort macht, ist ein freundlicher, er hat doch etwas an sich, was an eine Stadt erinnert. Der früher berüchtigte Schlamm des Hafens, der dadurch berühmt geworden ist, daß unser Landsmann, der Zoologe Peters, in ihm den „Lungenfisch"*) entdeckte, verschwindet mehr und mehr, denn man hat bereits ein tüchtiges Stück Quaimauer hergestellt. Die Straßen sind ordentlich angelegt und gehalten, es giebt auch „Bürgersteige", nur ist für den Abfluß des Regenwassers nicht genügend Sorge getragen. Oft sieht man Vorplätze der Häuser, die mit Mauern eingefaßt sind, hübsche zementierte Wege führen zum Hause, aber die so eingefaßten Grasplätze müssen in der Regenzeit wegen des Fehlens von Rinnsteinen zu Sumpflöchern werden. Auch die Gärten und der das Ganze umgebende und durchziehende Kokoshain machen einen angenehmen Eindruck. Die Häuser sind meist einstöckig und strohgedeckt, das Gouvernementshaus bietet nichts besonderes, sonst wäre noch ein ziemlich umfangreiches Jesuitenkollegium zu erwähnen, das aber unbelebt zu sein scheint. Einige europäische Firmen haben bessere Häuser aufgeführt. Der Friedhof liegt in der Nähe, man wird aber unangenehm dadurch überrascht, daß die römische Geistlichkeit den besten Teil des Gottesackers, der wohl den Himmel darstellen soll, für die jämmerliche portugiesische Bevölkerung und andere Katholiken reserviert, während Protestanten, Deutsche und Engländer, auch englische Missionare, mit heidnischen Hindus und Chinesen zusammengebettet werden.

Portugiesen mögen ca. 3—400 am Orte leben, unter ihnen vielleicht 60 weiße, sonstige Europäer etwa 50. Es giebt hier auch einige europäische Damen. Goanesen, Banianen, einige Parsis und Araber bilden den übrigen Teil der bürgerlichen Bevölkerung, während eine ganze Horde von Sklaven die Bevölkerung vervollständigt. Dem Namen nach ist ja auch hier die Sklaverei abgeschafft, in Wirklichkeit besteht sie noch in großem Umfang. Jedenfalls sind die Eingeborenen, die man hier und sonst im Sambesi-Delta sieht, Sklaven und Nachkommen von Sklaven. Wer die Sklaverei unter dem Vorwande empfiehlt, daß sie den Afrikaner bilde und für ihn eine Wohlthat sei, heuchelt entweder oder ist schlecht unterrichtet. Die farbige Bevölkerung dieser Küste ist durch ihr Sklavenlos nicht auf eine höhere Stufe der Kultur gehoben worden. Schon ihrer physischen Erscheinung nach stehen die hiesigen Leute den freien Eingeborenen Südafrikas und des Innern nach. Sie sind schwächlich aussehende Kreaturen, ohne Kraft und Willensenergie. Alle scheinen der Trunksucht verfallen zu sein, und die Sklavendörfer in der Nähe

---

*) Der Lungenfisch (Rhinocryptis amphibia) hat neben den Kiemen auch Lungen, ist also ein Mittelglied zwischen Fischen und Amphibien. Siehe „Monatsberichte der Kgl. Preuß. Akademie" 1844 S. 411—414.

Kilimanes sind entsetzlich schmutzig und unordentlich; sie stehen weit zurück hinter den Negerdörfern Sansibars oder den reinlichen Dörfern eingeborener Ackerbauer im Innern.

Kilimane hat sein Amt als Thürhüter einer der wichtigsten Eingangsstraßen in das Herz Afrikas abgeben müssen. Von hier aus führt ein sumpfiger Wasserlauf, der Kwakwa, nach dem Sambesi zu, der nur bei sehr hohem Wasserstande mit dem Flusse in unmittelbarer Verbindung steht. Alle Güter müssen deshalb ein gut Stück über Land befördert werden, ehe sie auf dem Sambesi wieder ins Schiff verladen werden können. Deshalb suchte schon Livingstone nach einer Mündung des Sambesi-Deltas, die den Schiffen direkten Eingang gewährte. Er fand aber nur die Kongone-Mündung, welche durch eine hohe Sandbank verschlossen und nur mit großer Schwierigkeit zugänglich war. Seither hat man aber einen breiten Wasserarm des Sambesi entdeckt, der einen leichten und sicheren Zutritt vom Meer aus gestattet. Das ist der Tschinde, an seinem Endpunkt hat sich seit 1890 ein Hafenort entwickelt, der mit großer Schnelligkeit wächst und bald Kilimane überflügeln wird. Der Tschinde ist der einzige Mündungsarm des Sambesi, dessen Sandbank ohne Gefahr von einem Ozeandampfer überfahren werden kann. Wir begeben uns deshalb sobald als möglich von Kilimane nach Tschinde. Unser Schiff kreuzt die Bank bei Nacht und landet uns an der „Britischen Conzession", einem Landstück, welches von der portugiesischen Regierung an das Britische Protektorat abgetreten ist, so daß hier die Güter von den Ozeandampfern direkt auf die Flußbote verladen werden können. Wir bleiben indessen nicht auf der Conzession, sondern in der sogenannten „Außerconzession", die keine Zollfreiheit genießt. Dort gehen wir in ein Hotel. Natürlich erscheint uns alles ziemlich ursprünglich, da wir noch nie in kulturlosen Ländern gewesen sind; aber die Leute sagen uns, daß Tschinde jetzt einfach glänzend ist gegen einige Jahre früher. Bis 1890 war es in Europa vollständig unbekannt, und es stand nicht einmal eine Hütte auf dieser Sandbank, auf der die Stadt liegt; alles war mit dickem Buschwerk überdeckt. Jetzt ist doch, obgleich der Platz schrecklich häßlich ist, fast alles aus Wellblech gebaut und ziemlich sauber und nett. Die meisten Häuser sind einstöckig. Das Hotel ist gar kein unebener Ort, es ist ein indisches Bungalow, aus Holz und Eisen, mit breiten, schattigen Veranden. Die Verpflegung ist jedoch nichts weniger als gut, da frische Lebensmittel selten sind und fast alles aus den Konservenbüchsen kommt. Tschinde ist eine große Halbinsel aus Sand mit Sumpflöchern und streckt sich zwischen dem Tschindearm und dem Ozean in das Wasser hinein.

Wir verlassen Tschinde und fahren in einem der Dampfboote der African-Lakes-Corporation, der großen Seengesellschaft, in deren Händen sich ein großer Teil des Handelsverkehrs dieser Gegenden befindet, den Sambesi stromaufwärts. Der Fluß ist von vielen Inseln durchsetzt; aber von Zeit zu Zeit zeigt er dem Auge eine ganz imposante Wasserfläche, welche wohl 3 bis 4 Kilometer breit sein mag. Der Strom und seine Ufer bieten ein echt afrikanisches Bild. Man

hat den Eindruck, afrikanische große Flüsse können in ihrem untern Laufe sich nicht anders anlassen, und hat die Wahl, sich träumend auf den Nil, den Niger oder den Kongo zu versetzen. Da haben wir auch die „Nilpferde“ und „Nilkrokodile“ im Wasser und die „Nilgänse“, die in Scharen auf den Sandbänken ausruhen. Auf einigen hochgelegenen Uferstellen zeigen sich Dörfer der Eingeborenen, die wohl Nachkommen der Sklavenbevölkerung von ehemals sind. Die Weiber schöpfen das Wasser aus dem Strom in Gefäßen, die an Stangen hängen; sie fürchten sich der Krokodile wegen dem Wasser zu nahen.

Wir sind durch das Inselgewirr des Sambesi hindurch in den Schire eingebogen und nähern uns nun den Landschaften, die in erster Linie unser Interesse in Anspruch nehmen. In der Mitte des Stromes ist eine Insel von sehr grünem Gras, so üppig und so dick, daß kein helles Licht und keine scharfen Schatten zu sehen sind — nur ein großer Haufe von reichem Grün inmitten des leuchtenden Wassers, welches teilweise das Weißblau des Himmels zurückstrahlt; da wo eine verborgene Sandbank nur eben mit Wasser bedeckt ist, erscheint das leise gekräuselte Wasser opalgelb und lieblich wie Perlmutter. Nahe an der rechten Seite des Grasinselchens, nur durch ein grünfarbenes, schmales Wasserband davon getrennt, liegt eine offene Sandbank, und darauf steht dicht bei einander ein Schwarm von etwa drei Dutzend kleiner, weißer Reiher, die alle unbeweglich den herankommenden Dampfer anstarren, jeder Vogel in seinen äußeren Umrissen so vollkommen dem andern ähnlich wie auf den alten egyptischen Bildern.

Der Dampfer kommt etwas näher, die Vögel erheben sich mit leisem Flügelschlage von der Sandbank und zerstreuen sich über die Landschaft wie ein Schauer von großen, weißen Blumenblättern. An der linken Seite des Flusses stromabwärts erhebt sich ein Borassus-Palmenhain über das weißblumige Rohr und die apfelgrünen Papyrusköpfe am Wasserrande. Die Stämme der größeren Palmen sind glatt und weiß, aber der Unterwuchs nahe am Boden ist noch umgürtet mit der wilden Dornenhecke ihrer abgestorbenen, schwarzstacheligen Blätter. Die Kronen der Palmenbäume sind in ihren allgemeinen Umrissen symmetrisch und fächerförmig, jedes einzelne Blatt hat an seiner Innenseite eine Biegung wie ein Pferdefuß. Die Farbe der Blätter ist tief blaugrün und ist besonders wirksam im Gegensatz zu dem weißgrauen Stamm, den sie überragen. Sollen wir die Früchte beschreiben? sie gleichen mächtigen, gelbgrünen Äpfeln, die dicht zusammen wie hängende Trauben sich drängen und aus dem Stamm an der Stelle hervorsprossen, wo im Kreise die Blätter ansetzen. Hinter dem Palmen-Walde ist eine lange Linie blauer Berge, die so weit entfernt liegen, daß sie gerade wie eine schwache, blaue Silhouette an dem noch blasseren blauen Himmel erscheinen. Es ist später Nachmittag, am östlichen Himmel, der warm rotblau ist, hat sich der Vollmond bereits erhoben und hängt dort wie ein gelbweißer Schild ohne Strahlen. Dem Palmwald gegenüber am andern Ufer ist ein Stück tropischen Waldes im reichsten Grün mit purpurnen Schatten,

lieblich und verführerisch mit seinen warmen Farben unter den Strahlen der späten Nachmittagssonne. Dort sind große Albizzia-Akazien. Über dem Wasser hängt dichtes Gebüsch, so überwachsen mit einem Mantel von Winden und Lianen, daß das Laub der Büsche fast darunter verborgen ist. Dieser grüne Spitzenbehang ist schön besetzt mit dunkelroten Blüten. Über den Büschen erheben sich die Kronen wilder Dattelpalmen, und aus ihrem Laube lugt hier und da eine Traube ihrer orangefarbenen Früchte vor. Diese Palmen haben sich mit ihren Wurzeln wie Schmarotzer in das Wurzelbett der Bäume und Sträucher eingenistet, welche sie überragen. Die dichte Vegetation folgt jeder Einbuchtung und Biegung des Flußlaufes; oft scheinen die Bäume, zwischen deren Wurzeln die Erde weggewaschen ist, geradezu über dem Wasser zu hängen. Kleine, dunkelblaue oder kastanienbraune Königsfischer huschen durch das Netzwerk der knorrigen Stämme, und tief in diesen Schatten stehen kleine Nachtreiher und braune Reiher stolz aufrecht, ihrer angenommenen Unsichtbarkeit in dem braunen und grauen Hintergrund so gewiß, daß sie sich auch nicht bewegen, als der Dampfer so nahe an ihnen vorbeifährt, daß er das Windendickicht streift und Feigen von den glattblätterigen, vielwurzeligen Feigenbäumen herunterschüttelt.

Jetzt sind wir in einem Hinterwasser (Backwater) des Schire oder vielleicht nicht sowohl einem Hinterwasser als einem sumpfigen Arm des Stroms, den die Hauptströmung verlassen und zwischen buschigen Inseln und dem hohen, waldigen Ufer versteckt hat. Die Strömung ist kaum wahrnehmbar, und die Ufer spiegeln sich mit überraschender Deutlichkeit im Wasser; nur daß im Vordergrunde die Wasserfläche mit ovalen Lotusblättern bestreut ist, die in Form und Farbe ganz genau aussehen wie Kupferaschbecher und Zwirnkasten mit leicht aufgeschlagenen, geschwungenen Rändern. Das Bild ist rings eingerahmt von dichtem Laubwerk und Zweigen von der Insel und dem gegenüberliegenden Strande. An dem Ufer des Festlandes stehen große Akazien mit glatten Stämmen und weißgrünen Zweigen und einem federartigen, leicht hellgrünen Laub, das geschmückt ist mit herabhängenden Trauben kleiner, blätterloser Blüten mit goldenen Staubfäden, die den durchdringendsten, honigsüßesten aller Blumengerüche ausatmen; der Duft ist so stark, daß man ihn an stillen, heißen Tagen eine Meile weit über das Wasser riecht. Im Mittelgrunde vor uns steht eine schöne, ulmenartige Baumgruppe. Ganz hinten sehen wir ein paar dünnblätterige Akazien sich über dem hohen Rohrgehege gegen den blauen Himmel abheben. Gerade davor erhebt sich ein Gebüsch speerartigen Rohrs und zeigt gegen den dunkeln Hintergrund des Waldes leuchtend seine schönen, weißblühenden Federn. Ganz vorn liegt ein mächtiger Baumstumpf, das Überbleibsel eines schönen Waldbaumes, der von der Flut fortgerissen und hier im Sumpf dieses Hinterwassers gestrandet ist. In seinen Zweigen hocken Vögel mit glänzend gefiederten Leibern und grünschwarzen oder kastanienbraunen Hälsen, die in einen so zierlichen Kopf und speerartigen

Schnabel enden, als wäre es nur der Ausläufer des Halses. Aus dem Wasser erheben sich die schönen, blauroten Blüten, die hier Lotus genannt werden.

Bei Katunga verlassen wir das Schiff; nun gilt es, die Berge zu ersteigen. Zuerst müssen wir über die niedrigen Vorhügel klettern. Der Boden ist rot und hart; das Gras steht zerstreut und mit gelben Rispen; die vielen wilden Blumen lassen den Kopf hängen; denn es ist das Ende der trockenen Jahreszeit. Die Bäume sind schon belaubt, obwohl die Regen noch nicht gefallen sind, die jungen Blätter sind aber noch nicht grün, sondern zeigen die schönsten Schattierungen von karmoisinrot, rotgold, grünbraun und selbst purpurschwarz. Hier und da sind die Zweige weiter in ihrer Entwickelung vorgeschritten und sind schon hellgrün oder leuchtend smaragdgrün. Aber die Bäume sind nicht hoch, und obwohl die Blätter groß sind, wachsen sie nur zerstreut in Büscheln und geben in der heißen Sonne nur dürftigen Schatten; die Zweige sind rauh, dick und selten gerade, sie sehen aus wie die Zweige, welche Liebhabermaler in Wasserfarben nach freier Phantasie zeichnen. Oft ist die Rinde noch schwarz und rußig von der sengenden Hitze der letzten Buschfeuer. Obgleich man die Verschiedenheit der Färbung an den Blättern bewundern muß, ist der allgemeine Eindruck dieser Vegetation trübselig. Sie ist buschartig. Die Landschaft hat nichts von der schwermütigen Schönheit der versengten Heide oder von der Einfalt der Sandwüste; die wellenförmige Linie niederen Waldes mit ihren wunderlichen Farbenschattierungen bringt im Auge keinen bestimmten Eindruck, kein klares Bild hervor. Aber es ist ein gutes Jagdfeld. Wie man den harten Pfad entlang streift, dessen roten Lehm die sengende Sonnenglut in der Trockenzeit fast zu Ziegeln hart gebrannt hat, taucht plötzlich eine Säbelantilope auf mit ihren gewundenen, halb ovalförmigen Hörnern, dem schwarz und weißen Kopf, dem glänzenden, schwarzen Körper, dem weißen Bauch, gefranztem, buschigen Schwanz und mächtiger, schwarzer Mähne, oder es ist sein schönes Weibchen, von fast gleicher Größe aber kleineren Hörnern und allen Farben und Zeichnungen in rotbraun und weiß statt weiß und schwarz. Man muß aber sehr schnell mit der Flinte sein, sonst ist das Tier wieder verschwunden und dann zwischen den niedrigen Bäumen und Büschen nicht wieder zu entdecken.

Der Pfad ist hier und da von Granitriffen durchbrochen. Dann und wann haben wir richtig über Felsen im Wege zu klettern; Granitrücken ragen mehr und mehr aus dem roten Lehm heraus. Zwischen den Rücken wachsen Aloes mit fleischigen, rotgesprenkelten Blättern und langen, purpurnen Blumenstengeln, die in korallenfarbenen Blütenknospen enden, Knospen, die sich nur widerstrebend bei der Berührung öffnen. Die Ränder der Aloeblätter sind gezähnt und kriechen nahe am Boden hin.

Jetzt verschwindet das Buschwerk; wie wir ansteigen, werden die Bäume größer und schließen sich zu Gruppen zusammen; ihr Laub wird dichter. Wir nähern uns einem Fluß, und sein Lauf ist durch

einen Wald anderer Art gekennzeichnet, Feigenbäume verschiedener Spezies, große Pinariums (ein Baum mit purpurnen Blüten) und sammetblättrige Albizzias. An beiden Seiten des Flusses ist ein Bambusdickicht, und der Pfad steigt aus dem Glanze des weißen Sonnenlichts in einen kühlen, feuchten, grünen Tunnel am Wasserrande herab. Da die Regenzeit noch nicht eingesetzt hat, murmelt bloß ein dünner Faden von Wasser über die grauen Felsen und die braunen Kiesel, und es ist nicht schwer, den Fluß von Stein zu Stein zu überschreiten. Dann geht's steil das andere Ufer hinan und durch das Bambusdickicht wieder hinaus in den sengenden Sonnenbrand. Weiter windet sich der Pfad durch ein Eingeborenen-Dorf mit unsaubern Heuschober-Hütten, Bananengruppen, Pflanzungen von süßen Kartoffeln und Tabak und den anstoßenden Stoppelfeldern, wo noch vereinzelt trockene Hirsestauden liegen. Der blaue Bergwall, dem wir zustreben, erhebt sich höher in den Himmel, und die bisher unbestimmten Umrisse treten immer klarer und deutlicher hervor. Aber obgleich die Sonne heißer ist als vorher, da sie sich dem Zenith nähert, bringt uns unser beständiger Anstieg in gesegnetere Gegenden größerer Feuchtigkeit und Nachtkühle. Das junge Grün ist hier weiter entwickelt als unten; das Kraut ist so dicht, daß der Boden fast verdeckt ist. Die Feldblumen fangen an schön zu werden. Zahlreiche Orchideen in gelben und braunen Farben mit seltsamen, grünen Knospen oder sattgelben Blüten bedecken den Boden. Eine schöne, weiße Kletterrebe wächst an einem graden Stamm, und hier und da stehen Büsche einer Malvenart mit großen azaleenartigen Blütenbüscheln im vollkommensten Rotbraun. Je höher wir kommen, desto mehr Blumen finden wir in vielen Schattierungen von blau, braun und gelb. An feuchten Plätzen — der Pfad kreuzt jetzt beständig kleine Bäche — wächst die Dissotis mit großen, dunkelbraunen Blüten. Der Pfad windet und dreht sich, bald steile Höhen hinauf, bald in tiefe Schluchten hinab, und immer dichter und lieblicher werden die Blumen, bis wir in Entzücken über diesen Farbentraum Sonnenglut, Müdigkeit und Schweiß vergessen haben. An den Abhängen stehen oft Gruppen wilder Dattelpalmen, von denen manche sich mit ihren schlanken Stämmen krumm und gewunden zu großer Höhe erheben.

Wie wir nach einer Pause hier und einer Ruhestunde dort im dunkeln Schatten der großen Waldbäume immer weiter ansteigen, werden die Baumfarne so häufig, daß sie schließlich richtige Märchenwälder bilden und allen andern Baumwuchs verdrängen. Dann weichen sie wieder dicht gedrängten, dunkellaubigen Waldbäumen von niederem Wuchs, zwischen welchen sich der Pfad durch viele Vertiefungen und manchen Bambushain in tief grünem Dunkel hindurchzieht. Durch dies Dunkel schweben die purpurgeflügelten Turacos, die lieblichen Genien des afrikanischen Waldes, Vögel von tiefblauem, blaugrünem oder grasgrünem Seidengefieder mit weißgerändertem Kamm, rotem Papageienschnabel und kahlen, roten Wangen, aber immer, welcher Art sie auch angehören, mit breiten, runden Schwung-

federn im schönsten Scharlachrot, das man in der Natur sehen kann. Die lauten, nicht unmelodischen Papageienrufe dieser Vögel hallen durch die Waldthäler, wenn sie einander zurufen, und hier huscht ein Purpurstrahl, dort ein langer Purpurstreif über den grünen Hintergrund, wie sie hin und her fliegen.

Wasserläufe sickern von Zeit zu Zeit durch das schwarze, vermodernde Laub des kaum noch erkennbaren Pfades, und wir kommen durch manches wunderschöne Thal, wo das dunkle, kalte, klare Wasser in tiefen Tümpeln zwischen dem Farnkraut ruht.

Da weicht der Wald einem Bambusdickicht, der Bambus ist von anderer Art als der weiter unten, mit kleineren, schmaleren Blättern in dunklerem Grün. Es giebt nichts Schöneres im Pflanzenreich als diese Bambuslichtungen. Es ist schwer, die Wirkung in Worten auszudrücken, welche diese tausende von schmalen, spitzigen Blättern mit glänzender Oberfläche, kleinen Speerspitzen gleich, hervorbringen — ein Wall von grünen Facetten — wie sie sich zu Zeiten mit leisem Zittern bewegen und einen Schimmer von grün, begleitet vom leisesten Rauschen, um uns verbreiten. Keine Kulisse auf dem Theater war je so schön, wie eine Bambuslichtung am Bergeshang mit dem nie fehlenden Wasserlauf in der Mitte, der in zierlichen Kaskaden herabrauscht, und dem weichen Grund, der mit den abgefallenen Blättern wie mit schmalen, blaßgoldenen Speerspitzen gepolstert ist.

Weiterhin wird der Pfad schrecklich. Man taucht aus dem Dunkel des Waldgürtels auf den kahlen Fels und hat herrliche Blicke über die blumengeschmückten Bergabhänge unten, über ein Band schwarzgrünsamtenen Waldes und darüber hinaus in tiefblaue Ebenen mit hier und da einem diamantenen Streifen Wassers, bis der Horizont von den blassen Umrissen anderer Berge abgeschlossen ist.

Der Pfad ist jetzt kaum sichtbar. Das Fortkommen ist auf den steilen, glattpolierten Felsen schwierig. Hier und da auf Felsrissen, wo sich etwas Humus angesammelt hat, wachsen ein paar Büschel Gras, und diese gewähren dem Fuße notdürftig Halt. Obgleich es kein guter Pfad ist, sieht man deutlich, daß dieser Weg bergauf und bergab viel begangen wird; denn die regelmäßig zertretenen Grasbüschel sehen grau und erstorben aus im Vergleich zu den grünen, die der Menschen Fuß nicht berührt hat. Zwischen den Felsen aber wachsen tausende und abertausende kleiner, blauer Lobelien und erquicken das Auge des müden Wanderers.

Endlich ist dieser Berganstieg glücklich vollendet, wir strecken uns auf dem kurzen, dünnen Rasen und wissen, wir haben das Schire-Hochland erreicht.

Alle großen Berge in Südcentral-Afrika scheinen vereinzelte Bruchstücke einer älteren Hochebene zu sein, und die meisten von ihnen erheben sich mit steilen, maucrartigen Abhängen über die Vorberge, welche letzteren durch Bergrutsche oder Schuttablagerungen oder allmählich zerbröckelte, kleinere Plateaureste entstanden sind. Diese mauerartigen Abhänge sind naturgemäß schwer zu ersteigen; hat man aber den oberen



Landschaft in Central-Afrika.



Rand erklommen und ist auf der Höhe angelangt, so ist es ein richtiges Tafelland und bietet einen ganz andern Anblick als die tropischen Ebenen unten. Wir blicken in den blauen Abgrund, der zu unsern Füßen mehrere tausend Fuß steilen Abstiegs tief klafft; er löst sich bei genauem Hinschauen in eine schwach erkennbare Landkarte vieler Meilen des umgebenden Landes auf. Aber blicken wir nach der andern Seite, so finden wir, daß das Plateau eine kleine Welt für sich ist. Die allgemeine Oberflächengestalt ist welliges Grasland und schöngeformte Senkungen mit kleinen Flüssen, Seen und Wäldern. Und aus diesem Hochland erheben sich wieder Granitberge von ein= bis dreitausend Fuß Höhe in die Wolken, die mit ihrer felsigen Schroffheit reizend von den offenen Grasflächen, den blumigen Thälern und den reichen Waldlandschaften zu ihren Füßen abstechen. Alles in allem ist die Scenerie mehr lieblich als großartig; könnten wir den Anstieg und die geographische Lage vergessen, wir könnten uns nach Thüringen versetzt glauben und denken, so müsse sich nun das Land viele Meilen weit ohne Unterschied weiter hin erstrecken, — wenn wir nicht nach ein paar Schritten in einer andern Richtung plötzlich wieder schaudernd vor dem Rand eines schrecklichen Abgrundes ständen, eines Abgrundes, der an einem nebligen Tage wie das Ende der Welt aussieht.

Dies kleine Hochland, ganz abgesondert von dem übrigen tropischen Afrika, hat eine eigne Flora und Fauna, hatte aber für gewöhnlich keine einheimische Bevölkerung. Die Tierwelt dieser Höhen hat eigenartige Züge, obwohl sich die meisten Säugetiere nur wenig von denen in der Ebene unterscheiden. Antilopen, Büffel und selbst Elephanten klimmen die steilen Höhen hinan, wenn sie irgend einen Zugang finden, weil das süße Kraut sie lockt; so kann man bei seinen Streifzügen über die Hochebene Großwild, ja wohl gar Leoparden und Löwen zu Gesicht bekommen. Die Wälder der Steineichen und andern immergrünen Bäume, deren Zweige mit langen, grauweißen Flechten behangen sind, hallen wieder von den Schreien der Turacos. Die meisten anderen Vögel sind denen in Südafrika, Abessynien und selbst Europa ähnlich — große, purpurne Tauben mit gelben Schnäbeln oder niedliche Schwalben mit rosaroten Schwingen und weißen Köpfen, Ammern, Fliegenschnapper und andere. Raubvögel sind fast nicht vorhanden, nur viele großschnäbelige, schwarze und weiße Raben und ab und zu eine schwarze Krähe. Die wilden Blumen erinnern uns rührend an die Heimat. Da sind Veilchen, seltene Primeln, Butterblumen, Vergißmeinnicht, Anemonen, lebhaft blaue Hundszungen und Haidekraut. Nicht so vertraut sind uns die zahlreichen Erdorchideen, die seltensten Proteen und die immerblühenden Blumen. Es giebt auch verkrüppelte Haidebäume, die fast wie kleine Koniferen aussehen, während andere in ihren Formen mehr unserem Haidekraut ähneln. Nahe an den Rändern des Plateaus wächst zwischen den Felsen eine große Art von Baumlilien mit unförmlichem, dickhäutigen, verzweigten Stamm und Büscheln von grasartigen Blättern. Im Frühling findet

man diese sonst häßlichen Sträucher mit weißen, lilienartigen Blüten überdeckt.

Die Luft ist auf diesem hohen Plateau kühl und erfrischend und der Sonnenschein am Tage unschädlich. Wenn das Wetter gut ist, ist der Himmel schön blaßblau. Das Tageslicht giebt unter diesen Verhältnissen eine lange, unerschöpfliche Freude am Leben. Müdigkeit fühlt man nicht; die Sonnenhitze ist angenehm warm; der Durst kann leicht in den zahllosen, eiskalten Bächen gestillt werden. Aber wenn die Sonne in unbeschreiblicher Pracht scheinbar mitten am Himmel — so hoch erscheint der Horizont — untergegangen ist, hat die Natur ein anderes, eher beunruhigendes Ansehen. Hat man da nicht ein hübsches Blockhaus oder ein gut aufgeschlagenes, bequemes Zelt mit einem prasselnden Feuer vor dem Eingang, so wird man sich bald recht ungemütlich fühlen. Da kommt etwa ein Gewittersturm daher. Mächtige Wolkenmassen ballen sich zusammen und hüllen uns ein; entsetzlich betäubender Donner rollt um uns her und hallt lauter als Artilleriefeuer in der Schlacht aus jeder Schlucht und von jedem Bergeshang wieder. Der durchnässende Regen oder der treibende Nebel durchkälten unsere halbnackten Begleiter, daß sie bitterlich frieren, und bringen sie ohne genügenden Schutz selbst dem Tode bedrohlich nahe. Selbst in einer schönen Nacht, wo der Mond scheint, ist etwas Abstoßendes und Schreckenerregendes in der Welt außerhalb unseres Zeltes. Der Wald, in dessen Nachbarschaft wir Schutz gefunden haben, steht schwarz, und seltsame Tier- und Vogelschreie, die aus diesen dunkeln Tiefen kommen, geben dem Glauben der Eingeborenen, daß in den Bäumen die Geister der Verstorbenen hausen, neue Nahrung. Die Sterne scheinen uns so nahe, und wenn man im Mondlicht den Weg über das büschelige Gras zum Rande des Plateaus gefunden hat und in die schlafende Welt hinausschaut, so fühlt man sich erschreckt, — so vollständig ist man getrennt von der lebenden Menschenwelt. Da ist's viel behaglicher, in einem guten Zelte oder einem Zimmer in seinem warmen Bett zu liegen und ein gutes Buch zu lesen.

Der Weg über dies Plateau führt uns nach Blantyre. Dort ist der Mittelpunkt der europäischen Interessen im Schire-Hochland und in Südcentral-Afrika. Wir bringen einen Maiensonntag dort zu. Außer dem Namen hat dies Blantyre wenig Ähnlichkeit mit der kleinen Industriestadt in Schottland, wo Livingstone geboren wurde. Der Himmel ist herrlich blau, der Sonnenschein umflutet uns, es weht ein kühler Luftzug, die Atmosphäre ist auffallend frisch. Die Straßen sind rot und sauber, die Häuser sind nett aus Backsteinen gebaut, und rings umher ist alles grün.

Wie wir die Kirche betreten, spielt die Orgel als Eingang eine Mendelssohnsche Hymne, während gleichzeitig der Chor und die Geistlichkeit Platz nehmen. Die normannische Architektur des Innern, die gemalten Glasfenster, die vergoldete Altarbekleidung, die kupfernen Lesepulte mit ihren Adlern, das geschnitzte Altargeländer, die eichene Kanzel, die

wohlgeordneten Sitze mit purpurnen Kissen, — selbst das Sonnenlicht, dessen Überfülle durch die bunten Scheiben der Glasfenster gedämpft wird, — alles bringt auf den Neuling eine völlig überraschende Wirkung hervor. Er muß seine Augen auf den schwarzen Chor mit seinen scharlachroten und weißen Gewändern richten, um es zu fassen, daß er sich in Afrika befindet und nicht in einer Londoner Kirche. Die Versammlung besteht hauptsächlich aus Engländern, und der Gottesdienst ist englisch. Die Eingeborenen versammeln sich zu anderen Stunden, wo dann die Predigt in ihrer Sprache stattfindet. Der Gottesdienst ist kurz, die Musik gut und von dem schwarzen Chor trefflich gesungen, die Predigt eine Viertelstunde lang. Dann befinden wir uns wieder auf dem sonnigen Platze in einer Temperatur nicht heißer als an einem milden Sommertage zu Hause; wir tauschen mit den Pflanzern der Umgegend Grüße aus, fast alle sind in denselben Kleidern, wie sie sie am Sonntag zu Hause tragen würden. Die Männer tragen schwarze Röcke, helle Hosen, Cylinder, Patentlederstiefel und braune Handschuhe; die Frauen haben seidene Blusen und die Kleider mit all den Falten, Puffen und Behängen, die in London vor vier Monaten neueste Mode waren; denn es ist der brennende Wunsch der Ansiedler in Blantyre, mit der Civilisation in Zusammenhang zu bleiben.

Auf dem freien, offenen Platze, der die schöne Kirche so passend umgiebt, stehen Gruppen von Missionsknaben, anständig gekleidet in nett sitzenden europäischen Kleidern mit schwarzen Filzhüten. Sie sprechen leise, damit ihre Bemerkungen nicht von den kritischen Ohren der Europäer gehört werden. Sie haben eine kleine Neigung zur Stutzerei; sie wissen es aber und schämen sich deshalb. Da geht eine lange Reihe bescheiden und geziemend rot und weiß gekleideter Missionsmädchen nach dem Eingeborenenquartier der Mission; voran geht eine Dame mit schwarzem Hute und grasgrünem Regenschirm. In sonderbarem Gegensatze zu diesen ehrbaren Wächtern der Herde steht da der eingeborene Wolf in Person einiger Angoniträger, die entweder vergessen haben oder nicht wußten, daß der Sonntag der Ruhetag der Europäer ist, und mit ihren Lasten vom oberen Schire gekommen sind. Ganz nackt bis auf ein dünnes Fellstück oder einen Gurt von Tigerkatzenschwänzen, mit gelenkigen, geschmeidigen Körpern von Chokoladenfarbe, die von Schweiß glänzt, ihr Haar auf dem Kopf mit Stroh zu sonderbaren kleinen Büscheln zusammengedreht, — so schleichen sie sich mit ihren Lasten halb scheu, halb neugierig hinter der Kirche herum, bereit, ihre Lasten wegzuwerfen und davon zu springen, wenn sie etwa ein Europäer anreden sollte. Sie schauen mit ihren großen Augen verwundert auf die wunderschön gekleideten weißen Frauen und die offenbar mächtigen Häuptlinge, die weißen Männer. Ein schneidig uniformierter Negerpolizist in gelbem Rock und schwarzem Feß jagt sie davon, beleidigt durch ihre Nacktheit, in der er ihnen noch vor einem Jahre gleich war.

Ein freundlich dreinschauender Sikhsoldat — auf Urlaub von einer benachbarten Garnison oder als Ordonnanz in Begleitung eines

Beamten — lungert ehrerbietig herum. Er ist ohne Uniform und trägt einen mächtigen, grellroten Turban, ein weites, schneeweißes Hemd, eine rehfarbene Weste, weiße, oben weite, an den Waden eng anschließende Pluderhosen und spitze, persische Schuhe von rotem Leder. Sein langer, schwarzer Bart ist nach Art der Sikhs aufgerollt, so daß er rund um das Kinn von Ohr zu Ohr eine saubere Franze bildet; der schwarze Schnurrbart ist stolz gewunden.

Wir gehen nach Hause auf einer schönen, dunkelroten Straße, wie hier die Erde überall aussieht. Zuerst kommen wir durch eine Allee von dunklen Cypressen mit schimmernden Eukalyptus dazwischen; dann ist die Straße eingefaßt von Bananen oder den Gärten der Europäerhäuser mit sauberen Gehegen. Nach allen Seiten zweigen andere Straßen ab, und über das reiche Grün der Maisfelder, der Bananenhaine, der Tannenpflanzungen, der Akazien und Eukalyptusbäume schauen die grauen Wellblechdächer der Häuser, hier und da zum Schutz gegen den Rost rosenrot angestrichen.

Von Blantyre führt unser Weg nach Norden wieder zum Schire hinab nach Matope. Wir benutzen eine Dampfergelegenheit nach Fort Johnston und fahren langsam den Schire stromaufwärts. Zur Linken dehnt sich eine öde Ebene von losem Boden, der einst unter dem Wasser sich bildete; er ist weiß von dem Kalk der zersetzten Muscheln und glüht in dem zitternden Sonnenschein des Mittags; die ausstrahlende Hitze an der Oberfläche ist so groß, daß der Horizont vor dem geblendeten Auge in Wellenlinien schwankt. Auf der andern Seite ist ein Papyrussumpf mit offenen Tümpeln stehenden Wassers. Jenseits der öden Wüste, auf der nur ein paar graue Grasstengel wachsen, liegt das tiefblaue Wasser eines Sees — fast indigoblau am Mittag und in diesem Winkel gesehen. Hinter dem Papyrussumpf ist eine Linie blasser, blaugrauer Berge — nur ein matter Farbenstreifen, alle Einzelheiten sind in dem Sonnennebel verschleiert. Wir sind an der Einmündung eines größeren Nebenflusses, und die Sümpfe an der einen Seite sind entweder seine verlassenen, halb aufgetrockneten Kanäle oder sein Hinterwasser in Überschwemmungszeiten. Ungefähr eine Meile weit blickt das Auge, das sich erquickt von der verdorrten, gebleichten, kahlen Ebene zwischen uns und dem See abwendet, über viele Morgen apfelgrünen Papyrus. Der Papyrus ist eine Binse mit glattem, runden, rohrartigen Stamm, bisweilen bis sechs Fuß hoch. Der Stamm endigt in einem Knopf von zarten grünen Fasern, die oft an ihren Enden befiedert sind. Drei oder vier schmale Blätter umfassen das Herz an der Stelle, wo die Fasern ansetzen. Zur Zeit der Blüte sind kleine, gelbgrüne Knötchen über das Gewebe der Fasern ausgestreut. Mit Ausnahme dieser Auswüchse ist die ganze Binse — Stamm, Blätter und Kopf — rein apfelgrün, und die Fasern leuchten wie Seide.

Das Wasser an den offenen Stellen zwischen den Papyrusinseln und -halbinseln ist vollständig stehend, unbewegt und durchscheinend klar. Bisweilen ist das Wasser schwarz und sumpfig, aber seine

Neigung zur Zersetzung wird aufgehalten durch die ungeheuer üppig wuchernde Entenkresse, die das Wasser wie mit einem grünen Überzug bedeckt.

Ein paar sattelschnabelige Störche waten durch den Sumpf und suchen Fische, Frösche und Schlangen. Ihre mächtigen Schnäbel sind rosenrot mit einem schwarzen Bande, ihre Leiber sind in ihrer Färbung kühn geteilt zwischen schneeweiß, tintenschwarz und bronzegrün.

Wir sind am Nyassa-See. Der Dampfer, auf dem wir in Gedanken unsere Reise angetreten haben, hat seinen sichern Ankerplatz am frühen Morgen verlassen und kämpft gegen eine kurze, zerrissene See an. Die Wogen sind zuerst schmutzig grau, wo das Wasser eben ist; aber bald ändert sich die Farbe in ein tiefes, kaltes, unschönes Indigo. Ein starker Nordwind weht uns entgegen, und jede Welle ist mit weißem Schaum gekrönt. Der Wind ist heute gegen uns, und wir müssen gegen diesen starken Sturm nordwärts fahren. Wie wir in die Mitte des Sees kommen, wird die Lage fast gefährlich; denn das Fahrzeug, in dem wir reisen, trägt zwar den stolzen Namen eines Dampfschiffes, ist aber kaum größer als ein großes Flußboot. Bei solchem Wetter könnte es unmöglich mit den Wogen an der Breitseite fahren, es würde umschlagen; auch südwärts mit nachfolgender See könnten wir nicht fahren, wir würden schnell ertränkt werden; es giebt nur eine Möglichkeit, wir müssen gegen Wind und Wellen nordwärts fahren. Zu Zeiten scheint das Schiff aufrecht zu stehen, wenn es auf einem gewaltigen Wellenkamm thront, und indem es in die Furche dieses breitrückigen Rollers hinabsteigt, kommt derselbe aufs Hinterdeck und überschwemmt es. So steigt das Schiff, um wieder zu fallen, steigt und fällt, steigt und fällt, bis auch der beste Matrose der Welt sich in dieser schändlichen, sägeartigen Bewegung ungemütlich fühlt. In der That, wäre es nicht so gefährlich, so würde jeder gewöhnliche Passagier seekrank werden, aber man ist so ängstlich, das Schiff könnte umschlagen oder sinken, daß man keine Zeit hat, sich um die Beschwerden seines Magens zu kümmern.

Aber der Kapitän ist voll Hoffnung, er sagt uns, da der Wind schon den dritten Tag wehe, werde er sich wahrscheinlich gegen Abend legen. Oben ist trotz des pfeifenden Windes der Himmel wolkenhell und blaßblau. Der See ist dunkelindigoblau, gefleckt mit weißem Schaum, nicht dem kremeartigen, dicken, weißen Schaum des Salzwassers, sondern durchscheinend hellem Schaum, wie unzählige Glastropfen, die das Sonnenlicht zurückstrahlen.

Der See ist etwa vierzig (englische) Meilen breit. Im Norden und Süden ist klarer Seehorizont. Im Osten und Westen sind die blassen, graublauen Umrisse der Bergketten zu sehen; aber dank dem treibenden Winde und der Schaumschicht am Ufer oder aus irgend welchem atmosphärischen Grunde sind die unteren Abhänge der Berge unsichtbar, und das ferne Land hat keine unmittelbare Verbindung mit der scharfgeschnittenen Linie des indigoblauen, schaumbefleckten Wassers.

Mit der Nachmittagshitze verliert der Wind allmählich seine Gewalt und weicht eine Stunde vor Sonnenuntergang völliger Windstille. Die schnell erregten Wogen des Sees beruhigen sich eben so schnell und leicht wieder. Wie der Wind sich vermindert, werden die Wogen kleiner und kleiner, bis schließlich nur noch eine sanfte Wellenbewegung, ein leises Gekräusel übrig bleibt. Der Dampfer fährt nun glatt längs der Westküste des Sees dahin. Es ist ein liebliches, friedliches Bild, das sich vor unseren Augen ausbreitet. An der fernen Bergkette werden durch die sinkende Sonne die Thäler und Schluchten in schwachen Schatten von braunem Purpur gezeichnet, während die Abhänge, die vom Sonnenlicht gebadet werden, gelbgrau erscheinen. Zur Linken ragt das Land etwas in den See vor, und die lange Bank ist von niedrigen, bewaldeten Hügeln überragt. In der Mitte durchbrechen drei Inselchen, drei dunkelbraune Flecken unter den fernen Bergen, die lange Linie des Wasserhorizontes.

Wir sind am Nordende des Sees angelangt, wir haben deutschen Boden unter unsern Füßen. Diese Ebene, die sich bis zu den Bergen im Osten und Norden erstreckt, diese hochragenden Bergketten und weit, weit alles Land, das sich jenseits dieser Berge bis zum Indischen Ozean ausdehnt, sind Deutsch-Ostafrika. Trotz alles Schönen, Großartigen und Lieblichen, das wir auf unserer weiten Reise gesehen haben, brauchen wir uns unseres deutschen Besitzes wahrlich nicht zu schämen. Die Kondeebene ist eine der Perlen des Nyassalandes. Das Gebirge im Osten bietet einen gewaltigen Anblick dar, der mehr und mehr die Sinne verwirrt, je tiefer man in diese wild zerrissenen, vielfach zerklüfteten, in Mannigfaltigkeit einander folgenden Thäler und Querthäler eindringt. Es ist ein Wirrsal zackiger Berggipfel, von deren Graten starre, nackte Felswände aus schwindelnder Höhe senkrecht niederfallen, und tiefe grausige Gründe, durch welche der vom Wolkenbruch angeschwollene Gießbach seine Wasser tosend über gewaltige Felsblöcke zum See herabstürzt.

Zu den Füßen der Berge ist die Ebene lieblich wie ein Garten Gottes. Wir wandeln stundenlang durch prächtige Bananenhaine und erfreuen uns an den zierlich gebauten und reingehaltenen Hütten der Konde. Wenn man diese Leute ansieht, so kommt es einem vor, als ob sie alle Tage Feste feierten. Sie sehen alle so reinlich aus, als ob sie von keiner Arbeit etwas wüßten. Die Frauen und Kinder sieht man in aller Gemütlichkeit die abgefallenen Bananen auflesen und die Männer und jungen Leute meist zu zweien Hand in Hand umhergehen. Und die ganze Gegend, soweit sich die Dörfer erstrecken, ist ein grüner Bananenhain, der ab und zu von gewaltig breiten, schattigen Bäumen unterbrochen wird. Das bietet ein so reizendes Bild, daß man es mit Worten nicht schön genug ausmalen kann.

(Aus H. H. Johnston, British Centralafrica. Cap. 1. What the Country looks like und Merensky, Deutsche Arbeit am Njassa).



Kondehaus.



## Das Land.

Livingstone vergleicht Centralafrika treffend mit einem Schlapphut mit breiter Krämpe. Längs der Küsten ist ein 20—40 Meilen breiter, flacher Rand, eine große Tiefebene, die mit trostlosen Flächen von Dschungelgras, Mangrovesümpfen und weiten Waldungen angefüllt ist. Das ist der äußere Rand Afrikas, gleichsam die Krämpe des Hutes. Von da steigt unregelmäßig ein welliges Hügelland bis zu der Höhe von 600—900 Meter, ein Strich von verschiedener, nirgends erheblicher Breite. Zwei bis drei Tagereisen weiter bringen den Reisenden auf die eigentliche Hochebene Afrikas, eine ungeheure Fläche, welche sich nach der Mitte zu etwas abdacht, so daß alle Wasser von den Rändern nach der Mitte zu abfließen, und an drei Stellen sind tiefe Einschnitte in den Randgebirgen, durch welche die gesammelten Wasser nach den Meeren, durch den Kongo, den Nil und den Sambesi, abfließen. Diese centralafrikanische Hochebene erstreckt sich vom Sudan im Norden bis zur Kalahari-Wüste im Süden. Sie hat eine durchschnittliche Höhe von 1000—1200 Meter, erhebt sich aber an vielen Stellen zu ganz beträchtlichen Höhen. Aus der allgemeinen Bodengestalt ist leicht begreiflich, daß die höchsten Berge in den die Hochebene umgebenden Randgebirgen liegen, und daß diese Berge dem vom Meere her aufsteigenden Wanderer wesentlich imposanter erscheinen, als dem, der aus dem Innern zum Meere absteigt.

Zu dieser centralafrikanischen Hochebene gehört auch das ganze Nyassa-Land von der Tanganjika-Hochebene im Norden bis zum Schire-hochland im Süden. Eben im Nyassa-Lande wird die Hochebene durch einen tiefen Schlitz von Norden nach Süden gespalten. Dieser Einschnitt, durchschnittlich 600—1000 Meter unter dem Niveau der Hochebenen, ist das Thal des Nyassa und Schire. Vom Thale aus gesehen ist der Reisende vom Schire im Süden bis zum Nordende des Nyassa von immer mächtiger werdenden Gebirgszügen umgeben, in Wirklichkeit sind alle diese kühnen Berge nur die zum Teil sehr steil abfallenden Ränder der großen Hochebene.

Der Nyassa ist 70 Meilen lang, 3—13 Meilen breit und überdeckt einen Flächenraum von 350 Quadratmeilen. Er ist also nächst dem Viktoria-Nyanza der größte der centralafrikanischen Seen. Er liegt 480 Meter (1500 Fuß) über dem Meere. Sein Name Nyassa, nur dialektisch verschieden von Nyanza, bedeutet „großes Wasser“; die Eingeborenen legen auch dem Schire und dem Sambesi, ja auch andern kleineren oder größeren Gewässern denselben Namen bei. Seine Wasser sind sehr tief und wundervoll indigoblau. Im Südwesten treten die Berge einige Meilen von der Küste zurück und lassen Raum für eine flache, überaus fruchtbare Küstenebene; dieselbe ist aber fieberig und deshalb für Europäer unbewohnbar. Ungefähr in der Mitte der Westküste treten die Bergketten nahe an den See heran und

folgen dem Gestade bis zu dem schroff abfallenden Mount Waller. Von hier an treten sie wieder zurück und geben allmählich Raum für eine breite Marschniederung, die Konde-Ebene. Auf der Westküste ergießen sich nur unbedeutende Flüsse, wie der Bua, der Loangwa und der Rikuru in den See. Diese nördliche Ebene aber wird von mehreren wasserreichen Flüssen durchströmt, von denen der Songwe der wichtigste ist. Die Konde- oder Nkonde-Ebene wird im Norden und Osten durch die gewaltigen Verzweigungen des Livingstone-Gebirges begrenzt. Dieses Gebirge, welches auch das nördliche Viertel der Ostküste des Sees begleitet und von Nordwesten nach Südosten streicht, schließt im Norden der Konde-Ebene mit dem Rungue-Berg 7500 Fuß hoch ab. Seine Ausläufer im Norden und Nordwesten des Sees heißen die Jomalema-Berge. Im Nordosten des Sees bildet es eine fortlaufende Kette von durchschnittlich 8800 Fuß Höhe, überragt von einzelnen, schroffen Gipfeln bis zu 12000 Fuß. Dieses Gebirge erscheint um so majestätischer und großartiger, als es sich ganz unvermittelt aus dem Nyassa-See erhebt, und seine höchsten Berge sich in den indigoblauen Wassern des Nyassa spiegeln. Weiter nach Süden dacht sich das Livingstone-Gebirge ab, jedoch bleibt die die Ostküste umschließende Bergkette durchgängig höher als die des Westens. Sie reicht fast auf der ganzen Ostküste bis unmittelbar in den See hinein und läßt selten auch nur für einen Fußpfad am Ufer Platz. Bemerkenswert sind die Inseln, welche besonders in der Mitte der Ostküste vorgelagert sind, zahlreiche kleine Felseneilande, von denen Chisomulu und Likoma die schönsten und größesten sind.

Da der Nyassa tief in eine Hochebene eingebettet ist, teilt er das Los aller tiefeingeschnittenen Bergseen, er ist vielen Stürmen ausgesetzt. Livingstone nannte ihn den „Sturmsee", und der erste gründliche Erforscher des Sees, E. Young, kann nicht genug von den schrecklichen Unwettern und entsetzlichen Stürmen erzählen, denen er während der Umschiffung des Sees ausgesetzt war. Diese Stürme sind um so verhängnisvoller, als die Ufer des Nyassa wenig gute Häfen bieten und fast keinen, der gegen alle Winde geschützt ist.

Der landschaftliche Charakter ist in einem so großen Lande selbstverständlich sehr verschieden; die Ufer des Schire und Nyassa mit ihren kühnen Bergformen und dicht bewaldeten Abhängen bieten dem Auge des Reisenden immer neuen Genuß und stete Abwechselung. Auch auf dem Schire-Hochland sind die schottischen Missionare immer wieder entzückt von dem Reichtum der landschaftlichen Schönheit; das breite Thal des Schire zu den Füßen, hohe Berge nach Osten zu im Hintergrund, herrliche Wälder ringsum, die sich an den sanftansteigenden Hügeln hinauf ziehen, dazwischen eingestreut hellgrüne Flecken, die Gärten und Dörfer der Eingeborenen, das bietet ein mannigfaltiges, wechselvolles Panorama. Weniger schön und reich sind in landschaftlicher Beziehung die Hochebenen zu beiden Seiten des Sees; sie haben den Charakter der centralafrikanischen Hochebene, eine überwältigende Eintönigkeit. Stundenweit, ja Tagereisen lang wandert der Reisende durch Wälder von mittelhohen Bäumen, die nur

wenig Schatten bieten: „Niederer Baumwuchs mit unansehnlichen Stämmen, deren mageres Laubwerk den Wanderer nur schlecht vor der tropischen Sonne schützt. Die Bäume an sich sind auch nichts besonderes, man braucht nicht in die Tropen zu gehen, um derartiges zu finden. Hier und dort erblickt man eine Wein- oder Fächerpalme, eine wie ein Kronleuchter sich ausbreitende Euphorbia, eine farbenglühende Mimose, oder einen trostlosen Baobab; auch sieht ein aufmerksames Auge allerlei Schlinggewächs, und zwischen den Sträuchern bergen merkwürdige Orchideen ihre wunderlichen Blütenformen. Der äußere Typus des Waldwuchses ist dem europäischen ähnlich; Bäume, wie Eschen, Ulmen und Buchen, nur selten so groß gewachsen wie bei uns, und von den Flußufern abgesehen, selten so schön. Man kann tagelang durch diese Wälder streifen, und wenn die klimatischen Verhältnisse nicht wären, würde man kaum daran erinnert, wo man ist. Die Tierwelt ist allerdings eine andere; aber wenn man nicht besonders darauf aus ist, sieht man selten einen Vierfüßler; die Vögel sind andersartige, aber man hört sie nie; und was das Gestein betrifft, so finden sich von biederen Basaltgängen durchzogene Gneiße und Granite mit krausem Flechtenwuchs an verwitterter Wand, ganz wie bei uns. Viele tausend Kilometer Wald also, über Berg und Thal sich hinziehend, ein dürftiger, schattenloser, spurloser, sangloser Wald, das ist das östliche Innerafrika". (Henry Drummond, Inner-Afrika S. 50 f.)

Zwischen diesen endlosen Wäldern ziehen sich ebenso endlose Grasflächen hin, nicht das zehn Fuß und höhere Dschungelgras an den Flüssen und Seen, sondern kniehohes Gras. In der Regenzeit prangen diese Flächen in dem wunderbaren Reichtum frischesten Grüns und prächtiger Blumen. Aber wenn die glühende Sonne Monat um Monat herniederbrennt, so verdorrt das Gras, es wird gelb und grau, und die ganze Gegend bekommt ein trostloses Aussehen; auf weite Strecken hin tritt der kahle Fels hervor; müde ruht das Auge auf den vereinzelten Büschen und Baumgruppen, die weithin über die Ebene ausgestreut sind. Auch in diesen trostlosen Grasfeldern ist von tropischem Reichtum wenig zu merken, man muß wieder zum Schire oder zum Nyassa hinabsteigen, um in der Schönheit tropischer Vegetation zu schwelgen.

Ein Blick auf die Landkarte zeigt, daß das ganze Nyassa-Land in der heißen Zone liegt; es erstreckt sich vom 9—16. Grad südlicher Breite. Dem entsprechend hat es nur zwei Jahreszeiten, die Regenzeit und die trockene Zeit. Die Regenzeit beginnt mit ziemlicher Regelmäßigkeit in der zweiten Hälfte des November oder in den ersten Tagen des Dezember und währt bis Ende April. Während dieser fünf Monate regnet es nicht ununterbrochen; es können sogar ganze Wochen kommen, in denen kein Tropfen fällt. Aber dann wieder gießt es in solchen Strömen, daß die Flüsse mächtig anschwellen; und wer sich in solcher Zeit auf Reisen befindet, bekommt wochenlang keine trockenen Kleider. In Bandawe an der Westküste des Nyassa fällt während dieser Monate durchschnittlich wenigstens 80 Zoll Regen. Von Mai bis November ist die trockene Zeit; da fällt in vielen

Jahren überhaupt kein Regen, sondern die Sonne steht Woche um Woche wolkenlos am Himmel und sendet ihre Strahlen mit versengender Glut hernieder. Im März, April und Mai sind alle Flüsse und Bäche, alle Sümpfe und Moräste am vollsten. Wenn dann die Sonne mit ihrer Glut niederzubrennen anfängt, atmen die Gewässer ihre Dünste aus und vergiften die Luft mit Fieberkeimen; diese Monate sind deshalb die ungesundesten, und eine Reise im April oder Mai hat schon oft den Tod nach sich gezogen. Die heißen Monate, besonders von Juli bis Oktober, sind verhältnismäßig die gesundesten.

Die Hitze darf man sich nicht zu gewaltig vorstellen. In dem engen, bergumschlossenen Schire-Thale ist sie allerdings unerträglich. Aber am gleichfalls tiefliegenden Nyassa wird sie schon wesentlich durch den Einfluß der Seeluft und der Seebriesen gemildert; sie hält sich in den heißen Monaten im Durchschnitt zu Mittag etwa auf 25—27° C., in den kühlen Monaten zu Mittag auf etwa 22°. Die Temperatur ist dort längst nicht so großen Schwankungen unterworfen, als in unserm Klima. Die niedrigste, am Nyassa beobachtete Temperatur war 10°, die höchste 38° Wärme. Steigen wir auf die den See umgebenden Hochebenen, so stellt sich das Klima dort noch wesentlich günstiger. In Blantyre, 900 Meter über dem Meer, ist die jährliche Durchschnittstemperatur 10 Grad Wärme, und in einem seltenen Falle fiel das Thermometer sogar 1° unter den Gefrierpunkt. Da es eine Eigentümlichkeit der tropischen Länder ist, daß gleich nach Sonnenuntergang sich die Luft erheblich abkühlt, so können auf diesen Hochebenen die Reisenden bei Nacht warme, wollene Decken recht gut gebrauchen.

Der Vorrat der Feld- und Gartenfrüchte ist Dank der Anspruchslosigkeit der Eingeborenen kein großer. Zuerst kommt Hirse, und nochmal Hirse, und zum drittenmal Hirse. Sie ist das unentbehrliche Nahrungsmittel jedes Ostafrikaners. Wenn er sich jeden Tag zweimal mit grobkörnigem, schlecht gekochten Hirsebrei satt essen kann, ist er zufrieden. Wenn die Hirse gediehen ist — und sie ist so anspruchslos wie ihr Herr —, dann hat es mit dem Hunger keine Not. Außer der Hirse baut der Neger in seinen Gärten Maniok, süße Kartoffeln, Erdnüsse, Melonen, Jams, Kassava, Erbsen, Bohnen, etwas Tabak, Zuckerrohr, wo das Land sumpfig ist, Reis, und möglichst viel Mais, um daraus Pombé, Kafferbier, zu brauen. Damit sind seine Bedürfnisse befriedigt. Alle diese Produkte haben auch für den Europäer Wert, weil sie ihm für sich und seine Untergebenen ein gut Teil des Lebensunterhaltes beschaffen.

Außer diesen Gemüsen giebt es noch verschiedene Pflanzen, welche wertvoll werden können, wenn sie besser gepflegt und kultiviert werden. Indigo und Baumwolle wachsen weit und breit wild, Kaffee und Zuckerrohr sind mit Erfolg gepflanzt, Ölsame läßt sich in Menge gewinnen, mit Gummi, Tabak und Wachs wird schon seit langen Jahren ein kleiner Handel getrieben. Ohne Zweifel werden sich noch mehr wertvolle Pflanzen einbürgern lassen. Der Boden ist von genügender Fruchtbarkeit, an Arbeitskräften hat es auf den Plantagen nie ge-

fehlt. Hauptsächlich müßte der Transport billiger werden, als er zur Zeit noch ist; sonst kann der Export aus diesen entlegenen Gegenden niemals lohnen.

Noch weniger Gewinn als ihren Äckern haben die Afrikaner bisher ihren Bergen abzwingen können. Eisenstein auf dem Schire-Hochland und auf der Tanganjika-Hochebene ist bis jetzt das einzige Metall, das im Lande gefunden und in ziemlich geschickter Weise verarbeitet ist. Von edlen Metallen hat sich noch keine Spur gezeigt; und auch Kohlen sind in neuster Zeit in abbaufähiger Qualität gefunden. Es ist nicht zu erwarten, daß sich in dieser Beziehung das Nyassa-Land ergiebig zeigen wird.

Noch am meisten hat dem Afrikaner die Tierwelt geboten. An Haustieren finden sich Geflügel und Ziegen im ganzen Lande in ziemlicher Anzahl. Die kleinen Buckelrinder gedeihen nicht überall, doch sind im Süden bei Mponda, im Westen bei den Angoni und besonders im Norden bei den Konde Herden davon angetroffen. Meist genießt der Eingeborene von den Kühen und Ziegen nur die Milch, das Leben derselben ist ihm zu kostbar, um sie zu schlachten. Um so mehr ist er erpicht auf jede Art Wild; denn der Afrikaner ist ein leidenschaftlicher Liebhaber von frischem Fleisch; vielleicht ist seine Leidenschaft um so größer, je seltener er sie befriedigen kann. Denn mit seinen unzulänglichen Waffen kann er weder die Nilpferde und Alligatoren im Wasser, noch die Löwen und Antilopen auf den Bergen erlegen. Wenn aber ein Weißer so ein Tier geschossen hat, das er nicht essen mag, etwa ein ledernes Nilpferd oder ein widerliches Krokodil, und er überläßt die ganze Jagdbeute dem nächsten Dorfe, dann ist die Freude und der Jubel groß, dann wird gegessen und getrunken bis in die Nacht.

Bei weitem das wertvollste Tier Central-Afrikas ist der Elefant. Er ist eine wahre Quelle des Reichtums. „Der Preis des Elfenbeins beträgt gegenwärtig 10 oder 12 Mark das Pfund. Das Durchschnittsgewicht eines Elfenbeinzahns ist 10 bis 15 Kilo, und beim afrikanischen Elefanten sind Männchen und Weibchen gleich sehr mit den kostbaren Zähnen ausgestattet. Der Wert des Elefanten liegt somit im Gewicht seiner Zähne. Ein Zahn kann 40 Kilo wiegen; der Elefant ist in diesem Fall an 2000 Mark wert. Eine Herde dieser Tiere ist einfach eine Goldgrube. Die Versuchung, den Elefanten um des Elfenbeins willen zu opfern, ist daher groß, und je seltener er wird, um so energischer wird Jagd auf ihn gemacht. Das ist traurig; trotzdem kann man Afrika nichts besseres wünschen, als daß der letzte Elefant der Kugel des Elfenbeinjägers in bälde erliegen möchte. Elfenbein bedingt zur Zeit abnorme Zustände in Afrika. Dieser eine Artikel ist so überaus geschätzt, daß keines der anderen natürlichen Erzeugnisse des Landes dagegen aufkommt, denn niemand im Innern wird sich's viel Mühe kosten lassen, aus den normalen Produktionsquellen zu schöpfen, solange es Elefantenzähne giebt." (Drummond, Inner-Afrika 19.)

Rechnen wir den Elefanten ab, — und seine Ausrottung ist nach dem Urteil Drummonds in spätestens 25 Jahren zu erwarten —, so

ist Central-Afrika alles in allem ein armes Land. Es hat längs seiner Flüsse und Seen Ebenen, die von Fruchtbarkeit strotzen und durch ihre Schönheit das Auge des Weißen bezaubern; aber diese Gegenden sind äußerst ungesund, und die Sterblichkeit, besonders unter den Weißen, ist abnorm hoch. Es hat unendlich weit ausgedehnte Hochebenen, aber dieselben sind teils mit einförmigen Wäldern bedeckt, deren Holz nicht sonderlich wertvoll ist, teils sind sie mit ebenso trostlosen Grasflächen überzogen, die nur für Rindviehherden Futter bieten. Im ganzen ist das Land von mittelmäßiger Fruchtbarkeit. Soll Inner-Afrika jemals eine Rolle im Welthandel spielen, so ist die erste Bedingung, daß neue Produktionsquellen erschlossen und neue Hilfsmittel gefunden werden. Der Ingenieur und Missionar James Stewart, einer der gründlichsten Kenner des Landes, faßt seine Ansicht über die Nutzbarkeit des Landes so zusammen: „Ich will keine zu günstige Ansicht vom Handel geben. Elfenbein ist allerdings vorhanden, aber nicht in großen Quantitäten. Gummi elastikum wird an den Ufern des Tanganjika-Sees gewonnen, und der Handel in diesem Artikel läßt eine Ausdehnung zu. Auch Kupfer ist ein Exportartikel. Eisen wird im Überfluß gefunden und kann als Tauschmittel im Kleinhandel Verwendung finden. Öl würde den Export nicht lohnen. Aber es ist ja auch nicht zu erwarten, daß das Land in seinem unentwickelten Zustand einen lohnenden Handel bieten soll. Bis die natürliche Produktion weise angeregt ist, wird sich kein nennenswerter Handel entwickeln. Der Elfenbein-Handel ist einer Entwickelung nicht fähig, wiewohl er von den Arabern in die Hände der Engländer übertragen werden könnte. Aber auch dann würde er für das Land keine Wohlthat sein, da er die Aufmerksamkeit der Kaufleute von andern Artikeln abzieht, deren Produktion dem Lande nützlicher wäre. Es ist eine bekannte Rede unter den Portugiesen, daß Elfenbeinhandel und Sklavenhandel der Fluch Afrikas gewesen sind. Ich teile durchaus diese Meinung.“ (Free Church Monthly, 1880. 189.)

## Die Völkerschaften.

In diesen weiten Landen vom Morambala-Berg im Süden bis zum Rungue-Berg im Norden wohnt nicht einerlei Volk und Sprache, sondern es ist ein rechtes Völkergewirr; es ist im kleinen ein Beispiel der zerfahrenen Zustände, die in Innerafrika herrschen. Als Livingstone zum ersten Male das Land betrat, wohnten zu beiden Seiten des Schire und weit hinauf am Nyassa die Mangandja, und es scheint, daß sie seit langer Zeit dort gewohnt hatten, denn ihr Name bedeutet „Leute vom See“, und in ihnen wurzelt ein solches Heimatsgefühl, daß sie lieber Flüchtlinge und Knechte am Schire und Nyassa sein, als anderswo



Tierleben in Central-Afrika.



leben wollen. Sie sind ein gar kluges und geschicktes Volk, ihre Töpferarbeiten und Eisenwaren sind weithin berühmt. Aber sie sind furchtsam und schwach und konnten starken Eroberern keinen Widerstand entgegensetzen. Gerade während der Jahre, wo Livingstone sich in diesen Ländern aufhielt, 1859—64, drängten die Adjawa oder Yao von Norden und Nordosten her auf die Mangandja, trieben sie immer weiter nach Westen und nahmen die von ihnen verlassenen Wohnsitze ein. So wurden die Adjawa die Herren sowohl auf der südlichen Hälfte des Ostufers des Nyassa wie in dem Schire-Hochland. Sie sind ein kriegseifriges Volk, aber an Geistesgaben und Handfertigkeit den Mangandja nicht gewachsen. Sie duldeten es deshalb gern, daß diese im Lande wohnen blieben und ihre Knechte wurden. Die Adjawa sollten sich ihrer Herrschaft nicht lange freuen. In Livingstones Gefolge waren einige Makololo, Leute weither aus dem Innern, aus dem Lande Sebituanes und Sekeletus am oberen Sambesi. Diese hatten sich durch ihren langjährigen Dienst bei Livingstone nicht nur Flinten und Pulver, sondern auch einige Kenntnis englischer Sitten erworben. Als sie nun von ihrem Meister entlassen wurden, setzten sie sich am Schire fest und gewannen durch rücksichtslose Plünderungen, durch die Überlegenheit ihrer Schießwaffen und durch den Schein ihrer engen Verwandtschaft mit den Engländern, den sie sorgfältig aufrecht erhielten, allmählich Einfluß. Derselbe steigerte sich im Laufe der Jahre noch erheblich durch den von ihnen befolgten Grundsatz, sich mit dem Sklavenhandel durchaus nicht zu befassen. Alle Bedrängten und Flüchtlinge suchten in ihrem Lande Zuflucht, zu hunderten stellten sich Adjawa und Mangandja unter ihren Schutz, den portugiesischen und arabischen Sklavenhändlern war der Eintritt in ihre Dörfer versagt. Sie herrschten mit unbarmherziger Strenge, aber sie stellten Ruhe und Frieden im Lande her. Als nach zwölf Jahren die Engländer wieder ins Land kamen, waren die Makololo die Herren im Lande. Überall am Schire zwischen dem Ruo und den Wasserfällen wurden die Ankömmlinge zu ihrem Erstaunen mit einem kräftigen Händedruck und einem herzlichen „good morning, sir“ begrüßt, das waren die wichtigsten Reste der von den Makololo angenommenen englischen Sitte. Es kommt uns unbegreiflich vor, daß sich 5 Ausländer — denn das waren doch die Makololo in den Augen der Adjawa und Mangandja — zu Herren des Landes machen konnten; aber das ist eine hervorstechende Eigentümlichkeit des afrikanischen Charakters, daß er sich willig der Herrschaft dessen fügt, dessen Überlegenheit er anerkennt und von dem er sich Hülfe verspricht.

Das Makololo-Reich erstreckt sich, wie schon erwähnt, längs des Schire bis zu den Wasserfällen; wie hier die Unterthanen ein Gemisch von Mangandja und Adjawa sind, so ist's auch in den drei folgenden größeren Reichen der Fall, — die kleineren Häuptlinge übergehen wir. Mponda am Südende des Nyassa, Jumbe am Südwestufer und Makanjira am Südostufer des Sees herrschen alle drei über Adjawa und Mangadja, aber nur Mponda ist ein Adjawa, die beiden andern, Jumbe und Makanjira, sind Araber oder Halbaraber; wir werden noch von ihnen hören.

Um nun die politische Lage weiter im Norden zu verstehen, müssen wir einen Blick in die Entwickelung der politischen Dinge in Afrika thun. Es ist den Negern ein tiefes Gefühl der Anhänglichkeit und Unterwürfigkeit unter ihre Häuptlinge eigen; es gilt als selbstverständlich, daß ein Häuptling über Leib und Leben, über Gut und Blut seiner Unterthanen unbedingt zu verfügen hat; er nimmt sich die Mädchen, die ihm gefallen, zu Weibern, auch wenn sie schon andere Herren haben, und niemand wagt zu widersprechen; er beansprucht von jedem Stück Wild, das geschossen wird, die Brust, und niemand wagt sie ihm vorzuenthalten; er nimmt von der Schlachtbeute vorweg den Löwenanteil, und jedermann findet es in Ordnung. Ja, wenn es ihm einfallen sollte, die Hälfte seiner Unterthanen in die Sklaverei zu verkaufen, so würde sich keiner zur Wehr zu setzen wagen. Aber so stark ausgeprägt das Abhängigkeitsgefühl ist, so beschränkt es sich doch auf den Dorfhäuptling; es fehlt dem Neger jede Spur des nationalen Bewußtseins und darum jedes Organ für die Bildung größerer, geordneter Staaten. Daß es, um nur ein Beispiel anzuführen, als die Mangandja von den Adjawa bedrängt wurden, Pflicht aller Mangandja gewesen wäre, sich gegen den gemeinsamen Feind zusammenzuschließen, kam ihnen nicht einmal in den Sinn. Wer gerade angegriffen wurde, der schrie nach allen Seiten um Hülfe, aber dem Nachbar jenseit des Berges fiel es nicht ein, herbeizueilen, sein Dorf brannte ja nicht, sein Vieh war ja nicht weggetrieben. So besteht ein Dorf in absoluter Unabhängigkeit neben dem andern; was als eine Völkerschaft auf der Landkarte verzeichnet steht, kann in zwanzig und mehr Reiche zerfallen, die nichts mit einander gemein haben, als die wissenschaftliche Stammesgemeinschaft.

Diese politische Zerrissenheit hat noch einen weiteren, ebenso empfindlichen Nachteil im Gefolge. Alle diese kleinen und kleinsten Dorfschulzen und Zaunkönige sind auf ihre Ehre und Würde eifersüchtig, wie nur ein Kaiser sein kann. Da ist beständig Anlaß zu Eifersüchteleien und Zänkereien, und fast jede derselben artet in Krieg aus. So ist fast jeder kleine Häuptling mit mehreren seiner Nachbarn verfeindet, und es vergeht nicht leicht ein Jahr, ohne daß an diesem oder jenem Winkel des Landes sich zwei kleine Reiche blutig gerauft und zerfleischt hätten.

Soll nun überhaupt in einem so gänzlich zersplitterten Völkerwesen ein Reich entstehen, so ist es nur durch Eroberung möglich. Irgend ein Stammesbruchteil, dessen Häuptling in sich Kraft genug fühlt, über ein großes Volk zu herrschen, fällt über so viele Dörfer her, als er deren habhaft werden kann, und unterwirft sie eins nach dem andern. So gründete Moselikazzi, aus dem Zulu-Lande vertrieben, mit seiner Horde ein großes Reich in Nord-Transvaal. Als ihm dort der Boden unter den Füßen zu heiß wurde, ließ er dies ganze Reich fahren, setzte mit seinen Kriegern und mit seinen Herden über den Limpopo und fing dort von neuem an, ein mächtiges Matebele-Reich zu gründen. Es versteht sich von selbst, daß diese Reiche, nur durch die Übermacht gegründet, auch nur durch rücksichtslosen Gebrauch der

Gewalt aufrecht erhalten werden, und gewöhnlich nur solange bestehen, als ein mächtiger Herrscher mit gewaltiger Hand die Unterthanen niederdrückt, oder bis ein noch mächtigerer Häuptling daherkommt und die Herrschaft an sich reißt. So ist keine geschichtliche Entwickelung, kein Fortschreiten möglich, alle afrikanischen Reiche sind auf den Sand gebaut, und eine Geschichte Inner-Afrikas zu schreiben, ist widersinnig. Es ist nur ein wüstes, wirres Hin- und Herfluten der Völker und Stämme ohne Zweck und Ziel, und der höchste Grundsatz ist das Recht des Stärkeren.

Solch ein kriegerisches, eroberungsdurstiges Volksstämmchen hatte sich auch in den Nyassa-Ländern festgesetzt, und zwar in drei Teilchen, eins im Nordwesten, eins im Südwesten und eins im Osten. Sie stammten ursprünglich aus dem Zulu-Land und waren gleich Moselikazzi aus ihrer Heimat durch Tschaka vertrieben. Wie viele es anfangs gewesen waren, läßt sich nicht berechnen, vielleicht nur ein paar Hundert Krieger. Auf ihren Wanderungen kreuz und quer hatten sie manches Dorf angezündet und dabei diejenigen Eingeborenen, die ihnen brauchbar erschienen, teils in ihre Armee, teils in ihre Harems eingereiht. So sind sie jetzt im Nyassa-Lande kein reiner Zulukafferstamm, sie sprechen einen Zuludialekt, in den allerlei fremde Bestandteile aufgenommen sind, jedoch so, daß sich ein echter Zulu ohne weiteres mit ihnen verständigen kann. Sie haben alle charakteristischen Merkmale der Zulu-Sitte, den pechgedrehten Kopfring aus Haaren, die mächtigen Fellschilde, Speer und Assagai als Angriffswaffen, Vielweiberei und Weiberkauf, die Krieger-Kasernen für die Jünglinge und die unermüdliche Wucht ihres Angriffs. Sind die Zulu an sich ein kriegerisches Volk, so ist diesen zersprengten Bestandteilen durch Jahrzehnte lange Gewohnheit das Kriegführen zur Gewohnheit geworden. Von Raub und Mord leben scheint ihnen die einzige, eines freien Mannes würdige Lebensführung, alle andere Arbeit, nicht allein auf dem Felde, sondern auch im Handwerk, ist ihnen als weibisch verächtlich.

Es läßt sich denken, daß ein solches Volk allen friedlichen Stämmen am Nyassa eine furchtbare Gefahr war. Und von den Tagen Livingstones an geht der Schrecken vor den Mazitu oder Maviti, wie sie im allgemeinen heißen, vor den Angoni, ihr Name im Westen, oder Magwangwara, ihr Name im Osten des Sees, durch alle Berichte der Reisenden und Missionare hindurch. Zur Zeit ist in ihrer Hand die ganze Hochebene, die sich im Osten und Westen in weitem Kreis um den See her erstreckt, nur das Seeufer ist zum Teil von ihnen unabhängig geblieben; die Araber Jumbe und Makanjira haben sich durch ihre Verbindung mit Sansibar mit Mühe von ihnen unabhängig gehalten; die Atonga in der Mitte des Westufers waren noch 1875 ihre Unterthanen, haben aber seitdem ihr Joch abgeschüttelt und bis heute ihre Freiheit behauptet. Die Atembuku, die nördlich an die Atonga stoßen, haben sich in das Los der Knechtschaft gefügt. Am elendesten ist es den Adjawa und Mangandja auf dem Ostufer gegangen, sie sind durch ihre Feinde aus dem Lande fast gänzlich verdrängt. In unnahbaren Felsklüften oder auf luftiger Bergeshöhe, noch lieber auf den öden Felsen-Inseln längs der Küste

oder auf künstlich in den See eingerammten Pfahldörfern haben sie sich angesiedelt und führen von den kargen Erträgen ihrer Gärten und dem Fischfang ein trübseliges Dasein, jeden Augenblick bereit, ihre Bote zu besteigen und das Weite zu suchen, wenn sich die gefürchteten Feinde am Ufer zeigen sollten. Nur im äußersten Norden ist das Wakonde-Volk in der unerschöpflich fruchtbaren Marschniederung am Fuß des Livingstone-Gebirges im wesentlichen noch unberührt von ihren Angriffen geblieben, wiewohl auch sie schon manche Rinderherde durch die Raubzüge der Magwangwara eingebüßt haben.

Alle diese Verschiebungen der Völker, Demütigung der einen, Emporkommen der anderen haben sich im Laufe des letzten Vierteljahrhunderts vollzogen. Es läßt sich denken, in welcher Unruhe und Aufregung das ganze Land muß durch solche unregelmäßigen Schwankungen erhalten sein. Erwägt man nun weiter, daß im wesentlichen ähnliche Zustände sich in ganz Central-Afrika ohne Ende von Jahrhundert zu Jahrhundert vollziehen, so erhält man einen deutlichen Eindruck von der Friedlosigkeit und Unzulänglichkeit der afrikanischen politischen Zustände. Central-Afrika ist wie ein großes, wüstes Völkermeer, dessen Wellen von unregelmäßigen Stürmen bald nach dieser, bald nach jener Richtung getrieben werden, ohne Plan, ohne Ziel und darum ohne Fortschritt. Der siegreiche Aufschwung eines Volkes begeistert es nicht zu einem Aufschwung der Kulturarbeit; die Unterwerfung eines Volkes ist nicht ein Quell sittlicher und nationaler Erhebung. Soll Afrika Geschichte erleben, d. h. soll es in einen geordneten und regelmäßigen Fortschritt zur Civilisation eintreten, so muß von außen her ein neues, Leben schaffendes Element eingepflanzt werden.

Unglücklicherweise ist in dieses Chaos endloser und hoffnungsloser Entwickelung von außen her ein Element hineingetragen, welches den Prozeß unberechenbar schädigt und wie ein verzehrendes Gift um sich greift, der Sklavenhandel. Es war nur zu gut begreiflich, daß der Eigennutz wie jedes andere Land, so auch Afrika in erster Linie darauf ansah, wie er daraus könne Nutzen ziehen. Die beiden einzigen Produkte Afrikas, die schnellen und verhältnismäßig mühelosen Gewinn versprachen, sind Elfenbein und Sklaven. So konzentrierte sich das Interesse der eigensüchtigen Liebhaber auf diese beiden wichtigsten Handelsartikel. Wir haben hier nicht von der Schuld aller europäischen Völker am Sklavenhandel zu reden, wir beschränken uns auf das Nyassa-Land, und haben es da nur mit zwei Völkern zu thun, den Portugiesen und Arabern.

Die Portugiesen besaßen von den Zeiten der großen Entdeckungen her in Afrika unermeßliche Länderstrecken. Da aber die portugiesische Kolonialpolitik von Anfang an nur auf möglichste Ausnutzung der Kolonien zur Bereicherung des Mutterlandes ausging, waren diese afrikanischen Besitzungen als die verhältnismäßig wertlosesten in unverantwortlicher Weise vernachlässigt. Anderswo unmöglich gewordene Beamte, Sträflinge und Verbrecher, das waren die Elemente, die Portugal nach Afrika sandte. Erst nachdem die reicheren Kolonien verloren gegangen waren, gewannen diese Landstriche an der Küste Mozam-

bique und Sofala und am Sambesi in ihren Augen Bedeutung; und erst als diese Länder durch Livingstone's und anderer Engländer Arbeiten erschlossen wurden, begann man ihnen vom Mutterlande aus Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Noch verderblicher als die Portugiesen im Süden wurden die Araber, die von der Ostküste, besonders von Sansibar her in das Land kamen. Sie sind keine reinen Araber, sondern Mischlinge, welche sich durch mannigfache Verbindungen der aus Arabien, besonders Maskat, eingewanderten Araber mit den afrikanischen Küstenstämmen gebildet haben, ein Mischvolk, bei dem indessen das an Bildung weit überlegene arabische Element überwiegt. An der Küste heißen sie Suaheli, im Innern dagegen ganz allgemein Araber. Ihre Sprache ist ein Gemisch von arabischen und afrikanischen Worten und Sprachformen, das, in arabischen Buchstaben geschrieben, die lingua franca der afrikanischen Ostküste geworden ist. Ihrer Religion nach sind sie Mohammedaner, jedoch mehr nur den Riten und Gebräuchen nach, ohne sich z. B. im Genuß geistiger Getränke irgend welchen Zwang aufzuerlegen. Streng sind sie nur in der rücksichtslosen Verachtung aller Ungläubigen und in der Enthaltung von Schweinefleisch. Diese Araber sind die gefährlichste Landplage Afrikas, und während auch Portugal unter dem Druck der öffentlichen Meinung Europas eifrig bestrebt ist, sich von der Schuld an dem schmutzigen Handel zu reinigen, sind die Araber öffentlich und vor aller Welt berufsmäßige Sklavenhändler.

Auch die Afrikaner nämlich haben gewisse Bedürfnisse europäischer Artikel, die sie sich um jeden Preis zu verschaffen suchen; die wichtigsten sind Gewehre, Pulver, Branntwein, Kaliko und Glasperlen. Diese Artikel führt ihnen der Araber zu, aber er verlangt dafür eine Bezahlung, die meist nur zu dem kindischen Begehren der Eingeborenen, aber nicht zu dem wirklichen Werte der Waren in einem richtigen Verhältnisse steht. Womit soll der Afrikaner bezahlen? In den Augen des Arabers haben nur zwei Dinge Wert, Elfenbein und Sklaven. Nun erwäge man die absolute Obergewalt des Dorfhäuptlings über seine Unterthanen und die Geringschätzung des Menschenlebens in Afrika, um die Versuchung zu verstehen, in die so ein Häuptling versetzt ist. Er schickt seine Leute aus, um die erforderliche Anzahl von Sklaven zusammenzufangen und sie dem Araber zu übergeben. Natürlich wird er diese Sklaven nicht gern von seinen eigenen Unterthanen nehmen, weil ein Häuptling nur so viel bedeutet, als er Unterthanen besitzt; er überfällt lieber seinen Nachbarn im nächsten Dorf; kann er ihm die erforderliche Anzahl Sklaven abnehmen, so schwächt er zugleich seinen Nachbarn und vermehrt seine eigene Macht, beides erscheint ihm gleich erstrebenswert. Natürlich sehen die Araber darauf, keine Gelegenheit ausbrechender Zwistigkeiten oder Kriege vorübergehen zu lassen; denn da ist der Bedarf an Flinten und Pulver am größten und die Erwartung rege, daß viele Sklaven gefangen werden; da ist also ein gutes Geschäft zu machen. Natürlich lassen sie sich nur mit den Häuptlingen ein, welche überlegen sind und voraussichtlich den Sieg erringen werden; denn nur durch deren Hülfe können sie ihre niederträchtigen Ziele erreichen.

Außer den Sklaven kaufen sie möglichst viel Elfenbein zusammen. Haben sie davon einen gehörigen Vorrat, so wird derselbe nach der Küste transportiert. Es giebt keine andern Transportmittel als die Köpfe und Schultern der Sklaven. So müssen die Sklaven unterwegs die Lasten tragen, um am Ziel auf dem Sklavenmarkt verkauft zu werden. Die weite Reise zur Küste muß so billig wie irgend möglich von statten gehen, sonst verzehren die Sklaven unterwegs mehr, als sie wert sind, und der Araber kommt nicht auf seine Kosten. Deshalb bekommen die unglücklichen Sklaven blutwenig zu essen und müssen möglichst angestrengte Märsche zurücklegen. Die Erzählungen der Reisenden und der Missionare entwerfen schauerliche Bilder von den haarsträubenden Grausamkeiten, welche bei der Sklavenjagd, in den Sklavenkriegen und auf den Märschen nach der Küste kalten Blutes von den Arabern verübt werden. Es wäre ungerecht, alle Kriege und Zwistigkeiten Afrikas auf die Rechnung der Sklavenhändler zu setzen. Aber der Sklavenhändler ist überall zur Hand, wo eine Wunde sich zeigt in den Völkern, um sich darin festzusetzen und das Blut daraus zu saugen; er ist überall eifrig, Zwietracht und Zank aufzuregen, um im Trüben zu fischen; er ist überall bereit, die kriegerischen Leidenschaften der vordringenden Stämme zu begünstigen, um die schwächeren noch mehr zu zertreten. Und wenn Zeit und Umstände günstig sind, tritt er selbst als Gewalthaber auf, reißt die Oberherrschaft an sich und nützt sie rücksichtslos aus im Interesse des Sklavenhandels.

Das Nyassa-Land ist seit langer Zeit eine ergiebige Bezugsquelle von Sklaven gewesen; die beständigen kriegerischen Unruhen begünstigen den schmachvollen Handel aufs beste. Während des Krieges zwischen den Adjawa und Mangandja in den sechziger Jahren betrieben die Portugiesen von Senna und Tette am Sambesi einen schwunghaften Sklavenhandel mit Mangandja- und Adjawa-Sklaven zu den Baniai südlich vom Sambesi; letztere hatten einen ungeheuren Bedarf an Weibern und Kindern, weil ihnen die Matebele, ihre Zwingherrn, beides rücksichtslos abgenommen hatten. Als die Freischotten mit ihrer Mission nach dem Nyassa kamen, fanden sie überall Araber, bei Mponda, bei Mpimbe, in Kotakota, in Losewa, bei Makanjira, bei Chitesi u. s. f.; sie brachten aus sicherer Quelle in Erfahrung, daß in jedem Jahre etwa 10000 Sklaven die große Sklavenstraße von Kotakota nach Losewa über den See und von da weiter nach der Ostküste passierten. An den beiden Knotenpunkten dieser Straße saßen in Kotakota und Losewa Araber; da hatten sie die Gewalt an sich gerissen, um den Handel besser in der Hand zu haben. Das ganze Nyassa-Land ist von dem Sklavenhandel durchseucht wie von einer verheerenden Krankheit. Ehedem liebten es die Neger, möglichst bequem und weit zu wohnen, ihre Dörfer zogen sich bisweilen stundenweit unter Bananenhainen oder an den Ufern der Flüsse dahin, wie man es jetzt noch im Konde-Lande sehen kann. Jetzt wohnen die meisten ganz eng zusammengepfercht auf möglichst kleinem Raum, und rings um ihre Dörfer ziehen sich starke Pallisaden mit spitzigen Pfeilern. Kein Dorf fühlt sich auch nur auf ein Jahr hinaus sicher; es könnte ja irgend einem Nachbarn in den Sinn kommen, sie bei Nacht und

Nebel zu überfallen und in die Sklaverei zu verkaufen. Ja, zeitweilig ist die Unsicherheit im Lande so groß, daß die Weiber nicht wagen auf den Äckern zu arbeiten oder Wasser aus der Quelle vor dem Dorf zu holen. Es könnten Feinde im Gebüsch am Wege verborgen liegen; ein Schlag mit der Keule und ein Knebel in den Mund würde genügen, sie wehrlos zu machen, sie würden davongetrieben, und ihr Dorf, ihre Männer, ihre Kinder sähen sie nie wieder.

Es ist ganz unglaublich, wie spottbillig am Nyassa die Sklaven sind. Im Jahre 1880, also noch dazu in einer Zeit, wo der Sklavenhandel verhältnismäßig zurückgedrängt war, kostete ein junger, starker Mann 40 Ellen gewöhnlichen, ungebleichten Kaliko (16 Mark), ein junges, unverheiratetes Schulmädchen 56 Ellen (20 Mark), eine junge Mutter 36 Ellen (13 Mark), ihr Kind extra 4 Ellen (1,75 Mark), ältere Leute, Mann oder Weib, 4 Ellen (1,75 Mark), alte Greise 2 Ellen (88 Pfennig).

Man braucht dieses Preisverzeichnis der Menschenware nur anzusehen, um zu verstehen, daß nur junge, starke Männer, Schulmädchen und junge Mütter den kostspieligen „Export“ nach der hundert Meilen entfernten Küste lohnen. Aller übrigen suchen sich die Unmenschen so schnell als möglich, am liebsten durch Mord zu entledigen.

Es giebt nur ein Mittel, welches verspricht, auch die Wurzeln dieses ungeheuern Übels auszureißen, das ist die Einführung eines gesetzmäßigen und humanen Handels, welches dem unsittlichen Handel der Araber das Wasser abgräbt. Es müssen dem Afrikaner diejenigen Produkte europäischer Kultur, welche in seinen Augen die begehrenswertesten sind, auf andere Weise und billiger dargeboten werden, als er sie durch die Araber erlangen kann. Er muß angewiesen werden, dem Boden seines Ackerlandes und seinen Wäldern andere Produkte zu entlocken, die als Zahlungsmittel für jene Waren angenommen werden. Es müssen ihm neue Erwerbsquellen eröffnet werden. Er muß durch geordneten Unterricht und geordnete Arbeit den Wert sowohl des einzelnen Menschenlebens wie auch der Familie kennen lernen, damit er von der Abscheulichkeit des Sklavenhandels und der Erbärmlichkeit des Sklavenloses einen Eindruck bekommt. Wie weit es darüber hinaus noch notwendig werden kann, den Arabern mit gewaffneter Hand zu widerstehen, muß im einzelnen Fall aus der Erwägung aller Umstände entschieden werden. Eine Abwehr des Sklavenhandels aber, welche sich auf kriegerische Aktionen gegen die Araber beschränken wollte, würde wenig oder gar nichts nützen. Jedoch darf man nicht vergessen, daß die Europäer mit ihren humanen Zielen gegen die Araber immer in einem großen Nachteil bleiben. Die wichtigsten Handelsartikel, auf welche der Afrikaner den höchsten Wert legt, Flinten, Pulver und Branntwein, darf kein wahrhaft humaner Kaufmann den Eingeborenen zuführen; Branntwein ist Gift für sie und ruiniert sie an Leib und Seele, und die Feuerwaffen haben gerade das unendliche Blutvergießen verursacht, welches Afrika bluten läßt aus unzähligen Wunden.

Nun würde man ganz und gar irre gehen, wollte man von dieser trostlosen und erbarmungswürdigen äußeren Lage der Afrikaner auf

ihren innern Zustand und ihre Stimmung schließen. Der Neger ist trotz allem der harmloseste und lustigste Gesell, den man sich denken kann. So lange er noch nicht selbst unmittelbar in Gefahr ist, kann ihn nichts aus seiner guten Laune bringen. Und selbst in großer Not genügt ein Schimmer von Hoffnung, um ihn aus der tiefsten Traurigkeit in ausgelassene Freude zu versetzen. Es hat Reisende oft beschämt, wenn sie die Neger mit ihren schweren Lasten auf dem Kopf einherschreiten und lustig plaudern sahen, während sie sich in der glühenden Hitze unbeschwert kaum aufrecht zu erhalten vermochten. Allerdings braucht auch ein Neger ein gut Teil Wärme, um fröhlich zu sein. Ein plötzlicher Regenschauer oder eine frostige Nacht machen aus den fröhlichen Gesellen wahre Jammergestalten. Man kann durchaus nicht sagen, daß diese Neger schlecht seien. Es giebt unter ihnen wahre Gauner- und Spitzbuben-Gesichter, aber verhältnismäßig nicht mehr als in Europa. Die Missionare haben bedeutende Posten von Waren, und zwar auch solche, nach welchen die Neger besonders begehrlich sind, im Gewahrsam der Häuptlinge zurückgelassen, und sie haben sich nie in ihrem Vertrauen getäuscht, es ist niemals etwas entwendet, oder war etwas abhanden gekommen, so wurde es mit großer Bereitwilligkeit ersetzt. Sehr tapfer nach unsern Begriffen sind nicht einmal die Neger, welche die erste Rolle spielen, wie etwa die Angoni. Auch sie leben in einer erstaunlichen Furcht vor zauberischen Einflüssen, und ein halbes Dutzend Weiße würden genügen, um ein tausend von ihren stärksten Kriegern in die Flucht zu schlagen. Allerdings kommt dabei wesentlich mit die fast heilige Scheu in Betracht, welche jeder Schwarze in geradezu überraschendem Maße vor jedem Weißen hat. Wollten die zwei bis drei Dutzend Weiße, die sich zur Zeit in den Nyassa-Ländern aufhalten, ihre Macht mißbrauchen, so würde es ihnen nicht schwer fallen, alle Macht in dem ganzen Gebiete an sich zu reißen, welches durch den Vertrag vom 1. Juli 1890 als englische Interessensphäre bezeichnet ist. Ein Hauptvorwurf gegen die Neger, der immer wieder erhoben wird, betrifft seine Faulheit. Damit ist es ein eigen Ding. Wenn ein Neger nicht weiß, ob er im nächsten Jahr noch im Besitz seines Ackers ist, kann man es ihm da wohl verdenken, wenn er nicht mehr Land bearbeitet, als nach seinem Urteil zur Befriedigung seiner Bedürfnisse bis zur nächsten Ernte eben ausreicht? Was er mehr säen und pflanzen würde, das würde entweder der Häuptling für sich nehmen, oder würde in die Hände der Feinde fallen. Nun kommen häufig Mißernten vor und in ihrem Gefolge schwere Hungernöte; aber der Neger hat weder Voraussicht genug, noch auch herrscht Sicherheit genug im Lande, um für solche Zeiten Vorräte zu sammeln. Nun sind die Bedürfnisse des Afrikaners beneidenswert gering: Mais und Hirse, süße Kartoffeln und Tabak, was braucht er weiter zum Essen und zur Bereitung des berauschenden Mpombe? Hat er obendrein ein paar Ziegen, etwas Geflügel, und ab und zu ein Stück Wild — denn er liebt jede Art von Fleisch bis zu dem der Elefanten und Nilpferde leidenschaftlich, und verschmäht im Notfall auch das Krokodil nicht —, was braucht er mehr? Um nun diese geringen Bedürfnisse zu befriedigen, ist nur sehr

wenig Arbeit nötig, und die liegt fast ausnahmslos den Frauen ob, was Wunder, wenn die Männer sehr viel Zeit übrig haben? Wie viele würden wohl in Europa fleißig arbeiten, wenn sie mit geringer Anstrengung ihre Lebensbedürfnisse befriedigen könnten? Von eigentlicher Trägheit dieser Neger könnte man erst dann reden, wenn ihnen geeignete Arbeit um angemessenen Lohn angeboten wäre, und sie dieselbe verschmäht hätten. Gerade aber in dieser Beziehung hat man im Nyassa-Lande recht gute Erfahrungen gemacht. Wo Arbeit zu haben war, da sind die Eingeborenen Tagereisen weit nnd zu Hunderten herbeigeeilt. Es hat keine Schwierigkeit gemacht, zum Transport mehrerer Dampfer die erforderlichen Träger zu schaffen; bei umfangreichen Straßenbauten im Süden und Norden des Sees hat es an Arbeitern niemals gefehlt; und der Seeoffizier E. Young, ein unparteiischer Zeuge, giebt den unter seiner Leitung mit einer Kanal-Anlage beschäftigten Adjawa und Mangandja das Zeugnis, daß sie eben so fleißig gewesen seien als Arbeiter daheim. Zu derselben, diesen Afrikanern günstigen Ansicht kommt man, wenn man von dem glänzenden Aufschwung des Schulwesens in diesen Gegenden hört. Man hat diesen Negern die Fähigkeit abgesprochen, sich eine höhere geistige Bildung anzueignen. Man hat darauf hingewiesen, daß während andere Völker einen so hohen Grad der Civilisation erreicht haben, die afrikanischen Völker im wesentlichen noch auf derselben niedrigen Kulturstufe, wie vor Jahrtausenden verharren. Allein der Schluß ist übereilt. Wenn man hört, daß jetzt, nachdem die Mission kaum 16 Jahre in diesen Gegenden arbeitet, an 3500 Kinder freiwillig die Schule besuchen nnd bereits an 150 eingeborene Lehrer und Lehrerinnen den Missionaren zur Seite stehen, so bekommt man eine bessere Meinung von den geistigen Fähigkeiten dieser Völker.

Müssen wir so den Eingeborenen des Nyassa-Landes gegen ungerechte Vorwürfe in Schutz nehmen, so ist doch nicht in Abrede zu stellen, daß alle die Mächte des Heidentums, welche die Kaffernstämme Südafrikas gebunden halten, auch hier in Kraft stehen. In den Berichten der Reisenden und Missionare ist davon verhältnismäßig seltener die Rede, weil das große Übel der Sklaverei immer wieder ihre Aufmerksamkeit auf sich zieht. Aber auch in den Nyassa-Ländern finden wir den stark ausgeprägten Glauben an die Dämonen, die auf alle Weise, selbst durch Menschenopfer versöhnt werden müssen. Wie im Süden hängt auch hier mit dem Dämonenglauben die übergroße Macht des Zauberdoktoren auf das engste zusammen. Diese Zauberer haben auch im Nyassa-Land mehr als einmal die Absichten der Missionare auf das empfindlichste gekreuzt. Auch hier ist die barbarische Sitte weit verbreitet, daß in schwierigen Rechtsfällen der Angeklagte Gift trinken muß. Stirbt er daran, so ist seine Schuld erwiesen. Giebt er es von sich, so ist er unschuldig, mag aber ein Siechtum jahrelang an seinem Leibe herumtragen. Auch hier herrscht, besonders unter den Häuptlingen und hohen Räten eine schreckliche Unmäßigkeit im Trinken; diese Unmäßigkeit ist keineswegs hervorgerufen durch die Einfuhr von Branntwein, sondern die Eingeborenen verstehen es vortreff-

lich, ihr berauschendes „Mowa“ oder „Pombe“, Kafferbier, zu bereiten. Und mit den Trinkgelagen sind wilde, wüste Tanzlustbarkeiten verknüpft, die bisweilen tage- und nächtelang andauern. Endlich, um nur noch eins anzuführen, auch hier werden die Weiber um Vieh gekauft und ebendadurch von vornherein in die Stellung von Arbeitern hinabgedrückt, um so mehr als Polygamie allgemein üblich ist.

Aber wie schwarz auch die Schattenseiten dieser Neger seien, — und das Verzeichnis derselben ließe sich ohne Schwierigkeit verdoppeln, — alle liebevollen und barmherzigen Leute, die unter ihnen gelebt haben, sind übereinstimmend der Meinung, daß die noch unentwickelten guten Anlagen dieser Völker unter geeigneter, christlicher Pflege stark genug sein werden, die eingewurzelten Übel des Heidentums zu überwinden, wenn es nur dem überlegenen Einfluß der Europäer gelingt, das Grundübel, den Sklavenhandel, gegen den die Eingeborenen so gut wie machtlos sind, zu beseitigen.

Zum Schluß dieses Abschnitts noch ein Wort über die Sprachen dieser Völker. Es ist schon erwähnt, daß so wenig einerlei Sprache gesprochen wird, als einerlei Volk herrscht. Es kommen für dies Missionsgebiet hauptsächlich vier Sprachen in Frage, deren jede in mehreren Dialekten gesprochen wird. Am ausgebreitetsten ist die Sprache der Mangandja, das Chinyanja, welche überall im Süden des Nyassa und im Schire-Hochland gesprochen und verstanden wird. Ein Dialekt dieser Sprache wird von den Angoni unter Chiwere gesprochen, welche ihre Muttersprache verloren haben. Und nahe verwandt mit dem Chinyanja ist das Tonga, die Sprache der Atonga, eines kleinen, wenige Tausende zählenden Völkchens, welches aber für die Mission am Nyassa eine hervorragende Bedeutung gewonnen hat. Nach dem Urteile der Sachkenner scheint das Chinyanja die meiste Aussicht zu haben, Umgangssprache dieses ganzen Gebietes zu werden; sie ist deshalb auch von der afrikanischen Seengesellschaft als Handelssprache angenommen. Die zweite Sprache ist die der Angoni und Magwangwara, Zuludialekte, in welche viele Brocken aus andern Sprachen, besonders aus dem Chinyanja, aufgenommen sind. Ihre Bemeisterung ist durch die gründliche Kenntnis der reinen Zulusprache wesentlich erleichtert. Drittens kommt in Betracht die Sprache der Wakonde am Nordende des Sees, zu welcher die Dialekte der Atembuku am Mount Waller und der Chungu auf der Tanganjika-Hochebene in enger Verwandschaft zu stehen scheinen. Diese Sprache ist noch wenig erforscht. Die vierte Sprache endlich ist der die Adjawa oder Yao; sie wird in mehreren Dialekten im Süden und Osten des Nyassa gesprochen; der für die Mission wichtigste ist der Dialekt des Schirehochlands.

II.

# Entdeckung und Erforschung.





## David Livingstone.

Entdeckung und Erforschung des Nyassa-Landes.

Alle Niederlassungen der Weißen im Nyassa-Lande stehen in näherem oder entfernterem Zusammenhang mit dem Entdecker und Erforscher dieser Gegend, David Livingstone. Schon die Namen, welche uns begegnen, bezeugen das. Das Dampfschiff Lady Nyassa auf dem Sambesi, Blantyre im Schire-Hochland, das Dampfschiff Ilala auf dem Nyassa, Livingstonia, Livingstone-Gebirge, Livingstonia-Mission u. s. w., lauter Erinnerungen an den großen Missionar und Reisenden. An keinen Teil des von ihm erforschten Kontinents hat sich sein Name mit solcher, ich möchte sagen, zärtlicher Zuneigung geheftet, als an die Gestade dieses azurblauen Sees. Mit Recht; kein Teil Afrikas ist so eng als dieser verknüpft mit Livingstones größten Ideen und edelsten Plänen.

Als einfacher Missionar hatte David Livingstone Afrika von St. Paola di Loanda bis Kilimane durchwandert. Seine Absicht war gewesen, für das im Süden durch die Buren Transvaals verschlossene Missionsfeld unter den Betschuanen sich ein neues Arbeitsgebiet mit leichtem Zugang von der Ost- oder Westküste zu suchen. Er hatte unendlich viel mehr gefunden, als er erwartet hatte. Wo bis dahin die Geographen nur weite Sandwüsten und sonnenverbrannte Einöden vermutet, da fand er gewaltige Ströme, lachende und fruchtbare Gefilde, endlose, üppige Wälder und eine dichte Bevölkerung auf gar nicht sehr niedriger Kulturstufe. Als er mit diesen neuen Kenntnissen nach England zurückkehrte (1856), erregte er ungeheures Aufsehen. Das Urteil über Afrika, über das Land und seine Bewohner, ward gänzlich umgewandelt. Überall regte sich unter seinen schlichten, wahrheitsgemäßen Erzählungen Interesse und Mitgefühl für die neuentdeckten Völker.

Es war Livingstones Wunsch, sobald als möglich nach Afrika zurückzugehen, um dort eine offene Straße für den Handel und das Christentum zu bahnen. „Ich für mein Teil, sagte er, beabsichtige als Missionar fortzugehen und hoffe, unerschrocken, aber mit Liebe und Milde die Wahrheit des Christentums zu verkünden und meiner Überzeugung gemäß kund zu thun, daß diejenigen, welche die Wahrheit nicht haben, im Irrtum sind. Mein Ziel in Afrika ist nicht bloß die Erhebung des Menschen, sondern eine solche Erschließung des Landes, daß der Mensch die Notwendigkeit der Errettung seiner Seele einsehen

möge.“ Insonderheit stand sein Wunsch nach dem Sambesi. Diese ungeheure Wasserstraße erschien ihm als die beste Hochstraße christlicher Kultur und Gesittung bis tief in das Herz Central-Afrikas hinein. Es schien ihm der größesten Anstrengung wert, diese neuentdeckte offene Thür für Christentum und Handel gangbar zu machen. Da er sein dienstliches Verhältnis zur Londoner Missionsgesellschaft gelöst hatte, interessierte sich das Publikum dafür, daß ihm aus Staats-Mitteln Gelegenheit geboten werde seine Absichten zu verwirklichen. Die leitenden Staatsmänner kamen ihm mit edelmütiger Freigebigkeit entgegen und rüsteten eine Expedition aus zur Erforschung des Sambesi, an deren Spitze sie ihn stellten. Livingstone durfte sich selbst das Schiff kaufen, auf dem er den Sambesi zu befahren gedachte, durfte sich seine Gefährten wählen und alles sonst für notwendig erachtete bestimmen. Um ihm eine passende amtliche Stellung und seinen Untergebenen gegenüber Autorität zu verleihen, ernannte man ihn zum Konsul in Kilimane für die Ostküste und für die unabhängigen Gebiete im Innern.

Der Hauptzweck der Sambesi-Expedition bestand darin, die bereits erworbene Kenntnis von der Geographie und den mineralischen und landwirtschaftlichen Hilfsmitteln Ost- und Central-Afrikas zu vermehren, die Bekanntschaft mit den Eingeborenen zu erweitern und den Versuch zu machen, dieselben zu veranlassen, sich der Industrie und Bebauung ihres Landes zu befleißigen, mit der Absicht, Rohstoffe zum Export nach England zum Austausch gegen britische Manufaktur-Waaren zu produzieren; und es stand zu hoffen, daß, wenn man die Eingeborenen ermutigte, sich mit Entwickelung der Hilfsquellen ihres Landes zu beschäftigen, dies wesentlich zur Unterdrückung des Sklavenhandels beitragen würde, da sie einsehen müßten, daß ersteres eventuell eine sichrere Erwerbsquelle werden möchte, als letztere.

Besonders war man davon überzeugt, daß, so wertvoll auch die wissenschaftlichen Forschungen sein mochten, die Regierung mehr Wert auf den moralischen Einfluß legte, den eine durchaus moralische Aufführung der ganzen Expedition auf die Eingeborenen ausüben müßte. Man sollte allen, die sich etwa um ihre Niederlassung sammeln würden, das Beispiel eines beständigen, sittlich guten Verhaltens geben, die Leute mit Freundlichkeit behandeln, in ihrem Mangel ihnen beistehen, sie den Ackerbau und einfache Künste lehren, ihnen religiösen Unterricht erteilen, soweit sie dazu fähig sind, und sie zum Frieden und zur Nächstenliebe unter einander auffordern.

Es liegt nicht in unserer Absicht, Dr. Livingstone in alle Einzelheiten seiner Expedition zu folgen. Es wird aber gut sein, kurz zu erwähnen, was sich in den allgemeinen Umrissen während derselben zutrug. Das Jahr 1858 wurde auf die Untersuchungen der Sambesi-Mündungen und des Sambesi bis nach Tette und der einige Meilen darüber hinaus liegenden Kebrasasa-Stromschnellen verwendet. Das nächste Jahr — 1859 — wurde hauptsächlich drei auf einander folgenden Ausflügen auf dem Flusse Schire gewidmet, wovon der dritte durch die Entdeckung des Nyassa-See ausgezeichnet ist. Im



David Livingstone.



Jahre 1860 kehrte Livingstone mit seinen Makololo den Sambesi hinauf ins Gebiet Sekeletus zurück. 1861 erforschte er zuerst den Fluß Rovuma, unterstützte dann den Bischof Mackenzie bei der Errichtung der Station Magomero und brach endlich nach dem See Nyassa auf, von dem er gegen Ende des Jahres zu dem Schiffe zurückkehrte. 1862 erfolgte der Tod des Bischofs und anderer Missionare, sowie während eines Aufenthalts in Schupanga der Tod der Frau Livingstone; im letzten Teil des Jahres erforschte Livingstone wieder den Rovuma. Im Jahre 1863 erforschte er aufs neue das Schire-Thal und den See Nyassa, als ein Befehl der Regierung die Expedition zurückrief. 1864 kehrte er über Sansibar und Bombay nach England zurück.

Ist dies der allgemeine Rahmen der Sambesi-Expedition, so müssen wir sogleich noch einige konkrete Züge einzeichnen. Das einzige europäische Volk, welches Ansprüche auf die von der Expedition besuchten Länder machte, waren die Portugiesen. Sie hatten von alten Zeiten her einige Niederlassungen in diesen Gegenden, die wichtigsten waren zu der Zeit Mozambik, Ibo, Kilimane, Sena und Tette. So hatte sich auch die englische Expedition mit Portugal ins Einvernehmen gesetzt und die Zusicherung wirksamster Unterstützung seitens der portugiesischen Lokal-Behörden erhalten. Allein eine genauere Kenntnis der Zustände dieser portugiesischen Kolonie bereitete Livingstone, der auf ihre Unterstützung und Mithülfe gerechnet hatte, eine arge Enttäuschung. Die im Lande ansässigen Portugiesen und Halbportugiesen waren, einige rühmliche Ausnahmen abgerechnet, ein erbärmliches Volk, durch Unmäßigkeit und Unsittlichkeit herabgekommen und verächtlich geworden. Der Einfluß der Ortsbehörden reichte nirgends weiter, als die Kanonen der Forts. Die Portugiesen mußten sogar den Eingeborenen zum Teil für ihre Äcker, für das Schlagen der Bäume und für die Erlaubnis des Durchzugs durch das Land Tribut und Zoll zahlen. Von einer Beherrschung des Landes durch die Portugiesen war keine Rede. Das Schlimmste aber war, daß die Portugiesen ohne Ausnahme, vom Generalgouverneur herab bis zum gemeinen Soldaten, in den Sklavenhandel verwickelt waren. Der einzige Handel der einigermaßen schwunghaft betrieben wurde, war eben der Sklavenhandel; und alle portugisischen Niederlassungen waren nicht viel anders als Sklavenkontore. Hatte nun Livingstone gerade im Sklavenhandel die ärgste Geißel Afrikas erkannt, so war es klar, daß er von den Portugiesen in der Verfolgung seiner Ziele nicht nur keine Unterstützung, sondern sogar Widerstand finden müßte. Und da die Portugiesen trotz ihrer erbärmlichen Machtlosigkeit den Schein ihrer Oberherrschaft über den Sambesi zäh festhielten, so waren alle Bemühungen Livingstones im Bereich dieser portugiesischen Kolonie fruchtlos. Er mußte darauf bedacht sein, ein Land zu finden, welches jenseits der portugisischen Interessensphäre und außerhalb ihres Einflusses lag. Er war so glücklich, ein solches Land zu entdecken. Kein Portugiese hatte je das Schire-Thal betreten, kein Weißer hatte vor ihm den Nyassa gesehen. Auf das Nyassa-Land konnten die Portugiesen rechtlich nicht den geringsten

Anspruch machen. Hatte er also ein Land entdeckt, wo ihm die Portugiesen nicht drein zu reden hatten, so galt es nun, dieses Land zugänglich zu machen, um es dem englischen Einfluß zu öffnen. Diesem Streben dienten seine Erforschungen des Rovuma. Er hatte gehört, der Rovuma solle aus dem Nyassa-See ausfließen; er hoffte in diesem Flusse einen Zugang zum Nyassa-See gefunden zu haben, der jenseit des von den Portugiesen beanspruchten Landes lag. Die Hoffnung täuschte ihn. Der Rovuma erwies sich nicht als schiffbar, und er steht mit dem Nyassa-See nicht in Verbindung. So blieb nur ein Zugang zum Nyassa-Land, der Weg auf dem von den Portugiesen okkupierten Sambesi. Daher nun das eifrige Streben Livingstones, die Schiffahrt auf dem Sambesi abgabenfrei und für Schiffe aller Nationen nutzbar zu machen. Und weil diese Forderung von den Portugiesen hartnäckig verweigert und dadurch der einzige brauchbare Zugang zum Nyassa-Land den Engländern verschlossen ward, mußte die Expedition wenigstens für jene Zeit wirkungslos bleiben. Es ist überraschend, wie deutlich Livingstone von Anfang an diese Entwickelung geahnt hat. Bei der glänzenden Abschiedsfeier, die ihm seine Freunde vor seiner Abreise aus London bereiteten, erklärte er, „er erwarte von der Expedition keine schnellen Resultate; allein für ihren schließlichen Erfolg hege er die besten Hoffnungen, er glaube, daß sie die Spitze des Keils einsetzen werde, der dann von englischer Energie und englischem Geiste weiter hineingetrieben werde."

So konzentrierte sich also in Livingstones Augen je länger je mehr das Interesse dieser Expedition auf das Nyassa-Land. Allein mit dem darauf bezüglischen Teil ihrer Geschichte werden wir uns im Folgenden befassen.

Livingstone konnte im Jahre 1858 nur wenig über den Schire in Erfahrung bringen. Niemand wußte, woher er kam; er galt als gänzlich unfahrbar. Vor Jahren hatte eine portugiesische Streifschar in ihn einzudringen versucht, aber sie war nicht weit gekommen. Nur konnte man den Grund ihrer Umkehr nicht mit Bestimmtheit ermitteln. Laut erzählte man, die ungeheuren Mengen von Wasserlinsen haben jede Schiffahrt auf dem Flusse unmöglich gemacht; im stillen munkelte man, die Portugiesen seien durch die giftigen Pfeile der Eingeborenen zu schleuniger, schmachvoller Flucht getrieben. Das Jahr 1859 widmete Livingstone dem Versuche, das Rätsel des Schire zu lösen. Er fuhr mit seinem kleinen Dampfer Ma Robert den Fluß hinauf. In der That, Wasserlinsen waren da, aber durchaus nicht so viele, um die Schiffahrt wesentlich zu behindern. Viel größer war der Argwohn der Anwohner. Bei Tage zogen Scharen, die Expedition beobachtend, die Ufer entlang, die ganze Nacht hindurch stellten sie gegen die Reisenden Wachen aus, die mit ihren Bogen und vergifteten Pfeilen stets in Bereitschaft standen. Manche, die hinter Bäume schlüpften, wurden beobachtet, wie sie zielten, als ob sie zu schießen im Begriff wären. Die Frauen waren alle aus dem Wege geschafft worden; und die Männer waren offenbar vorbereitet, sich einem Angriff zu widersetzen. Man hat hier Gelegenheit, Livingstones Weisheit in der Behandlung

der Eingeborenen zu bewundern. Überall, wohin er kam, erklärte er dem Volk, sie seien Engländer und Feinde des Sklavenhandels, sie seien gekommen, um mit den Eingeborenen Handelsverbindungen anzuknüpfen und sie über den wahren Gott zu belehren. Sie sollten Baumwolle bauen, die Engländer würden sie kaufen. Livingstone verließ sich darauf, daß diese Belehrung in Verbindung mit dem musterhaften Betragen aller Expeditions-Mitglieder von selbst den Argwohn überwinden und das Vertrauen der Eingeborenen erwecken würde. Um ihnen dazu Zeit zu lassen, fuhr er das erste Mal nur bis zum unteren Ende der Murchison-Fälle; das zweite Mal setzte er seine Reise bis zum Schirwa-See fort, und erst beim dritten Ausfluge erreichte er flüchtig den See, am 16. September 1859.*) Auch diesmal kehrte er schnell um, so dringend er wünschte, den See zu erforschen. Wenn die Eingeborenen zutraulicher wären, würde sich später bessere Gelegenheit finden. Der Erfolg rechtfertigte Livingstones Verfahren glänzend. Dies eine Jahr mit seinen drei Ausflügen genügte, um in die Herzen aller Anwohner des Schire den Grund des festen Vertrauens und der sittlichen Hochachtung vor dem englischen Namen zu legen.

Überraschend war die Wirkung dieser Ausflüge auf Livingstone. Als er aus dem fieberheißen Schire-Thal auf die kühlen, luftigen Höhen im Osten hinaufkam, ging ihm sein ganzes Herz auf. Er schreibt: „Wir waren alle bezaubert von der herrlichen Landschaft und schauten mit immer neuer Wonne auf ihre fruchtbaren Ebenen, ihre zahlreichen Hügel und majestätischen Berge hin. In einigen der Pässe sahen wir Brombeeren wachsen, und die vielen andern, obwohl sehr schönen Blumen erinnerten uns nicht an Jugend und Heimat, wie die plumpen, dornigen Brombeerbüsche. Das Mangandja-Land hat einen erfreulichen Wasserreichtum. Die hellen, kühlen, strömenden Gewässer sind sehr zahlreich. Einmal passierten wir sieben hübsche Bäche und eine Quelle in einer einzigen Stunde und noch dazu gegen das Ende der trockenen Jahreszeit. „Eignet sich das Land gut für Hornvieh?" fragten wir einen Makololo-Hirten, der sich durch sein Geschäft Kenntnis im Weidefutter erworben hatte. „Gewiß!" antwortete er, „sehen Sie nicht die reiche Menge jener Gräser, welche das Hornvieh so gern frißt und von denen es fett wird?"

Livingstone merkte an sich und an seinen Gefährten den kräftigenden Einfluß des kühleren und gesunderen Berglandes. Er sah auch unter den Mangandja der Berge mehr Greise mit grauen und weißen Köpfen, als er je in Afrika gesehen; ein Zeichen, daß auch für die Einheimischen das Klima gesund war. Alles drängte ihn zu der Überzeugung, daß er hier endlich gefunden habe, was er in Afrika so lange vergeblich gesucht, eine kühle, gesunde Hochebene, geeignet zur Ansiede-

*) Es verdient erwähnt zu werden, daß kaum zwei Monate nach Livingstone unser Landsmann Dr. Roscher das Ufer des Nyassa erreichte; er berührte den See wahrscheinlich bei Losewa am Südostufer. Da er aber unglücklicherweise wenige Wochen später im Osten des Sees ermordet wurde, und seine Tagebücher verloren gingen, so hatte seine Entdeckung keine weitere wissenschaftliche Bedeutung.

lung von Europäern, wo sich ein Brennpunkt christlicher Kultur entwickeln und sein Licht weit konnte hinausstrahlen lassen über den dunklen Erdteil. Alle seine eigenartigen Missionsgedanken wurden in diesem glücklichen Lande in ihm lebendig und konzentrierten sich auf diese Gegend als das Versuchsfeld ihrer Verwirklichung.

Hier sollte eine Kolonie gegründet werden. Zwanzig bis dreißig Familien sollten sich zugleich hier ansiedeln. Nicht aus den verworfenen Klassen der Zucht- und Armenhäuser, sondern aus den Kreisen der verschämten Armen und der kleinen Handwerker sollten diese Kolonisten ausgewählt werden. Er war bereit, zu ihrer Ausrüstung und Überführung aus seinen Privatmitteln 40 000 Mark zu opfern. Diese Kolonisten sollten für das ganze Mangandja-Volk Lehrer des Ackerbaus, des Handwerks und besonders der Baumwollenkultur werden. Durch die materielle Hebung des Volkes werde der geistigen Hebung durch das Christentum am besten vorgearbeitet und die Missionsarbeit gefördert werden. Tausende von fleißigen Eingeborenen würden sich mit Freuden um diese Kolonie ansiedeln und sich der friedlichen Betreibung von Ackerbau und Handel hingeben, die ihnen so lieb ist und unberührt von Kriegen und Kriegsgerüchten würden sie den reinigenden und veredelnden Wahrheiten des Evangeliums Jesu Christi lauschen. Das sollte eine Kolonie nach dem Muster der alten Cistercienser Klöster werden, der reichlich und gründlich betriebene Ackerbau würde die Mittel zum Unterhalt liefern, und von den alten Klöstern würde man durch Beseitigung des Cölibats den großen Vorzug haben, daß diese Kolonisten die christliche Lehre durch das Vorbild und Beispiel ihres christlichen Familienlebens unterstützten.

Livingstone war förmlich berauscht von diesem edlen Plane und von der glänzenden Zukunft, die dadurch für das Schire-Hochland anzubrechen schien. Aber so hohe Ehre das Projekt seinem großmütigen und aufopfernden Herzen macht, so hat es sich doch nicht ganz als durchführbar erwiesen. Ist das Klima auf den Bergen auch wesentlich angenehmer als im Schire-Thale, so ist es doch zu heiß, um dem Europäer angestrengte Feldarbeit zu gestatten. Die Weißen können nur die Lehrer und Beaufsichtiger, die Bahnbrecher und Leiter der Eingeborenen sein; die eigentliche harte Arbeit muß den Schwarzen überlassen werden. Um demnach die letzteren in systematischer Weise anzuleiten, müssen die Weißen Plantagen anlegen, in welchen die Neger als freie Arbeiter gegen Tagelohn beschäftigt werden. Eine solche Besiedelung kann aber nicht den Armen zu Gute kommen, weil ihnen das Kapital zu größeren Anlagen fehlt. Auch läßt sich eine Auswanderung zu solchen Zwecken nicht in dem Maße bewerkstelligen, daß die Übervölkerung des Mutterlandes dadurch vermindert wird; es können immer nur einige Plantagenbesitzer werden. Und alle diese Bedenken, die doch vielleicht nicht schwerwiegend genug sind, bei Seite gesetzt, so hatte Livingstone noch längst nicht fest genug im Lande Fuß gefaßt, um Hunderte seiner Landsleute in ein von der Meeresküste über 60 Meilen entferntes Hochland zu rufen, dessen politische Zustände in sich haltlos und dessen Verbindung mit der Küste höchst unzuverlässig war. Murchison,

der Präsident der britischen geographischen Gesellschaft, hatte Recht, wenn er Livingstone schrieb: „Ihr Kolonisierungsentwurf findet keine Unterstützer, indem man der Ansicht ist, daß Sie erst festeren Fuß im Lande fassen müssen, ehe Sie schottische Familien bewegen, dorthin auszuwandern und sich niederzulassen, die dann hinsterben oder für Sie und für alle dabei Beteiligten eine Last werden.“

War demnach auch das Projekt in der Form, wie es Livingstone ausgeprägt, zur Zeit unausführbar, so hat es doch auf die weiteren Beziehungen seiner Landsleute zu diesen Gegenden den nachhaltigsten Einfluß ausgeübt; alle Missionen, die im Nyassa-Lande begonnen sind, haben unter dem Einfluß dieser Ideen gestanden; und wenn Livingstone heute die Missionsstation Blantyre, die Plantagen von Mandala und Zomba u. s. w. im Schire-Hochland sehen könnte, so würde er unzweifelhaft darin die zeitgemäße Verwirklichung seiner Lieblingswünsche anerkennen.

Als sich Livingstone dem Nyassa-See näherte, kam er in den Bereich des arabischen Sklavenhandels. Die größten Sklavenstraßen Südostafrikas führten über den obern Schire und das Südende des Nyassa-Sees. Livingstone brachte in Erfahrung, daß auf diesem Wege die Mehrzahl der Sklaven aus den weit im Innern gelegenen Ländern Cazembes und Katangas an den Seen Bangweolo und Moeru nach den arabischen und portugiesischen Häfen der Ostküste expediert wurden. Bei den riesengroßen Entfernungen, welche diese Sklavenkarawanen zu durchmessen hatten, würden die Sklaven den ganzen Gewinn des Handels unterwegs verzehrt haben, wenn nicht die schweren Lasten von Elfenbein, Malachit und Kupferwaren die Händler einigermaßen entschädigt hätten. Und so massenhaft war der Sklaven-Export, der diese Karawanen-Straßen belebte, daß nach sicheren Ermittelungen des englischen Generalkonsuls Rigby allein das Zollhaus in Sansibar damals jährlich 19000 Sklaven aus dem Nyassa-Land passierten. Dabei sind weder die mitberechnet, welche unterwegs verhungert oder ermordet waren, noch die, welche in portugiesischen Häfen verkauft wurden.

Livingstone gewann die Überzeugung, daß er hier an einen der Mittelpunkte des afrikanischen Sklavenhandels gekommen sei; er trat sogleich mit der ganzen Energie seines Willens an die Frage heran, wie dem schändlichen Handel hier am Nyassa die Pulsader durchschnitten und dadurch der Weiterhandel nach der Küste unmöglich gemacht werden könnte. Die Lösung, die er vorschlug, ist ebenso einfach wie einleuchtend. Um den Sklavenexport aus dem Innern unrentabel zu machen, genügte es, den Händlern alle ihre Kaufartikel außer den Sklaven abzukaufen. Wenn die Händler ihr Elfenbein, Malachit und Kupfer am Nyassa zu denselben Preisen loswerden konnten, als in Kilwa und Sansibar, so müßten sie Thoren sein, wenn sie es nicht verkauften. Und konnten sie dabei ihre Sklaven nicht mit losschlagen, so sparten sie dafür die bedeutenden Kosten der zweimaligen Reise zur Küste und zurück. Um aber überall, wo die Sklavenkarawanen die Nyassa-Schire-Linie überschritten, zur Hand zu sein, genügte es, einen geeigneten Dampfer zu haben, der regelmäßig den Schire und Nyassa-

See befuhr und alle zum Kauf gestellten Waren erwerben konnte. Diese regelmäßige Dampferverbindung vom oberen Ende der Murchison-Katarakte bis zum Nordende des Nyassa wäre eine Linie von mehr als 100 Meilen, welche alle wichtigen Sklavenstraßen dieses großen Gebietes gerade an ihrem Knotenpunkte durchschnitte. Wäre nun dieser Dampfer mit Kanonen ausgerüstet, um die Sklavenhändler in gehörigem Respekt zu halten, so würde begründetste Hoffnung sein, daß er genügen würde, um den Sklavenhandel in diesem ganzen Lande zu unterdrücken.

So Livingstones geniales Projekt. Er begnügte sich aber nicht mit der geistreichen Idee, sondern er legte sofort Hand an zu ihrer Verwirklichung. Er bevollmächtigte seinen Freund Young, in seinem Namen ein Schiff zu kaufen oder bauen zu lassen, welches zur Beschiffung des Schire und Nyassa geeignet sein würde. Er beauftragte ihn, alle entstehenden Kosten aus seinen Privatmitteln zu bestreiten, allerdings in der Hoffnung, daß die englische Regierung das Schiff ankaufen würde, sobald es auf dem Nyassa-See angelangt sei.

Es ist erstaunlich, daß Livingstone bei seinen ersten, doch immerhin flüchtigen Besuchen so weit ausschauende Pläne in Angriff nahm, und man ist gespannt, wie er im weiteren Verlauf seiner Expedition diese Projekte durchführte. Da ist nun leider die ganze weitere Geschichte der Sambesi-Expedition eine fast ununterbrochene Kette von Unglücksfällen, welche auch die sorgfältigst vorbereiteten Unternehmungen meist gerade in dem Augenblick zum scheitern brachten, wo ihre Durchführung gesichert zu sein schien. Ist deshalb auch der Erfolg der weiteren Reisen, abgesehen von den wissenschaftlichen Forschungen und den allenthalben angeknüpften, freundschaftlichen Beziehungen zu den Eingeborenen, verhältnismäßig gering, so nimmt es doch in hohem Maße unser menschliches Interesse in Anspruch, einen so willensstarken Mann mit einem hartnäckig widerwärtigen Geschick ringen und ihn in allem, auch im schwersten, sich unter die gewaltige Hand Gottes beugen zu sehen.

Es waren anderthalb Jahre seit seinen ersten Besuchen verflossen, als Livingstone im Juli 1861 von neuem den Schire hinaufdampfte. Sein einer Lieblingswunsch schien in Erfüllung zu gehen. Die englische Hochkirche hatte den Bischof Mackenzie mit einer stattlichen Zahl Gehülfen entsandt, um eine Mission in jenen Ländern in Angriff zu nehmen. Livingstone war im Begriff, die herzlich bewillkommneten Landsleute nach seinen gepriesenen Schire-Hochlanden zu bringen. Daß die Fahrt den Schire hinauf nicht ganz so bequem war und nicht so schnell von Statten ging, als die Herren Missionare wünschten, trug ihm wenig aus. Aber wie blutete sein Herz, als er die schönen Schire-Hochlande in einem Zustande greulichster Verwirrung antraf! Die Portugiesen, die vor ihm das Land nicht hatten betreten dürfen, hatten sich als „Kinder der Engländer" eingeschlichen und hatten hinter dem Rücken Livingstones einen schwunghaften Sklavenhandel angefangen. Die Adjawa, die von Osten her in das Land gefallen waren, wurden von den Portugiesen mit Pulver und Gewehren unterstützt und sengten und brannten, raubten und mordeten durch das unglückliche Land hin.

Ja, Livingstone und die Seinen selbst wurden bei dem Versuch, friedliche Beziehungen mit den Eindringlingen anzuknüpfen, angefallen und konnten sich nur durch die Ueberlegenheit ihrer Schießwaffen der feindlichen Übermacht erwehren. Das war ein ungünstiger Augenblick, friedliche Missionsarbeit in dem aufgeregten Lande zu beginnen. Livingstone that sein Möglichstes, dem edlen, aber unerfahrenen Bischof mit seinem Rat beizustehen; aber er mußte es seiner Weisheit überlassen, in dem Stammeskriege die rechte Stellung über den Parteien sich zu wahren. Am meisten empört war Livingstone darüber, daß die Portugiesen auf seiner Spur die Greuel des Sklavenhandels einzuschmuggeln versuchten, und wo er nur portugiesische Sklaven-Karawanen fand, da verjagte er die Peiniger und befreite die Gefangenen.

Mit sorgenvollem Herzen setzte er seine Reise nach dem Nyassa-See fort, um diesen nun gründlich zu erforschen. Ein vierruderiges Boot wurde an den Murchison-Fällen vorbeigetragen und oberhalb derselben ins Wasser gelassen. Die weißen Mitglieder der kleinen Reise-Gesellschaft, David Livingstone, sein Bruder Karl und der Naturforscher der Expedition, Dr. Kirk, nahmen mit den Ruderern im Boote Platz; die Makololo-Träger bahnten sich mit ihren Lasten am Ufer hin den Weg. So ging es manche Tagereise weit nach Norden längs der Westküste des Sees. Sie fanden die Ufer außerordentlich dicht bevölkert. Im südlichen Teile gab es eine fast ununterbrochene Kette von Dörfern. Am Strande fast jeder kleinen, sandigen Bucht standen schwarze Volkshaufen und starrten nach der neuen Erscheinung eines unter Segel befindlichen Boots, und wo sie nur landeten, waren sie in wenigen Sekunden von Hunderten von Männern, Frauen und Kindern umringt, die sich beeilten, die Chirombo d. h. wilden Tiere anzustieren. Leider war diese dichte Volksmenge großenteils nicht die natürliche Bevölkerung dieses Küstenstrichs, sondern Flüchtlinge, die sich vor den Raubzügen der Angoni auf der westlichen Hochebene in die sandige, sumpfige und schilfreiche Ufergegend gerettet hatten und hier, dichtzusammengepfercht wie sie waren, ein ziemlich elendes Dasein führten. Als Livingstone weiter nach Norden kam, sollte er die Spuren dieses wilden Räubervolkes treffen. Jenseits der Dörfer Marengas und Mankambiras, in der Gegend des jetzigen Bandawe, fand er verbrannte Dörfer und die fauligen Körper Vieler, die nur wenige Tage vorher durch Angoni-Speere gefallen waren. Die Makololo am Ufer fürchteten sich, allein d. h. ohne einen Europäer in ihrer Mitte, weiter zu reisen; denn wenn sie einer der herumstreifenden Angoni-Horden begegnet wären, so wären sie, mit ihnen gleicher Farbe, ohne Erbarmen niedergemacht. Dr. Livingstone verließ deshalb das Boot und gesellte sich zu der Abteilung am Lande.

Diese Trennung der beiden Reisegesellschaften im Boot und am Lande wäre beinahe für beide verhängnisvoll geworden. Karl Livingstone und Dr. Kirk auf dem See wurden durch Stürme und widrige Winde verhindert, Zeit und Ort der verabredeten Zusammenkunft inne zu halten, und hatten Mühe, sich vor den Seeräubern zu retten, die sich auf kleinen Felseninseln am Gestade festgesetzt. David Livingstone aber war

mit seinen Gefährten noch nicht weit gekommen, da erschienen bei einer Mittagsrast plötzlich zur augenscheinlichen Bestürzung der Mannschaft 7 Angoni, mit Speeren und Schilden bewaffnet, die Köpfe phantastisch mit Federn geschmückt. Um eine Unterredung einzuleiten, gingen Livingstone und ein Makololo, der ihre Sprache verstand, ihnen unbewaffnet entgegen. Als Dr. Livingstone sich ihnen näherte, befahlen sie ihm, zu bleiben und sich in die Sonne zu setzen, während sie im Schatten saßen. „Nein, nein!" war die Antwort, „wenn Ihr im Schatten sitzt, so wollen wir es auch." Da rasselten sie mit ihren Keulen auf den Schilden, ein Verfahren, das gewöhnlich Schrecken einflößte; aber der Makololo bemerkte: „Es ist nicht das erste Mal, daß wir haben Schilde rasseln hören." Und alle setzten sich zusammen nieder. Da die Einschüchterung nichts vermocht, legten sich die Angoni aufs Betteln. Aber Livingstones Waren befanden sich sämtlich im Boot, er konnte ihnen nichts geben. Um sie davon zu überzeugen, packte er vor ihren Augen seine Taschen aus. Da brachte er unter anderm ein Notizbuch hervor. In der Meinung, es sei eine Pistole, sprangen sie auf und sagten: „Steck das wieder ein." Der Schrecken verfehlte seine Wirkung nicht; bald darauf verließen sie Livingstone und eilten fort auf die Hügel wie aufgescheuchtes Wild.

Der Weg führte weiter über steile Bergrücken mit Schluchten von 500 bis 1000 Fuß Tiefe. Manche Wände mußten auf Händen und Knieen erstiegen werden, und kaum war der Gipfel erreicht, so fing wieder das Hinabsteigen an. Jede Schlucht hatte einen fließenden Strom, und die ganze Gegend, obgleich so rauh, war doch angebaut und bevölkert gewesen. Viele Bananenbäume, vernachlässigte Getreidestücke und Bohnenfelder bezeugten den früheren Anbau. Die ganze Bevölkerung war weggerafft; zerstörte Dörfer, zerbrochene Geräte und menschliche Gerippe, auf die man bei jedem Schritte stieß, erzählten eine traurige Sage von „des Menschen Unmenschlichkeit gegen den Menschen." Mangel an Nahrungsmitteln in dem entvölkerten Lande nötigte Livingstone, umzukehren. Das Nordende des von ihm entdeckten Sees hat er nicht gesehen, er hat nicht geahnt, daß sich das majestätische Wasser noch fast 30 Meilen über den erreichten Punkt nach Norden hin ausdehnt.

Die Rückreise zum Schiff und den Schire und Sambesi hinab zur Kongone-Mündung war sehr langwierig und mühsam, verlief aber ohne wesentliche Zwischenfälle. Nur schmerzte es ihn, am Schire zu hören, daß sich die englischen Missionare in Magomera in die Stammesfehde zwischen Mangandja und Adjawa hatten verwickeln lassen und gegen die Adjawa zu Felde gezogen waren. Schon damals hegte er wegen der Zukunft dieser Mission trotz der augenblicklich günstigen Lage ernste Besorgnisse.

Trotzdem verstand es sich für ihn von selbst, daß, da diese englischen Freunde den einen Teil seines Programms, die Kolonisierung, in Angriff genommen hatten, für ihn zur Zeit nur der andere Teil, die Bekämpfung des Sklavenhandels, übrig blieb. Die furchtbaren Erfahrungen, die er auf der letzten Reise im Schire-Hochland und am

Nyassa gemacht, konzentrierten noch mehr als bisher seine Aufmerksamkeit auf diese große Aufgabe und füllten mehr und mehr seine ganze Seele mit dem brennenden Wunsch, etwas thun zu dürfen, um diese große Plage Afrikas zu beseitigen. Von den Portugiesen durfte er keine Unterstützung hoffen, hatte doch eben damals der portugiesische General-Gouverneur seine Meinung dahin kund gethan, nur der Sklavenhandel zur See sei verboten, Sklavenhandel zu Lande aber sei nach portugiesischem Recht erlaubt. Wer sich deshalb erkühne, portugiesische Sklavenhändler zu beunruhigen oder ihrer Beute zu berauben, der verdiene als Dieb vor Gericht gezogen zu werden!

Livingstones Gedanken wandten sich mehr als je von dem portugiesischen Gebiet ab und dem Nyassa zu. Eben damals, im Januar 1862, erwartete er voll Verlangen das in England auf seine Kosten für 120000 Mark erworbene Schiff, die Lady Nyassa, die er auf den Nyassa zu bringen hoffte. Sein ganzes Vermögen hatte er daran gesetzt, dies Schiff zu kaufen und für seine Zwecke auszurüsten. Er hatte bestimmt, das Schiff solle in England zusammengesetzt und im Schlepptau nach dem Sambesi bugsiert werden. Er wußte aus Erfahrung, welche endlose Arbeit und aufreibende Anstrengung es in diesem, aller geeigneten Dockanlagen entbehrenden Lande mit sich bringt, ein Schiff zusammenzufügen. Trotzdem war seine bestimmte Willensmeinung mißachtet; das Schiff kam in Stücken. So blieb ihm nichts übrig, als die Fragmente in sein Schiff, den Pionier, zu laden und nach den Wasserfällen hinaufzuschleppen, um sie dort zusammenzusetzen. Vergebliches Bemühen! Der Pionier, mit der Lady Nyassa befrachtet, ging so tief, daß er einmal über das andere im Sande stecken blieb; es war kein Gedanke daran, das Schiff bis zu den Murchison-Fällen hinaufzubekommen. Livingstone mußte sich entschließen, in Schupanga liegen zu bleiben und sich dort ein Dock zurecht zu bauen. Welche Heimsuchung für ihn! Mit demselben Schiff waren verschiedene Mitglieder der Universitäten-Mission gekommen, die er versprochen hatte baldmöglichst an Ort und Stelle zu bringen. Er konnte sein Versprechen nicht halten, er lag festgebannt, er mußte dankbar sein, daß sich Kapitän Wilson der Ankömmlinge annahm. Außer diesen englischen Missionaren war Dr. Stewart, ein edler schottischer Missionar, gekommen, von seiner Kirche beauftragt, über Land und Leute an Ort und Stelle bei Livingstone Erkundigungen einzuziehen, um auch ein schottisches Missionswerk in dieser Gegend zu beginnen. Welche Freude für Livingstone, daß sich auch seine Landsleute regten; aber er konnte Dr. Stewart nicht zum Schire geleiten, er konnte ihm die Hochlande nicht zeigen, er war in Schupanga unabkömmlich. Noch mehr! Mit den Missionaren war Livingstones geliebtes Weib Marie gekommen, mit der nach jahrelanger Trennung wieder vereint zu sein ihm unendliche Freude bereitete. Wie gern wäre er so schnell als möglich mit ihr aus der ungesunden Fieberebene in das gesundere Bergland geeilt, zumal sie von zarter Konstitution war. Der unvermeidliche, monatelange Aufenthalt in Schupanga wurde für sie verderblich. Am 21. April 1862 erkrankte sie heftig am Klimafieber, und am 27. April kniete ihr

Mann, gänzlich gebrochen und in Thränen aufgelöst, an ihrem Totenbette. Das war ein furchtbarer Schlag für den starken Mann; aus seinen Briefen und Tagebüchern aus dieser Zeit klingt eine Macht des Schmerzes hindurch, als sei die zarteste Seite seines Herzens mit rauher Hand zerrissen. „Es ist der erste schwere Schlag, den ich erlitt, und er beraubt mich gänzlich meiner Kraft. Ich weinte über sie, die wohl vieler Thränen wert war. Ich liebte sie, als ich sie heiratete, und je länger ich mit ihr lebte, desto mehr liebte ich sie. Gott erbarme sich der armen Kinder, die alle so innig an ihr hingen; ich bin in der Welt allein gelassen ohne sie, die ich als einen Teil meines Selbst ansah."

Ein Unglück kommt niemals allein. Noch vor Livingstones Heimsuchung hatte der Tod bei den englischen Missionaren angeklopft; Bischof Mackenzie und Burrup waren kurz nacheinander dem Fieber erlegen, und der Bestand der Mission war bis in die Grundvesten erschüttert. Auch diese Nachrichten beugten Livingstone tief nieder, war es doch, als solle sein von so vielen Gebeten geweihtes Werk gänzlich in Trümmer gehen.

Und als nach all dieser Trübsal Livingstone endlich im Juni 1862 die Freude hatte, seine Lady Nyassa in das Wasser des Sambesi hinabgleiten zu sehen, da war es zu spät, sie zum Schire hinauf zu bringen. Die Wasser standen zu tief, er mußte ein weiteres halbes Jahr warten, bis die Hochwasser die Flüsse schwellen machten.

Sobald als irgend möglich, am 10. Januar 1863, dampfte er mit der Lady Nyassa im Schlepptau ab. Es war eine furchtbare Reise, die sie zu machen hatten. Die Verwüstung, die durch Mariano, einen niederträchtigen, portugiesischen Sklavenjäger, verursacht worden, war herzzerreißend. Leichname schwammen an ihnen vorüber. Des Morgens mußten die Räder von den Leichnamen losgemacht werden, die während der Nacht angeschwemmt waren. Livingstone faßt seine Eindrücke zusammen in eine schauerliche Schilderung:

„Wohin wir auch unsern Fuß setzten, sahen wir in jeder Richtung menschliche Skelette, und es hatte ein schmerzliches Interesse, die verschiedenen Stellungen, in denen die armen Elenden ihren letzten Seufzer ausgehaucht, zu beobachten. Ein ganzer Haufen war einen Abhang hinter einem Dorfe hinabgeworfen, wo die Flüchtlinge oft von Osten her über den Fluß setzten. Viele hatten ihre Leiden unter schattigen Bäumen, andere unter hervorragenden Felsen in den Hügeln beendet, während andere in ihren Hütten bei verschlossenen Thüren lagen, die, wenn sie geöffnet wurden, den verwesenden Leichnam mit den armseligen Fetzen um die Lenden, den vom Kissen gefallenen Schädel, das kleine Skelett des Kindes, das zuerst umgekommen, in einer Matte zwischen zwei großen Skeletts aufgerollt, enthüllten. Der Anblick dieser Wüste, die vor achtzehn Monden noch ein bevölkertes Thal gewesen, und nun buchstäblich mit menschlichen Gebeinen übersät war, zwangen uns die Überzeugung auf, daß die Zerstörung von Menschenleben in dieser Gegend, wie groß sie auch war, nur einen Teil der Verwüstung bildet, und daß, wenn nicht der Sklavenhandel — dieses Ungeheuer

von Ungerechtigkeit, daß so lange über Afrika gebrütet — zerdrückt wird, ein gesetzmäßiger Handel nicht Wurzel schlagen könne."

Als die Schiffe weiter nach Norden vordrangen, gesellten sich zu den verheerenden Wirkungen der portugiesischen Sklavenjagden noch die Plagen einer furchtbaren Hungersnot und die Raubzüge der unbarmherzigen Adjawa, um das Elend und den Untergang der Mangandja vollständig zu machen. Selbst die englischen Missionare, die ihren Wohnsitz inzwischen von Magomera in das Schirethal verlegt hatten, konnten sich und ihre Pflegebefohlenen nur mit Mühe vor dem Hungertode schützen. Als die Lady Nyassa endlich am Südende der Murchison-Fälle vor Anker lag, war es sehr zweifelhaft, ob sich bei einem solchen Zustande des Landes Träger genug auftreiben lassen würden, um die Stücken des Schiffes an den Wasserfällen vorbei zu befördern; und gesetzt auch, daß sich genug Leute zur Verfügung stellten, ob sie, ausgemergelt wie sie waren, Kraft genug hätten, die schweren Lasten zu bewältigen. Trotzdem traf Livingstone alle Anordnungen, um das Schiff in seine Bestandteile zu zerlegen. Er selbst unternahm unterdessen einen Ausflug nach dem oberen Ende der Wasserfälle, um sich zu überzeugen, ob sein treffliches Boot, in dem er zwei Jahre vorher den Nyassa befahren, und das er dort in Verwahrung gegeben, noch in brauchbarem Zustande sei. Als er an den Ort kam, wo er sein Boot befestigt hatte, fand er nichts mehr davon, nur ein paar Messingbänder und eiserne Nägel. Wahrscheinlich hatte das Boot bei einem der verheerenden Grasbrände, welche in jedem Jahre zu Ende der trockenen Jahreszeit über Berg und Thal rasen, Feuer gefangen. Livingstone mußte also zurückkehren, um ein neues Boot hinaufzuschaffen.

Bei seinen Schiffen wieder angelangt, erwartete ihn eine noch schmerzlichere Nachricht. Die ganze Expedition war von der Regierung zurückberufen. Überrascht wurde er ja gerade dadurch nicht. Wenn die Portugiesen den einzigen, brauchbaren Zugang zum Schire- und Nyassa-Land, den Sambesi, hartnäckig versperrten, so war mit den schönen, neu entdeckten Landstrichen nichts anzufangen. Wenn die portugiesische Regierung in nationaler Eifersucht sich an das Phantom anklammerte, als gehöre ihnen alles Land vom Indischen bis zum Atlantischen Ozean, selbst wenn sie keinen Finger zu seiner Entdeckung und Entwicklung gerührt hätten, so war es freilich nicht möglich irgend welche kommerzielle oder industrielle Niederlassung englischen Charakters am Schire und Nyassa zu gründen. Und wenn die Portugiesen so zäh, wie sie es in den letzten Jahren bewiesen hatten, am Sklavenhandel festhielten, so war es unmöglich, auf dem weitentlegenen Binnensee eine energische Aktion gegen den arabischen Sklavenhandel einzuleiten. Obendrein befanden sich das Schire-Hochland und der ganze Umkreis des Nyassa zur Zeit in einem solchen Zustand der Verwirrung und kriegerischen Aufregung, daß alle Arbeit nur hätte geschehen können in Hoffnung auf bessere, friedliche Zeiten.

Aber wenn Livingstone den Entschluß seiner Regierung auch verstand, so wurde er doch tief dadurch niedergedrückt. Sein Herz hing

an seinem großen Plane der Unterdrückung des Sklavenhandels. Nach unsäglichen Mühen hatte er seine mit Aufopferung seines ganzen Vermögens gekaufte Lady Nyassa bis zu den Murchison-Fällen hinaufgebracht. Jetzt lag sie da, in Stücke auseinander genommen; in wenigen Wochen hatte er gehofft, sie auf dem Nyassa schwimmen zu sehen, und nun wurden seine ganzen Hoffnungen zertrümmert. Nun konnte er nur ruhig sein Schiff wieder zusammensetzen und nach England zurückkehren. Er hatte erwartet, daß seine Regierung, wenn auch nicht alle, doch einen Teil der Kosten für das schöne Schiff tragen werde. Aber in der Rückberufungsordre war das Schiff auch nicht mit einer Silbe erwähnt. Unangenehm war endlich auch die Verfügung, daß alle Gehälter der Expeditions-Mitglieder mit dem 31. Dezember 1863 ablaufen sollten. Dadurch ward für Livingstone die Freiheit der Bewegung erheblich beschränkt.

Wie deprimierend auch diese Nachrichten waren, Livingstone ließ sich die Elastizität seines Geistes dadurch nicht rauben. Es war Anfang Juli, als er die Nachricht erhielt. Vor Anfang November konnte er mit dem besten Willen die Schiffe nicht zum Kongone hinabbringen; denn in der trockenen Jahreszeit enthielten der Schire und Sambesi nicht Wasser genug für den tiefgebauten Pionier, den Regierungsdampfer. Also blieben ihm noch vier Monate; Zeit genug, um sein Werk der Entdeckung des Nyassa-Sees durch eine vollständige Umschiffung desselben zu beendigen.

Livingstone machte sich also, sobald er die nötigen Anordnungen getroffen hatte, sein Schiff wieder zusammenzuschrauben, von neuem mit einem Boot auf den Weg zum Nyassa. Das Boot mußte natürlich an den Wasserfällen vorbeigetragen werden. Die Makololo nahmen das Boot flink auf ihre Schultern und hatten es in wenigen Tagen an allen Katarakten bis auf einen vorbei. Da sie hier an eine vergleichungsweise ruhige Strecke des Flusses kamen, so machten sie sich dieselbe zu Nutze, um das Boot ein paar Meilen zu Wasser hinauf zu ziehen. Da hatten fünf Sambesi-Leute in Livingstones Gefolge den unglücklichen Einfall, ihre Kraft und Kunst dadurch zu beweisen, daß sie das Boot zu Wasser an dem obersten Wasserfall vorbei zu bugsieren versuchten. Drei von ihnen sprangen hinein, und zwei schleppten es ein kleines Stück Wegs stromauf. Die Flut ergriff seinen Bug, man hörte einen Angstschrei, das Tau war in einem Augenblick aus den Händen der Leute, und dort lag das Boot, den Boden nach oben; in einem Wirbel drehte es sich einmal oder zweimal um, und fort schoß es, wie ein Pfeil, die Katarakten hinab — und ward nicht mehr gesehen.

Also auch dieser Plan, den See zu umschiffen, war zu nichte gemacht. Ein neues Boot hatte er nicht mehr übrig. Was sollte er nun thun? Livingstone fügte sich in das Unvermeidliche; er schickte seine Leute zu den Schiffen zurück, ließ Kattun und Proviant holen, und beschloß noch soweit zu Fuß zu reisen, als Zeit und Umstände gestatten würden. Eine mühselige Reise war es durch das beunruhigte und aufgeregte Land; bald wurde er für einen feindlichen Kriegstrupp gehalten, bald griffen ihn die Feinde an. Mit Mühe konnte er von Dorf zu Dorf Führer er-

halten. Tagelang mußte er ohne Führer reisen. So ging es bergauf, bergab durch das schöne Gowa-Thal längs den Kirkbergen nach Norden, und dann von Kotakota aus nach Westen. Es ist ungemein interessant, ihn gerade auf dieser ermüdenden Reise zu begleiten und ihm zuzuhören, wie die vielen, langweiligen Stunden einsamer Fußwanderung seinem regen Geiste Freiheit gaben, über die tiefgreifendsten Probleme der Geographie und Ethnologie Afrikas nachzudenken. Unterwegs scheint sich ihm ein neues Ziel dieser Fußwanderung festgestellt zu haben; er eilte nach Nordwesten, um noch den Bemba-See zu erreichen, über den er viele und zuverlässige Nachrichten eingezogen hatte. Aber die Zeit war unerbittlich; zehn kleine Tagereisen vom See mußte er umkehren, um bei Eintritt der Regenzeit wieder bei den Schiffen zu sein. Pünktlich am 1. November traf er an den Murchisonfällen ein. Seine Schiffe lagen zur Abfahrt bereit; er wäre zufrieden gewesen, jetzt dem Lande Lebewohl zu sagen.

Aber was er in seinem Herzen halb und halb befürchtet, das traf ein. Die erste Periode der Regenzeit, die Novemberregen brachten wohl Wasser genug, um die Äcker zur Bestellung zu befruchten und die Seen und Sümpfe anzufüllen. Aber der Schire stieg nur ein paar Zoll. Er konnte nicht daran denken, bei diesem Wasserstande den Pionier zum Kongone hinabzubekommen. Während er sich also die Wochen vorher abgejagt hatte, um sein ersehntes Ziel noch zu erreichen, und doch unverrichteter Sache hatte umkehren müssen, lag er nun zwei Monat fest vor Anker, von Woche zu Woche des günstigen Momentes harrend, wo er abfahren könnte. Das war eine harte Geduldsprobe. Und in den Kelch seines Leidens sollte noch ein letzter, bitterer Wermutstropfen fallen.

Während er voll Ungeduld bei den Wasserfällen harrte, lief ein Brief des Bischofs Tozer, des Nachfolgers Bischof Mackenzie's bei ihm ein, worin dieser ihm mitteilte, daß er die Mission am Schire aufgegeben habe und im nächsten Frühjahr sein Hauptquartier nach Sansibar verlegen werde. Also auch diese Hoffnung noch, die letzte schöne Hoffnung im Lande, sollte ihm genommen werden. Und für die Universitäten-Mission lag gar kein genügender Grund zu diesem Schritt vor. Ihre Lage war wohl schwierig, aber nicht verzweifelt. Sie gingen ja die politischen Wirrnisse und die Nöte des Sklavenhandels direkt nichts an. Ihre Missionare hatten sich sogar ihrer guten Beziehungen zu den Portugiesen gerühmt. Livingstone schrieb umgehend dem Bischof einen sehr ernsten Brief, in dem er ihn beschwor, die Sache nochmals zu erwägen, ehe er einen unüberlegten Schritt thue. „Ich hoffe, lieber Bischof, Sie werden mich nicht der Unverschämtheit zeihen, wenn ich auf diese Weise mit wundem Herzen an Sie schreibe. Ich sehe, daß, wenn Sie fortgehen, der letzte Hoffnungsstrahl für diese armen, zertretenen Menschen verschwindet, und nochmals bitte ich Sie von Grund meines Herzens, die Sache aufs neue zu überlegen; und möge der Allweise Sie zu dem Entschluß leiten, der am meisten zu Seiner Ehre dient.“ Alles war vergeblich; noch ehe Livingstone mit seinen Schiffen den Schire hinabfahren konnte, hatte sich Tozer mit seinen Leuten aus

dem Staube gemacht. Livingstone war der letzte, der das Land verließ; ihm blieb noch die Ehrenpflicht, die Reste der Universitäten-Mission zu retten und dem englischen Namen seine unbefleckte Ehre im Lande zu wahren. In Gemeinschaft mit dem edlen Missionar Horace Waller sorgte er dafür, daß alle hülfsbedürftigen Schützlinge, die ehedem Bischof Mackenzie unter seine Fittiche genommen, in sichere Obhut und geordnete Pflege gebracht wurden. Niemand sollte den Engländern nachsagen, daß sie die im Stich gelassen, die sich ihrem Schutz anvertraut. Livingstone kam sich bei diesen letzten Arbeiten vor wie ein Totengräber, der die edelsten Hoffnungen seines Lebens zu Grabe trägt. Am 14. Februar 1864 fuhr er mit seinem Schiff Lady Nyassa von der Sambesi-Mündung ab, um dasselbe in Bombay zu verkaufen.

Wir können nicht ohne innige Teilnahme die Geschichte dieser Zambesi-Expedition lesen, nach einer kurzen Zeit Hoffnung erregender Erfolge eine lange Kette von Mißerfolgen und Enttäuschungen, ein heldenmütiges, aber doch vergebliches Ringen gegen ein widriges Geschick. Was war das Resultat dieser fünf Jahre voll Arbeit und Mühen? Für den Augenblick nur ein geringes. Ein großes und schönes Stück Afrikas war entdeckt und erforscht; es war festgestellt, daß es bei geeigneter Kultur für den Weltmarkt wertvolle Rohprodukte zu liefern im Stande sei. Aber dieser Erfolg war fast dadurch wieder zu nicht gemacht, daß die niederträchtigen Sklavenhändler der Portugiesen alsbald in die geöffnete Thür eintraten und aus dem schönen Lande ein Sklavengehege machten. — Das Elend der Sklaverei war in allen seinen Gestalten und Phasen, von dem Strafverkauf wegen Verbrechen bis zur systematisch getriebenen Sklavenjagd, und von dem Überfall friedlicher Dörfer bis zu den Qualen des Sklaventransportes, in einem nie geahnten Umfang und mit erschrecklicher Deutlichkeit aufgedeckt worden. Aber was half es, die furchtbare Wunde zu zeigen, solange alle Versuche scheiterten, sie zu heilen? Aber wir würden fehlgreifen, wollten wir den Wert dieser Sambesi-Expedition und der aufopfernden Arbeiten Livingstones nur nach dem augenblicklichen Erfolg messen. Für uns, die wir 30 Jahre weiter übersehen, fällt das Urteil viel günstiger aus. Die Schande, welche Livingstones Enthüllungen auf den portugiesischen Namen vor der ganzen zivilisierten Welt gehäuft hatten, haben die Portugiesen mehr als alles andere gezwungen, mit ihrem System offener und verstohlener Begünstigung der Sklaverei zu brechen. Die englische Nation war für diesen Teil Central-Afrikas interessiert, und Livingstones Name war daran geknüpft. Alles, was seither von englischer Seite für das Nyassa-Land geschehen, betrachtet sich selbst als Ausführung des Vermächtnisses Livingstones, eine Ausführung freilich, die, wie wir sehen werden, seine weitausgreifendsten Pläne und kühnsten Hoffnungen übertroffen hat.

## III.

# Die evangelischen Missionen.





# I. Der erste Missionsversuch.

Während seines Aufenthaltes in England (1857) hatte Livingstone auch auf den Universitäten Oxford und Cambridge ein reges Interesse für die neuentdeckten Länder Central-Afrikas erweckt. Die Glut seiner Liebe für Afrika hatte auch in anderen Herzen ein Feuer des Erbarmens angezündet. Man erwog auf das ernstlichste den Gedanken, wie man am wirksamsten den armen, geknechteten Völkern helfen könnte. Es wurde eine Mission geplant, der eine doppelte Aufgabe gesetzt wurde, einmal durch die Predigt des Evangeliums die Heiden zum Christentum zu bekehren; zum andern durch Ermutigung des Ackerbaus und eines gesetzlichen Handels und die schließliche Ausrottung des Sklavenhandels die Völker auf eine höhere Stufe der Civilisation zu erheben. Eben damals (1859) kamen die ersten glänzenden Nachrichten über den Schire und den Nyassa nach England. Man stellte sich die Schiffahrt auf dem Schire leicht und ungefährlich vor. Das Flußthal sollte von unerschöpflicher Fruchtbarkeit sein, man hoffte hier das zukünftige Reis- und Baumwollengebiet für die ganze Welt entdeckt zu haben. Das Schire-Hochland galt als ein herrliches und gesundes Land, 3—5000 Fuß hoch, gut bewässert, reich bewaldet, ausgezeichnet geeignet für Rindvieh und Schafe, mit einem reichen Boden, der jetzt schon viel Baumwolle trage. Die Eingebornen sollten fleißig, betriebsam und freundlich sein. Und selbst das Fieber, der gefürchtetste Feind in Afrika, sollte hier minder gefährlich sein. Es ist nur zu gut begreiflich, daß diese Schilderungen das allgemeine Interesse dem Schire-Gebiet zuwandten, und die neue Mission erwählte die Hochebene südlich vom Nyassa-See und östlich vom Schire zu ihrem Arbeitsfelde. So groß waren die Erwartungen, welche die öffentliche Meinung diesem neuen Unternehmen entgegengebracht, daß man einen glänzenden Aufschwung Central-Afrikas davon erwartete.

Karl Friedrich Mackenzie wurde zum Missionsbischof geweiht und an die Spitze der Expediton gestellt, ihm zur Seite standen die Geistlichen Procter, Scudamore und Rowley, außerdem eine Anzahl Laien, unter denen Horace Waller ein Mann von hervorragender Tüchtigkeit war. Auch ein paar südafrikanische Christen, welche aus den Sambesi-Ländern gebürtig waren, wurden von Kapstadt mitgenommen. Es waren im ganzen zwölf Männer, die Anfang Februar 1861 an der

Kongone-Mündung des Sambesi mit Livingstone zusammentrafen, um von ihm auf ihr Arbeitsfeld befördert zu werden.

Da wartete ihrer eine erste unangenehme Überraschung. Sie waren von den Freunden in England und Kapstadt mit allen für irgend nötig erachteten Bedürfnissen ausgestattet. Nur eine Frage hatte man nicht ernstlich in Erwägung gezogen, die doch hätte am nächsten liegen sollen, wie sie nämlich mit allen diesen schönen Sachen an den Ort ihrer Bestimmung gelangen würden. Da hatten sie sich gänzlich auf Livingstone verlassen, — sie hatten gemeint, das ganze Unternehmen sei durch ihn veranlaßt, so müsse er auch zu seiner Beförderung alles thun, was in seinen Kräften stehe. Aber sie hatten nicht genügend bedacht, daß Livingstone eben damals im Dienst der Regierung stand und als Leiter einer großen wissenschaftlichen und kommerziellen Expedition in erster Linie verpflichtet war, deren Zwecke zu wahren und die Interessen seiner Auftraggeber zu fördern. Gerade damals führte ihn das Interesse seiner Expedition dahin, den Rovuma zu erforschen. Er redete dem Bischof zu, sich an dieser Reise zu beteiligen. Wenn sich der Rovuma als schiffbar erweise, so werde dieser neue Wasserweg auch für die Mission von großem Nutzen sein, denn er schaffe ihr einen Zugang zum Schire-Hochland, ohne von den Portugiesen abhängig zu sein. Die Fahrt den Rovuma herauf war zwar recht amüsant, aber es stellte sich heraus, daß der Fluß als Wasserstraße in das Innere gänzlich unbrauchbar war. Livingstone selbst gab nach einer Woche den Versuch noch weiter vorzudringen auf.

Nun sollte der alte Weg durch den Sambesi und Schire benutzt werden. Man segelte nach den Comoren, wohin der größte Teil der Missionsgesellschaft und die gesamte Ausrüstuung inzwischen gebracht war. Da kam eine zweite unangenehme Überraschung. Livingstone mußte seinen Dampfer für eine ziemlich lange Zeit mit Kohlen verproviantieren, da er nur sehr selten Gelegenheit hatte, seine Vorräte zu ergänzen. Als er nun fertig geladen hatte, stellte es sich heraus, daß nur ein kleiner Teil von den Waren der Mission noch auf dem Schiff Platz fanden. Man nahm mit, soviel man konnte, ohne das Schiff zu überfrachten; der Rest, mehr als dreiviertel der Waren, mußten auf der Insel Johanna bleiben — wie lange konnte es dauern, bis die Mission wieder in ihren Besitz gelangte!

Am 30. April kam die ganze Gesellschaft zum zweiten Mal an der Mündung des Sambesi an, um nun diesen Strom hinaufzufahren. Da inzwischen das Wasser sehr gefallen war, so bot die Schiffahrt auf dem Sambesi wie auf dem Schire bedeutende Schwierigkeiten. Endlich zu Anfang Juli waren sie im Gebiet der Mangandja. Ein erster Versuch, von dem Dorfe des Oberhäuptlings Mankokwe aus nach dem ersehnten Hochland vorzudringen, scheiterte an dem Mißtrauen und Aberglauben dieses Mangandja-Fürsten. Sie mußten bis Tschibisas Dorf weiter fahren, um festen Fuß im Lande zu fassen.

Tschibisa war ein Emporkömmling, der sich, obgleich von Geburt ein Sklave, durch Energie und Rücksichtslosigkeit zum Häuptling aufgeschwungen hatte und an Einfluß selbst den Oberhäuptling Mankokwe

überragte. Da er selbst von Geburt kein Mangandja war, so war er weniger argwöhnisch gegen die weißen Fremdlinge und gewährte ihnen nicht nur den Aufenthalt in seinem Lande, sondern auch freien Durchzug und jede Unterstützung zur Ansiedelung auf den Hochlanden. So ordnete Mackenzie an, daß Rowley hier bleiben und sich nahe bei Tschibisas Dorf ansiedeln sollte, während er selbst mit Livingstone und den übrigen Missionaren nach dem Hochland aufbrach, um den geeignesten Ort für die anzulegende Missionsstation zu suchen.

Hier nun wartete des Bischofs die dritte, schmerzlichste und verhängnisvollste Überraschung. Das ganze Hochland war in kriegerischer Aufregung; die Adjawa waren ins Land gefallen und bedrängten die Mangandja von allen Seiten. Gärten wurden ausgeraubt, Dörfer niedergebrannt, die Wehrlosen in Scharen ermordet und die Gefangenen in die Sklaverei verkauft. Wie die Adler sich dort sammeln, wo sie das Aas wittern, so durchzogen portugiesische Sklavenhändler das Land, kauften alle, Männer, Weiber und Kinder, die ihnen angeboten wurden, und schürten durch Lieferung von Flinten und Pulver den Übermut der Adjawa nach Kräften. Livingstone glaubte zuerst, daß er es nur mit einer vereinzelten Horde von Adjawa zu thun habe, die sich Mord und Sklavenraub zum Geschäft gemacht hatten. Aber je näher die Engländer die Verhältnisse kennen lernten, um so mehr überzeugten sie sich, daß das Übel größer und unheilbarer war.

In ganz Central-Afrika sind die Eingeborenen in beständiger Gährung. Die mächtigeren Stämme fallen über die schwächeren her und unterjochen und verdrängen sie, bis wieder ein mächtigerer über sie kommt und ihnen Gleiches mit Gleichem vergilt. So waren damals die Adjawa oder Yao durch den mächtigeren Stamm der Avisa oder Makoa aus ihren Stammsitzen vetrieben; Tausende und Abertausende von ihnen waren in die Sklaverei verkauft. Jahrelang war der Sklavenmarkt in Sansibar mit Yao-Sklaven überschwemmt. Die Reste des Volkes waren nach Süden und Westen geflohen und hatten sich als arme, hungrige Flüchtlinge im Gebiet der Mangandja angesiedelt. Diese waren ihnen nichts weniger als freundlich entgegengekommen, hatten sie gedrückt und an die Portugiesen verkauft, so viel sie nur konnten. Damals wären die Adjawa froh gewesen, wenn sie in Frieden hätten ihre armseligen Gärten bebauen dürfen. Als aber die Mangandja sie auszurotten drohten, erwachte in den Adjawa der Geist des Widerstandes. Sie merkten nur zu bald, daß sie an Kriegsmut ihren Feinden weit überlegen waren. Die Portugiesen versorgten sie reichlich mit Kriegsbedarf. So fielen nun die Adjawa über die Mangandja her und nahmen ihnen einen Strich Landes nach dem andern ab. Gerade damals, als die Missionare ankamen, waren die Adjawa auf einem neuen Plünderungszug; Krieg und Kriegsgeschrei füllten das Land. Als sie das Hochland durchforschten, begegneten ihnen Tag für Tag Züge von Sklaven, Männer und Weiber, Alte und Junge, die von Portugiesen und Halbportugiesen aufgekauft waren und nach Tete, dem Mittelpunkt des portugiesischen Sklavenhandels, gebracht werden sollten.

Livingstone war empört, daß sich eine europäische Nation mit diesem schmutzigen und schändlichen Handel befaßte, und da gesetzlich der Sklavenhandel auch in den portugiesischen Kolonieen verboten war, so hielt er sich für berechtigt, den Sklavenjägern ihr Handwerk zu legen. Er jagte den Sklavenkarawanen nach, befreite die unglücklichen Sklaven und bestrafte nach Kräften ihre Peiniger. Bischof Mackenzie war ja durch sein Programm ausdrücklich auf die Ausrottung des Sklavenhandels angewiesen, er fand deshalb das Vorgehen Livingstones durchaus lobenswert und unterstützte es nach Kräften. Ihm fiel freilich die Hauptlast davon zu; denn ein großer Teil der Befreiten hatte entweder keine Heimat oder keine Anverwandten mehr, oder sie fühlten sich dort vor den Sklavenjägern nicht sicher genug, und zogen es deshalb vor bei den Engländern zu bleiben. So hatte der Bischof in acht Tagen eine Schar von unfähr 150 befreiten Sklaven um sich, die von ihm erwarteten, daß er sie nicht allein schützen, sondern auch mit Nahrung und Kleidung versorgen würde. Es läßt sich denken, wie ungemein dadurch gerade im Anfang das Missionswerk erschwert wurde.

Die Missionare, die sich die Mangandja zum Missionsobjekt erwählt hatten, sollten auch gleich noch mit den Feinden derselben in unmittelbare Berührung kommen. Livingstone hielt es für wünschenswert, mit den Führern der Adjawa Fühlung zu gewinnen, und machte sich deshalb mit den Missionaren auf den Weg, um persönlich mit den Häuptern derselben zu unterhandeln. Sie kamen ungehindert bis in die unmittelbare Nähe des feindlichen Lagers. Hier wurden sie aber von den siegstrunkenen Adjawa überfallen und gezwungen sich zur Wehr zu setzen. Es was das erste Mal, daß sich Livingstone genötigt sah, gegen Eingeborene Gewalt zu gebrauchen, und er war durchaus nicht darauf vorbereitet. Aber in ihrer Bedrängnis blieb einfach nichts übrig, als das Lager der Adjawa zu stürmen. Die Feinde flohen nach kurzem Widerstande. Wenige nur waren glücklicherweise auf beiden Seiten zu Schaden gekommen. Die vorgefundenen Sklaven wurden in Freiheit gesetzt. Dann gab man den Versuch mit den Adjawa zu unterhandeln auf und kehrte zurück.

Der Bischof entschloß sich, die erste Station in Magomera bei dem Häuptling Tschigunda anzulegen. Dieser Ort lag etwa sechzehn englische Meilen östlich vom Schire und vier Meilen südwestlich vom Schirwasee im Schirehochland. Allerdings hatte er die große Unannehmlichkeit, daß er in einer Thalmulde lag, so daß man von allen Seiten dahin bergab steigen mußte. Will man in Afrika einigermaßen geschützt vor dem Fieber sein, so muß man sich so luftig als möglich auf freier Bergeshöhe ansiedeln. Je mehr ein Ort vor dem freien Zutritt aller Winde geschützt ist, um so mehr ist er dem Fieber ausgesetzt. So war Magomera auf der im ganzen ziemlich fieberfreien Hochebene ein recht ungesundes Fieberloch. Dafür hatte er aber auf der andern Seite Wasser und Holz in Fülle, und der Ort lag strategisch so außerordentlich günstig, daß die Missionare nicht nur selbst vor einem Angriff der Adjawa sicher waren, sondern auch hoffen

durften, das ganze Gebiet im Westen bis zum Schire hin vor den räuberischen Überfällen der Adjawa sichern zu können.

Livingstone brachte noch die Unterhandlungen mit den benachbarten Dorfhäuptlingen ins Reine und kehrte dann zum Schire zurück, um seine eigenen Pläne weiter zu verfolgen und den Nyassa-See zu erforschen. Mackenzie aber ging mit den andern Missionaren mit großem Eifer an den Aufbau der Station Magomera. Sie sollten aber sobald noch nicht zur Ruhe und zu friedlicher Arbeit kommen.

Den Mangandja hatte es natürlich ganz gewaltig imponiert, daß die paar Engländer ein ganzes Heer der Adjawa in die Flucht geschlagen hatten. Sie fühlten sich den Adjawa gegenüber so schwach und hilflos und hatten keinen Bundesgenossen; wie herrlich war es für sie, wenn sie die Weißen auf ihre Seite ziehen und sich ihre Hilfe sichern konnten! So kamen sie denn Tag für Tag in hellen Haufen nach Magomera und bestürmten den Bischof, daß er ihnen helfen möchte gegen ihre Feinde. Mackenzie hatte noch keinen Überblick über die Lage der Dinge und keine Erfahrung in afrikanischer Politik, war er doch erst drei Wochen im Lande. So gelang es den Mangandja den Missionaren ihre Not in einem solchen Lichte darzustellen, daß sie ihre Hilfe nicht glaubten versagen zu dürfen. Sie hatten ein dringendes Interesse, sich die Sympathie des Volkes zu sichern, unter dem sie missionieren wollten. Sie hielten es für leicht, den Bestand des ganzen Volkes zu retten gegen die übermächtigen Feinde. Sie meinten, in den Adjawa nur eine mit den Portugiesen verbündete Räuberhorde vor sich zu haben. Und endlich glaubten sie der Abschaffung der Sklaverei einen wesentlichen Dienst zu leisten, indem sie die Hilfe nur unter der Bedingung gewährten, daß die Mangandja sich feierlichst verpflichteten, fortan weder selbst Sklaven zu halten, noch sich irgendwie mit dem Sklavenhandel zu befassen, ja sogar den Sklavenkauf mit schweren Strafen zu belegen.

So stellte sich Bischof Mackenzie mit seinen Missionaren an die Spitze eines großen Mangandja-Heeres und zog gegen die Adjawa. Am 14. August kam es zur Schlacht; natürlich siegten die Engländer glänzend. Wenn aber der Bischof geglaubt hatte, durch diesen Zug dem Kriege ein Ende zu machen, so hatte er sich gründlich geirrt. Es waren noch nicht zwei Wochen vergangen, da kam von neuem Gesandtschaft über Gesandtschaft von der Mangandja-Fürsten, um bald hierhin bald dorthin die Hülfe der Engländer gegen andere Adjawa-Horden anzurufen. Der Bischof war mit Recht wenig geneigt, sich noch mehr in weltliche Händel verstricken zu lassen. Er mußte zu seinem Schmerze erfahren, daß die Mangandja mit ihren gegebenen Versprechungen nicht Ernst machten und nach wie vor sich mit dem Sklavenhandel abgaben. Er erfuhr außerdem durch genauere Erkundigungen den ganzeu Zusammenhang der Dinge und überzeugte sich, daß die paar Missionare nicht die Aufgabe, ja nicht einmal die Macht hätten, auf die Dauer dem Andrang der Adjawa-Stämme Widerstand zu leisten. So versuchte er zuerst, durch die Autorität seines Namens und seines Kriegsruhmes dem Vordringen der Adjawa ein „bis hierher und nicht weiter“ zu-

zurufen. Er ließ ihnen Botschaft zukommen: „In ihrem derzeitigen Besitzstand sollten sie durch die Engländer nicht gestört werden; wenn sie aber weiter angriffsweise vorgehen wollten, so würden sich die Engländer ihnen entgegenstellen." Als aber die Adjawa sich auf keine Unterhandlungen einließen und trotzdem die Mangandja weiter zurückdrängten, suchte er sich von diesen politischen Händeln gänzlich zurückzuziehen.

Die Mission hatte ja auch mit ihren eigenen Angelegenheiten genug und übergenug zu thun. Wie viel Arbeit gehörte dazu, daß überhaupt das Missionswerk in Magomera in Gang kam! Da war noch kein Haus weder für den Bischof, noch für die andern Glieder der Expedition; da war keine Schule und Kirche! Aber dafür waren gleich anfangs mehr als 150 hungrige Münder da, die jeden Tag wollten gesättigt werden, und ihre Zahl wuchs noch in den kriegerischen Verwickelungen auf über 200. Und diese waren jedes Alters und Geschlechts, von weißhaarigen Greisen bis zu Säuglingen, die in Ermangelung besserer Nahrung mit Ziegenmilch aufgefüttert wurden. Und für diese 70 Schulkinder sollte Unterricht, für alle Arbeitsfähigen an jedem Tag geeignete Beschäftigung besorgt werden. Dazu mußte vor allen Dingen die Landessprache erlernt werden, um die eigentlich missionarische Arbeit zu ermöglichen. Welch eine Arbeitskraft gehörte dazu, dieses vielgestaltigte Werk zu überwachen und in gedeihlicher Weise zu fördern!

Lassen wir nun einmal ein Tagewerk in Magomera an unsern Augen vorüberziehen. Morgens um 7 Uhr ist Frühstück. Die Missionare haben sich leider nur allzu schnell an die Landeskost gewöhnen müssen. Ihre Vorräte haben sie ja größtenteils in Johanna zurücklassen müssen; seither hatten sie noch keine Verbindung wieder mit der Küste gehabt. So mußten sie sich mit dem begnügen, was das Land gab. Wildpret war sehr selten; allenfalls einmal ein paar Guinea-Hühner, sonst war nichts zu schießen. An Haustieren gab es nur Geflügel und in jedem Dorf ein paar Ziegen, die aber nur ungern verkauft wurden. So waren die Missionare zu ihrem Thee, Kakao oder Kaffee fast ausschließlich auf Cassava, Mais und Yams angewiesen. Es war für ihren Gesundheitszustand nicht gut, daß sie sich ihre gewohnten Lebensmittel versagen mußten; das heiße Klima erfordert für den Europäer eher eine den Appetit reizende, scharfe und sehr nahrhafte Kost. Doch unsere Engländer machten sich nichts aus diesen Entbehrungen, gingen ihnen doch der Bischof und Scudamore mit unverwüstlichem Humor voran. Um 8 Uhr ist feierliche Morgenandacht für das Missionspersonal, natürlich englisch; die Mangandja waren zuerst über dies Singen und Beten höchst erstaunt und meinten, die Engländer zauberten und sprächen Beschwörungsformeln. Aber als sie gehört, daß sie zu dem lebendigen Gott beteten und ihm dankten, da stieg ihre Hochachtung vor den Weißen. Unmittelbar nach der Morgenandacht wird nun jedem sein Tagewerk angewiesen. Die einen ziehen mit Scudamore in den Wald, um Bäume zu fällen und Balken zuzuschneiden. Andere ebnen den Boden, roden das Gestrüpp aus, karren Sand auf und bereiten

den Hausbau vor. Noch andere werden mit Waller und Procter bei den im Bau begriffenen Häusern beschäftigt. Der Bischof sammelt die Kinder unter zwölf Jahren um sich, um sie in die Geheimnisse des ABC einzuweihen. Rowley endlich sitzt in seinem Warenschuppen und wartet auf die Lebensmittel, die zum Verkauf gebracht werden. Es läßt sich ja denken, eine wie ungeheure Menge Mais und Hirse und Yams und Bataten und was es nur gab, dazu gehörte, um diese ganze Schar Tag für Tag, Woche für Woche satt zu machen. Es war ein Glück, daß die vorausgehende Ernte sehr reichlich gewesen war und deshalb Vorräte genug vorhanden waren. Die Mangandja kamen von nah und fern, mächtige Körbe stundenweit auf ihren Köpfen daherschleppend, um die Produkte ihrer Gärten gegen eine Elle Kaliko oder eine Schnur bunter Glasperlen oder ein paar Messingarmbänder einzutauschen. So geht es mit geringer Unterbrechung unter Mittag bis Abend um 6 Uhr fort. Da wird Feierabend gemacht. Welch ein lustiges Leben ist es dann, wenn alle ihre Tagesrationen in Empfang genommen haben und nun die Abendmahlzeit, die wichtigste des Tages, zurüsten. Die Nacht ist nach kurzer Abenddämmerung schnell hereingebrochen. Überall lodern die Feuer auf; über jedem brodelt ein Topf, um jedes sitzt lachend und scherzend ein Häuflein hungriger Seelen. Da ist ein Summen und Brummen wie in einem Bienenschwarm. Da sitzen sie noch lange bei einander und erzählen die Neuigkeiten des Tages. Ein Feuer nach dem andern erlischt. Die Sterne funkeln mit hellem Glanze auf das friedliche Thal hernieder. Drüben vom Missionarshause her klingen feierlich ernst die Psalmen hinaus in die stille Nacht.

Nicht immer ging die Arbeit so gleichmäßig ihren ungestörten Gang. Es traten ernste Fragen und wichtige Entscheidungen an die Missionare heran, die ihnen viel Kopfzerbrechen machten. Da stellte es sich zunächst heraus, daß die ihrer Pflege anbefohlene Schar, die sie aus den Händen der Sklavenjäger und der Adjawa befreit hatten, nur zum geringeren Teil aus Mangandja, zum größeren Teil aus Adjawa bestand. Solch ein Zusammenleben verschiedener Nationalitäten auf engem Raum hat viele Unzuträglichkeiten im Gefolge, zumal, wenn wie hier, einerseits die Mangandja sich als die rechtmäßigen Herren des Landes ansahen, andrerseits die Adjawa als die stärkeren mit Geringschätzung und Verachtung auf die andern herabsahen. — Ferner waren da eine ganze Anzahl Erwachsener, Männer und Weiber; es mußte irgendwie ihr gegenseitiges Verhältnis geordnet werden; das konnte ohne Rücksicht auf ihre früheren Familienbande geschehen, weil sie daraus herausgerissen waren. So führte Bischof Mackenzie eine „christliche" Eheordnung ein; jeder Mann durfte sich ein Weib, natürlich nur eins, aussuchen, das ihn zu heiraten geneigt war. Er war dann verpflichtet, für sie ein Haus zu bauen, die Heimstätte der künftigen Familie, und wurde dann von Seiten der Mission als mit ihr unlösbar verbunden angesehen. Wiewohl alle diese Heiden in den Begriffen und Anschauungen der Polygamie aufgewachsen waren, bürgerte sich doch diese christliche Eheordnung schnell ein, besonders weil die

Frauen sehr bald den Vorteil verstanden, den ihnen die neue Ordnung einräumte. — Noch wichtiger war endlich die Frage: wie sollte es mit der eigentlichen christlichen Unterweisung und mit der Taufe gehalten werden? Es war da eine große Schar von Kindern unter zwölf Jahren; war es nicht wünschenswert, sie sogleich zu taufen und als Christenkinder zu erziehen? Mackenzie entschied, so lange die Mission in Magomera noch nicht im Lande festgewurzelt und keine Garantie einer fortgesetzten christlichen Erziehung vorhanden sei, solle man mit der Taufe warten. So verwandte man dafür um so mehr Fleiß auf die christliche Unterweisung der Kinder und Erwachsenen? Merkwürdigerweise nicht. Es war ja bei den Missionaren selbst die Kenntnis der einheimischen Sprachen noch gering, aber sie hatten mehrere eingeborene Christen bei sich, welche das Chinyanja geläufig sprachen und sicher beherrschten. Konnte man sich ihrer nicht als Dolmetscher bedienen? Mackenzie entschied, die Erkenntnis dieser Christen sei zu gering, um sicher zu sein, daß sie christliche Unterweisung wort- und sinngetreu wiedergeben würden, und es sei besser, mit dem christlichen Unterricht so lange zu warten, bis die Missionare selbst der Sprache Herr geworden wären. Wir können uns mit dieser Praxis nicht einverstanden erklären; es spricht sich darin eine Überschätzung der indirekten zivilisatorischen, und eine Unterschätzung der direkten christlichen Einflüsse aus. Mackenzie und seine Freunde wollten ihre Pflegebefohlenen erst in die geordneten Bahnen eines christlichen Gemeinschaftslebens einführen, ehe sie dieselben mit den Geheimnissen des christlichen Glaubens bekannt machten. Doch müssen wir zu ihrer Entschuldigung daran erinnern, daß die christliche Mission in Magomera damals noch nicht ein halbes Jahr alt war, und daß ein Jahr lang der Mund der Missionare auf allen Missionsfeldern geschlossen zu sein pflegt, bis sie sich in Land und Leute, in Sprache und Sitte eingelebt haben.

Ernstlichere Schwierigkeiten boten sich dem jungen Missionswerk, als die Nahrungsmittel im Lande knapp zu werden begannen. Wie schon bemerkt, beginnt dort mit Anfang Dezember die Regenzeit; dann wird die neue Aussaat gemacht, von der in der Regel Ende Januar die ersten Früchte, Melonen, Gurken und Kürbisse, reifen. Nun liegt es in der Natur der Sache, daß dem entsprechend im November, Dezember und Januar die alten Vorräte beinahe erschöpft sind; geht es schon bei uns auf dem Lande in der Zeit vor der Ernte am knappsten zu, so noch viel mehr in Central-Afrika, wo die Eingeborenen in den Tag hineinleben und viel essen, wenn sie viel haben, und hungern, wenn nichts mehr da ist. So ist es dort fast die Regel, daß während dieser Monate eine Hungersnot eintritt, und es vergeht kaum ein Jahr, daß nicht etliche Hungers sterben. Nun lagen in Magomera die Verhältnisse noch verwickelter. Für alle diese 200 und mehr Seelen, welche zur Mission gehörten, war nichts gesäet und geerntet worden, sie sollten nur von dem durchgefüttert werden, was die benachbarten Dörfer an Nahrungsmitteln über den eigenen Bedarf hatten. Da ist es denn nicht weiter wunderbar, daß bereits im November die Zahl derer sich beträchtlich verminderte, die Lebensmittel zum Verkauf brachten. Die

Missionare mußten selbst ausgehen und das Land nach Vorräten durchstreifen. Im Dezember war die Not schon so groß, daß nur noch halbe Rationen ausgeteilt werden konnten, und in der ersten Hälfte des Januar waren sie fast ausschließlich auf gedörrte Fische angewiesen, die glücklicherweise vom Schirwa-See her angeboten wurden. Außerdem regnete es seit Anfang Dezember fast unaufhörlich in Strömen, und die unter dem Einfluß der Sonnenglut sich entwickelnde feuchte Wärme legte sich wie ein Mehltau auf Weiße und Schwarze. Fieber und Magenkrankheiten hielten ihren Einzug auf der Station; eine ganze Anzahl der schwarzen Pflegebefohlenen wurde vom Tode weggerafft. Es stellte sich deutlich heraus, daß die Lage von Magomera ungesund und eine Verlegung der Station im nächsten Jahre wünschenswert war.

Trotz dieser Schwierigkeiten, die sich ja dem Anfang jeder neuen Missionsstation entgegenzustellen pflegen, war im ganzen der Zustand von Magomera sehr hoffnungsreich. Das Vertrauen des Mangandja-Volkes war gewonnen; auch die Adjawa, durch die anfänglich feindselige Haltung nicht abgeschreckt, suchten Anknüpfungen mit den Missionaren. In Magomera waren die Wohnhäuser für die Weißen und für die Schwarzen, die Vorratshäuser und Ställe fertig, der Grundstein zur Kirche war gelegt, Holz für den Kirchenbau gefällt. Die Pflegebefohlenen der Mission hatten eigene Gärten, in denen die erste Ernte reifte und reichen Gewinn versprach. Die Zeit schien ganz nahe, wo die Mission der materiellen Sorge für die Erwachsenen des Dorfes überhoben war und nur noch der Kinder sich anzunehmen brauchte.

Da brach eine Reihe von Schicksalsschlägen über das junge Werk herein, welche die glänzenden Erwartungen vernichteten und Traurigkeit und Niedergeschlagenheit an die Stelle hoffnungsfreudigen Mutes setzten. Mitte November traf unerwartet aus der Heimat Verstärkung ein; der Geistliche Burrup, der Arzt Dickinson und der Schuhmacher Clark hatten es gewagt, in portugiesischen Kähnen von Kilimane aus den Sambesi heraufzurudern, ein äußerst anstrengendes, aber mit Erfolg gekröntes Unternehmen. Sie trafen sehr ermüdet und vom Fieber geplagt in Magomera ein. Ihre Ankunft war ein letzter Lichtstrahl im Anfang einer schweren Zeit.

Livingstone, der inzwischen den Nyassa-See erforscht hatte, ließ dem Bischof Botschaft zukommen, er gehe jetzt den Sambesi hinab, um die im Dezember zu erwartenden Vorräte für die Mission und etwa neu eintreffende Missionsgeschwister in Empfang zu nehmen. Er werde am 1. Januar nächsten Jahres (1862) wieder zur Stelle sein. Da sich aber der Elefantensumpf als ein zu großes Hindernis für die Schiffahrt erwiesen habe, so werde er die Waren nur bis Malo*) am Zusammenfluß des Ruo und Schire bringen; er hoffe, daß Mitglieder der Expedition ihn dort erwarten und das für sie Bestimmte in Empfang nehmen würden. Nach den inzwischen aus England eingetroffenen Nachrichten mußte Mackenzie annehmen, daß mit dieser Sendung nicht allein die gesamte Verproviantierung der Missionare für das nächste Jahr, sondern

*) Jetzt Chiromo genannt.

vor allen Dingen auch seine Schwester und die junge Frau des Missionar Burrup eintreffen werden. So spornte Livingstones Botschaft alle Missionare zu fieberhafter Thätigkeit. Es galt, soweit als möglich Vorsorge zu treffen, um den jungen Frauen den Aufenthalt in Magomera möglich und angenehm zu machen. Außerdem mußte ein Weg von Magomera nach Malo erkundet und durch Verträge mit den unterwegs wohnenden Häuptlingen gesichert werden.

Procter und Scudamore machten sich trotz des strömenden Regens auf, die Straße nach Malo zu erforschen. Sie hatten auch in ihren Bemühungen in den ersten Tagen Erfolg. Am dritten Tag kamen sie in das Dorf eines heimtückischen Häuptlings, Manasomba mit Namen. Dieser suchte die Missionare mit Gewalt zurückzuhalten, um sie in der Nacht zu überfallen, auszuplündern, und zu ermorden. Der Anschlag wurde verraten, und die Engländer machten sich noch am Abend mit ihrer Karawane auf den Weg, um weiter zu ziehen. Ehe sie aber das Dorf verließen, kam es zu einem Handgemenge, die Träger wurden gefangen genommen, die Lasten geraubt, kaum retteten Procter und Scudamore das nackte Leben. Hungrig, fiebernd und todkrank kamen sie nach sechs Tagen in Magomera wieder an.

Der Bischof hielt sich für verpflichtet, diesen Frevel nicht ungestraft hingehen zu lassen. Das Ansehen der Engländer wäre dadurch auf das empfindlichste geschädigt; der Weg zur Ruo-Mündung wäre vielleicht ein für allemal verschlossen, und die Träger blieben als Gefangene in Manasombas Hand. Wahrscheinleich hätte man besser gethan, die Rache wenigstens auf eine gesundere Jahreszeit zu verschieben. So machte sich der Bischof mit einer stattlichen Schar nach Manasombas Dorf auf. Dieser hatte schon in blasser Furcht das seiner harrende Strafgericht erwartet. Er floh vor den Engländern in die Wälder; sein Dorf wurde niedergebrannt, die Gefangenen befreit. Vielleicht war es für die Missionare eine ebenso harte Strafe, diesen Kriegszug bei strömendem Regen auszuführen, wie für Manasomba, seine leicht erbauten Strohhütten zu verlieren.

Äußerst erschöpft und fiebernd kam die Kriegsschar zu Anfang Januar wieder auf Magomera an. Nun aber galt es, keine Zeit zu verlieren, wollten sie die Verabredung mit Livingstone innehalten. Gleich am Morgen nach ihrer Rückkehr machten sich Mackenzie und Burrup von neuem auf den Weg. Da der Landweg nach Malo noch nicht entdeckt war, stiegen sie nach Tschibisas Dorf herunter und mieteten dort einen Kahn und ein paar starke Ruderer, die sie in wenigen Tagen nach Malo bringen sollten. Aber sie hatten Unglück unterwegs. Eines Abends verfehlten sie die Hauptströmung und gerieten in einen der vielen toten Nebenarme. Hier fuhr das Boot auf eine Sandbank und schlug um. Das Wasser war nur vier Fuß tief, aber der angerichtete Schaden um so größer. Der Thee und Kaffee war verdorben, die Munition unbrauchbar gemacht, ein gut Teil der mitgenommenen Kleider verloren und — das Verhängnisvollste — der ganze Medizinkasten spurlos verschwunden. Nachdem sie wohl eine Stunde beim erbleichenden Tageslicht im Wasser herumgesucht hatten, mußten sie sich




Bischof Mackenzies Grab.



in das Unvermeidliche fügen; sie schlugen ihre nassen Mäntel um sich und schliefen im offenen Boot. Am nächsten Morgen erwachten sie mit Fieber, es konnte ja nicht anders sein! Sie fuhren weiter und kamen am selben Tage nach Malo. Wie groß war ihr Erstaunen, als sie hier erfuhren, Livingstone sei hier erst vor einigen Tagen stromabwärts fahrend durchgekommen. Wie lange es her sei, konnten sie nicht mit Bestimmtheit ermitteln, jedenfalls war es ganz unbestimmt, wann sie ihn zurückerwarten durften. Was nun thun? Sobald als möglich nach Magomera zurückkehren, oder Livingstone stromabwärts nach dem Kongone nachfolgen — beides wäre ihnen gewiß heilsam gewesen, denn das einzige Mittel, die Kraft des afrikanischen Fiebers zu brechen, ist in beständiger Arbeit bleiben. Leider zogen sie es vor in Malo zu warten, um so verhängnisvoller, weil dieser Ort im ungesundesten Teil des Schire liegt. Es dauerte nur wenige Tage, so kam zuerst bei Burrup, dann bei Mackenzie das Fieber zum vollen Ausbruch. Der Bischof betete und hoffte noch bis in die letzten Tage, aber das Fieber überwältigte ihn. Am Abend des 31. Januar 1862 starb er. Noch an demselben Abend mußte ihn Burrup an einer einsamen Stelle des gegenüberliegenden Flußufers mit Hülfe seiner Ruderer begraben. Die Nacht war schon hereingebrochen, ehe sie ihr trauriges Werk vollendet hatten; Burrup, selber todesmatt, betete von der Sterbeliturgie, soviel er auswendig wußte. Das erste köstliche Saatkorn christlicher Liebe war in die Erde dieses Fieberlandes gebettet, eine Saat auf Hoffnung. Mackenzie war ein vortrefflicher Mensch gewesen; alle sind einig im Lobe seiner rastlosen Thätigkeit, seiner leutseligen Liebenswürdigkeit und seiner hoffnungsfreudigen Frömmigkeit. Er war die Seele dieser Mission gewesen, sein Verlust war unersetzlich.

Burrup verweilte nicht einen Tag länger in dem Fieberdorfe. Am nächsten Morgen kehrte er Malo den Rücken. Am Ufer des Schire entlang bis Tschibisa und dann über die Berge wankte er nach Magomera zurück; mehrmals brach er auf dem Wege vor Erschöpfung zusammen; die letzten Tagenreisen mußte er fast besinnungslos auf einer Bahre getragen werden. Mehr tot als lebendig kam er Mitte Februar wieder bei den Brüdern an. Die sorgfältige Pflege, die ihm hier zu teil ward, kam zu spät; der Tod hatte ihn schon in den Händen. Anderthalb Wochen später hauchte auch er seinen Geist aus. Noch nicht ein Vierteljahr hatte er dem Herrn unter den Heiden dienen können. An der Stelle, wo der Grundstein der Kirche gelegt war, bestattete man ihn zur Ruhe. Wehmütige Gedanken zogen durch die Herzen der trauernden Missionsgeschwister.

Inzwischen war Mitte Januar richtig, wie verabredet, Fräulein Mackenzie und Frau Burrup nach schwerer, stürmischer Fahrt an der Sambesi-Mündung eingetroffen und mit allen für die Mission bestimmten Vorräten von Livingstone in Empfang genommen worden. Unglücklicher Weise kam auf demselben Schiff der neue Dampfer Lady Nyassa an, gegen Livingstones Wunsch und Willen in Stücke zerlegt. So hatte er alle Hände voll zu thun, um sein Schiff, das ihm 120000 Mark gekostet hatte, in Ordnung zu bringen und zusammenzusetzen, und konnte

nicht daran denken, weder die beiden Damen noch die Missionsvorräte den Missionaren zuzuführen. Die Vorräte wurden an der Kongone-Mündung ausgeladen und der Aufsicht des neuangekommenen Missionars Hawkins anvertraut. Allein dieser wurde nach wenigen Tagen fieberkrank und zog sich auf das Kriegsschiff, das vor dem Sambesi lag, zurück. Dieses wurde vom Sturm verschlagen und mußte im Indischen Ocean kreuzen. So lagen die ganzen kostbaren Waren, ohne daß sich jemand ihrer angenommen hätte. Die Folgen kann man sich denken. Als nach Wochen die Vorräte abgeholt werden sollten, war kaum noch der zehnte Teil davon vorhanden. Also auch die Vorräte des zweiten Jahres gingen ebenso verloren, wie die des ersten!

Der Damen hatte sich inzwischen Kapitän Wilson angenommen. Da Livingstone in absehbarer Zeit nicht daran denken konnte, den oberen Schire zu besuchen, nahm er sie in sein Segelboot, um sie an den Ort ihrer Bestimmung zu bringen. Ahnungslos kamen sie nach Malo, und da ihnen hier kein Wort von allem Schweren berichtet wurde, was vorgefallen war, so ruderten sie weiter bis Tschibisas Dorf. Hier erfuhr Fräulein Mackenzie mit tiefem Schmerz den Tod ihres Bruders. Aber noch wußte man nichts über Burrups Schicksal. Da beide Damen schwer darniederlagen, machte sich Kapitän Wilson auf den Landweg nach Magomera. Aber auch er blieb unterwegs fieberkrank liegen. So fanden ihn die drei Missionare, die zum Schire herabzusteigen im Begriff waren. Durch sie erfuhr auch Frau Burrup, daß ihr Mann nicht mehr unter den Lebenden weile. Welch ein harter Schlag! Über tausend Meilen hatten die beiden Damen zurückgelegt, um hier in dem Heidenlande mit Hand anzulegen und mitzuarbeiten an dem großen Werk. Und nun, wo sie nach unsäglichen Mühen und vielen Gefahren, nach einer Reise von einem halben Jahre ihr Ziel erreicht hatten, erwartete sie die Nachricht, daß die soeben verstorben seien, die ihnen die Liebsten waren auf Erden, und um deren willen sie alle Entbehrungen auf sich genommen hatten. Sie trugen den bittern Schmerz, wie es christlichen Frauen geziemt, tief gebeugt, aber ohne Murren. Aber ihres Bleibens konnte nun im Lande nicht sein. Sie mußten Wilson dankbar sein, daß er sie, fieberkrank wie sie waren, von neuem in sein Boot lud und mit zum Meere hinabnahm.

Unter diesen schweren Prüfungen und Heimsuchungen nahte die Regenzeit ihrem Ende. Die Missionare hofften neuen Mut schöpfen zu dürfen. Die Ernte war eine überaus reichliche gewesen. Die Gärten der Eingeborenen hatten hundertfältig getragen. Von weither kamen Gesandtschaften, welche die Dankbarkeit für die im Jahr zuvor geleistete Hülfe durch große Geschenke an Lebensmitteln zu erkennen gaben. Auf der Station selbst waren die Erwachsenen unabhängig geworden. Eine große Last war damit von den Schultern der Missionare genommen. Sie atmeten auf. Aber die Freude war von kurzer Dauer. Schon regten sich die Adjawa wieder. Während der Regenzeit hatten sie still gesessen; denn der Neger kann Regen so wenig vertragen wie Kälte. Jetzt wo die Sonne wieder glänzte und die Scheuern der Mangandja mit Korn gefüllt waren, nahmen sie ihre Raubzüge wieder auf. In

wenigen Wochen war das ganze Land von Krieg angefüllt, und die Missionare wurden von neuem bedrängt, Hülfe zu leisten. Aber sie waren durch Schaden klug geworden. Sie hatten jetzt die Verhältnisse nüchtern beurteilen gelernt. Die Verdrängung der Mangandja war unabwendbar, wenn nicht das Volk sich selbst ermannte. Hier ein wenig und dort ein wenig zu helfen konnte die Schlußkatastrophe höchstens hinausschieben. Sie hatten kein besonderes Interesse an den Mangandja, waren doch auch jetzt schon die größere Hälfte ihrer Pflegebefohlenen Adjawa. Es war das Beste, wenn sie sich eine Zeitlang vom Schauplatz dieser Kämpfe zurückziehen konnten, um auf das Hochland zurückzukehren, sobald Friede und Ordnung wiederhergestellt war. Sie beschlossen, Magomera einstweilen zu verlassen und in das Thal hinabzusteigen, wie sie hofften, höchstens auf ein Jahr. Allerdings war dieser Schritt ein gewagtes Experiment. Bei uns zu Lande ist es ja nicht schwer, ein Haus oder auch ein Dorf auf eine kurze oder längere Zeit zuzuschließen, wie die Senner in den Alpen alljährlich thun. Aber hier handelte es sich darum, daß das junge Pflänzlein der Mission, welches soeben angefangen hatte, Wurzeln zu schlagen, jetzt schon versetzt werden sollte. Die äußerst mühsame Arbeit des Hausbaues war gerade vollendet; die Eingeborenen hatten alle ihre schönen Gärten bearbeitet. Nun sollte dies alles im Stich gelassen werden, um anderswo von neuem anzufangen. Bisher war nur vorbereitendes Werk gethan, die eigentliche Missionsarbeit war noch nicht begonnen. Mit diesem Wechsel des Wohnsitzes wurde der Anfang derselben noch weiter hinausgeschoben. Außerdem waren die Missionare den direkten Angriffen der Adjawa noch gar nicht ausgesetzt, und sie konnten sicher darauf rechnen, daß sich die Feinde in Magomera selbst nicht würden blicken lassen. Und endlich hier oben war Überfluß an jeglicher Speise, drunten im Thal herrschte Mangel und Entbehrung.

Die Furcht vor den Adjawa war übrigens so groß, daß sich der größte Teil ihrer Pflegebefohlenen, auch die Erwachsenen, die ihre Häuser und Gärten im Stich ließen, ihnen anschlossen. Die Übersiedelung nach dem Schire-Thal ging ohne Schwierigkeiten von statten. Ein schöner Platz, achtzig Fuß über dem Fluß, eine halbe Stnnde von Tschibisas Dorf, mit herrlicher Aussicht auf die Berge, wurde für die neue Ansiedelung gewählt. Die Engländer täuschten sich nicht darüber, daß der Platz jedenfalls nicht gesunder sein würde, als Magomera; aber sie hofften hier vor den Kriegsnöten sicher zu sein. Wir, die die weitere Entwickelung der Mission vor Augen haben und sehen, daß sie nie wieder in das Hochland, am wenigsten nach Magomera zurückgekehrt ist, müssen diesen verhängnisvollen Schritt beklagen.

Wir kommen nun zu dem zweiten Teil der Geschichte dieser Missionsunternehmung, zu der Ansiedelung im Schire-Thal.

Da mußte selbstverständlich die erste wichtige Aufgabe nach der Ankunft im Thale sein, daß sich das ganze Missionsdorf häuslich einrichtete. Die Missionare kauften für ihre Gefolgschaft Gärten, sie machten sich an den Bau der Wohnhäuser und durchstreiften die weitere

Umgegend, um Land und Leute kennen zu lernen. So gründlich wie oben in Magomera nahmen sie es übrigens mit ihrer Einrichtung nicht; denn sie standen immer auf dem Sprunge, in die Berge zurückzukehren. Im Mai waren sie bei Tschibisa eingetroffen; im August durchforschten sie bereits wieder das Land, um einen geeigneten Platz für eine Station zu finden. Sie hatten durchaus nicht die Absicht, länger als irgend nötig bei Tschibisa zu bleiben; nur wollten sie nicht wieder so fern vom Schire sich ansiedeln, wie Magomera gelegen hatte, um ihre Verbindung mit dem Sambesi und der Heimat zu erleichtern. Und das war ja ein großer Vorteil ihres Lebens am Schireufer, daß sie ohne zu große Schwierigkeit stromauf und stromab fahren konnten; sie schlossen mit den Portugiesen in Kilimane und am Sambesi förmlichen Kontrakt ab, um sich einen geregelten Warenverkehr mit der Küste zu sichern. Aber es war doch nicht nur Gewinn, was ihnen die Übersiedelung in das Thal brachte. Drunten am Fluß war es glühend heiß, und sie konnten nur mit Bangen der Regenzeit entgegengehen; denn hier am Schireufer hatten sich Mackenzie und Burrup den Tod geholt. War Magomera ungesund, das Schireufer war einfach lebensgefährlich. Auch mit ihren Nachbarn hatten sie viel Not. Tschibisa, der Landesherr, war fortwährend in Streitigkeiten verwickelt und kam schließlich in denselben um; da war auch von dem vielgepriesenen Frieden des Thales wenig zu merken. Noch schlimmer trieben es die Makololo. Diese trefflichen Leute, welche Livingstone auf seinen weiten Reisen mit unermüdlichem Eifer begleitet, waren schließlich von Livingstone entlassen. Sie waren in Tschibisas Land gekommen. Hier hatten sie auch der Mission fortwährend wertvolle Dienste geleistet, und waren so sehr in steter Verbindung mit den Weißen geblieben, daß sie allgemein als deren Dienstleute galten. Weil sie nun auf sich selbst angewiesen waren, legten sie sich auf das Räuberhandwerk. Zuerst machten sie's, wie sie es von ihrem Meister gelernt, d. h. sie jagten den Sklavenhändlern ihre Sklaven, Perlen, Zeuge und Flinten ab, nur mit dem Unterschied, daß sie alle diese Beute und besonders die Sklaven für sich behielten. Als sie merkten, wie erfolgreich diese Straßenräuberei war, dehnten sie dieselbe auch auf die Mangandja, ihre Nachbarn, aus und bemerkten zu ihrem freudigen Erstaunen, daß sie denselben sowohl an Kriegsmut wie an Umsicht so sehr überlegen waren, daß es nur an ihnen selbst gelegen hätte, wenn sie sich nicht zu Herren des Landes gemacht hätten. So raubten sie denn ein Dorf nach dem andern aus, und während bei ihnen Überfluß herrschte, erfüllten die unglücklichen Beraubten das Land weit umher mit nur zu berechtigten Klagen über die Freunde der Engländer. Es kam soweit, daß selbst die Missionare auf ihren Reisen mit argwöhnischen Augen angesehen wurden und nicht vorsichtig genug sein konnten, jedes Band der Gemeinschaft zwischen sich und den Makololo abzuleugnen.

Trotz dieser Unannehmlichkeiten ging die Arbeit im Missionsdorf ihren ruhigen Gang weiter. Die Missionare beschränkten sich fast ausschließlich auf ihre unmittelbaren Pflegebefohlenen, die zum größten Teil Adjawa waren. Sie hatten ihre Herzen von den Mangandja ab

und den Adjawa zugewandt, und sie hatten sich vorgenommen, während dieser Ruhezeit im Thal die besseren ihrer Pfleglinge soweit zu fördern, daß sie hernach im Hochlande Pionier- und Missionsdienste unter ihren Landsleuten verrichten konnten. Unbegreiflicherweise entschlossen sie sich auch jetzt noch nicht zu eigentlicher religiöser Unterweisung, wiewohl doch mindestens einer unter ihnen, Scudamore, die Landessprache sicher beherrschte. Ihr dringender Wunsch war, vor dem Beginn der Regenzeit in die Berge zurückzukehren; aber lange suchten sie vergeblich nach einem geeigneten Stationsplatz, und als sie schließlich einen geeigneten Ort im Gebiet des Oberhäuptlings Mankokwe gefunden hatten, erwies sich dort der heidnische Aberglaube und die Furcht vor dem Gott Bona als ein unüberwindliches Hindernis. So mußten sie sich wider Willen entschließen, bis zum nächsten Frühling am Schire auszuharren. Vielleicht war es so Gottes Wille, damit die Missionare in überaus schwerer Zeit an einem sterbenden Volke Samariterdienste verrichten konnten.

Im ganzen Schirethal stand eine furchtbare Hungersnot bevor. Das eigentliche Flußbett des Schire liegt sehr tief und ist auf beiden Seiten nur von einem schmalen Landstreifen umgeben, welcher durch die regelmäßigen Überflutungen des Flusses unter Wasser gesetzt und befruchtet wird. Das übrige Thal und die Abhänge der Berge sind ausschließlich auf die Regenströme in den Monaten Dezember bis Mai angewiesen. Nun hatte es ja in dieser Zeit im letzten Jahre auf dem Hochlande nur zu viel geregnet, wie wir vorher gehört haben. Aber das Thal und die Hügelländer zur Rechten und Linken hatten nichts abbekommen. Seit Anfang Januar war im Schirethal kein Tropfen Regen mehr gefallen. Die Wirkung kann man sich vorstellen. Alle Äcker und Gärten, die nicht unmittelbar am Fluß in der Thalsohle selbst lagen, waren vertrocknet; der Mais und die Hirse waren in den Stengeln verdorrt, ohne Ähren anzusetzen; die Melonen und Kürbisse hatten kaum geblüht. Weit und breit hatte die Flußniederung ein ödes, sonnenverbranntes Aussehen, und die Sonnenstrahlen senkten sich mit tropischer Glut Tag für Tag in das hitzebrütende Thal. Nur auf den Inseln des Flusses stand das Getreide in üppigster Fülle; aber diese kleinen Felder wurden auch wie ein Augapfel behütet; Tag und Nacht lauerten die Eigentümer auf den Dieb, der es etwa wagen möchte sich heranzuschleichen; unbarmherzig wurde ihm das Messer in die Kehle gestoßen, und die stillen Wasser des Schire sagten es nicht wieder, wohin er geschwommen. Schon im Oktober meldete sich die teure Zeit; die Not stieg von Woche zu Woche, von Monat zu Monat bis zu einer unerträglichen Höhe. Die Hungrigen zogen von Dorf zu Dorf, hohe Preise für einen Topf voll Korn oder Mais bietend, aber es war nichts zu haben. Sie schnürten sich Riemen um den Leib, um weniger die Qual des nagenden Hungers zu spüren. Sie gruben Wurzeln aus, die sonst für ungenießbar galten. Sie lauerten den Krokodilen und Flußpferden auf, und ihr Fleisch, zäh wie Leder, galt jetzt für eine Delikatesse. Aber die Not stieg noch höher. Mütter, die keine Möglichkeit mehr sahen, ihre Kinder am Leben zu erhalten, warfen

sie ins Wasser und stürzten sich selbst ihnen nach. Es kam vor, daß ganze Familien, Vater, Mutter und Kinder sich selbst ertränkten, nur um dem Hunger ein Ziel zu setzen. Zuerst wurde noch jeder Verstorbene von seinen Dorfgenossen feierlich begraben. Aber als die Zahl der Todesfälle sich mehrte, und die Kräfte der Überlebenden erlahmten, begnügten sie sich, die Leichname aus den Dörfern herauszuschleppen und unter einem Baum niederzulegen. War es ein Mann, so stellte man neben ihn seinen Bogen, die Sehne durchschnitten; war es ein Weib, so gab man ihr die Scherben ihres Wasserkruges mit. Aber die Not stieg noch höher, die Zahl der Sterbenden wuchs so, daß keiner mehr daran dachte, sie zu bestatten. Wo sie verendeten, im Hause, auf der Gasse, im Walde, da blieben sie liegen und verpesteten die Luft mit dem Verwesungsgeruch.

Die Missionare sahen mit blutendem Herzen dieses furchtbare Sterben, sie thaten, was in ihren Kräften stand, um die Not zu lindern. Sieben Kähne voll Korn und Reis ließen sie nacheinander von Kilimane heraufschaffen, um Hungrige speisen und Verschmachtende erretten zu können. Ihr ganzes Missionsdorf erhielt wieder wie im Jahr vorher täglich seine Ration. Und sie beschränkten sich nicht auf ihre Pflegebefohlenen, sie gingen in die benachbarten Dörfer umher, um zu helfen und zu stärken das andere, das sterben will. Welche Bilder des Elends stellten sich ihren Blicken dar! Kaum eine Viertelmeile von der Station lag das Dorf Madaga, woher sie ihre besten und stärksten Träger zu bekommen pflegten. Schon auf dem Wege dahin hatten sie drei Leichen Verhungerter getroffen. Als im Dorf selbst der Zweck ihres Kommens bekannt wurde, kamen die Einwohner aus ihren Hütten, sie zu begrüßen. Männer, die schwere Lasten mit Leichtigkeit die Berge hinaufgetragen hatten, schwankten auf sie erschöpft zu, so daß man sie nicht mehr erkennen konnte; andere, zu schwach zu stehen, krochen auf Händen und Füßen daher; Frauen im blühendsten Lebensalter krochen bis zu den Türen ihrer Hütten und konnten nicht weiter, und die kleinen Kinder waren vom langen Hungern so schrecklich zugerichtet, daß man sie nicht ansehen konnte. Nur fünf oder sechs von diesem ganzen Dorfe konnten errettet werden; die lange Entbehrung, der sie ausgesetzt waren, und die unverdaulichen Sachen, die sie verschlungen hatten, brachten die Ruhr und andere Krankheiten, und dadurch verödete das Dorf.

Endlich am 3. Dezember umzog sich der Himmel; in der Ferne blitzte es schon stundenlang, aber das Gewitter wollte noch nicht näher rücken. Mit sehnsüchtigen Blicken schauten die Missionare zu den Wolken auf. Da erhob sich ein furchtbarer Sturm, und das Unwetter brach los mit einer Heftigkeit, wie es die Missionare noch nicht erlebt. Die Blitze zuckten Strahl auf Strahl und blendeten ihre Augen; der Donner rollte mit furchtbarer Macht und dazwischen brauste der Sturmwind daher, wandelte das Wasser des Schire in Gischt und Schaum, riß Bäume aus samt ihren Wurzeln und trieb sie vor sich her, und deckte die Häuser ab. Dazwischen peitschte der Regen gewaltig hernieder, und das Tosen der Elemente wurde noch übertönt durch das wilde

Geschrei der Eingeborenen, die halb wahnsinnig vor Freude über den Regen wie toll herumsprangen und johlten. Es war ein entsetzliches Unwetter, aber es war endlich, endlich Regen. Am nächsten Morgen eilte alles hinaus in die Gärten, um zu säen. Scharen von Bettlern umlagerten das Stationsgehöft, um Saatkorn zu erlangen; sie hatten ja längst alles aufgegessen. Und die Missionare gaben es reichlich. Freilich dauerte es noch lange, bis die Hungersnot und ihre Folgen überwunden waren; die Krankheiten wüteten noch Wochen hindurch unter den Eingeborenen, und es sind mehr als die Hälfte der Einwohner dieser Gegenden zu Tode gekommen. Leider forderte der Tod auch aus der Mitte der Missionsgeschwister seine Beute. Der schnelle Wechsel der bisherigen Trockenheit in feuchte Fieberluft kostete Scudamore das Leben (1. Januar 1863), und ehe die Regenzeit vorüber war, mußte auch Dickinson, der unermüdlich treue Arzt, neben seinen treuen Freund gebettet werden. Er hatte fast beständig am Fieber gelitten, seit er in Afrika war; aber er hatte sich trotz aller Mahnungen seiner Freunde nicht entschließen können, heimzukehren, bis ein Ersatz für ihn zur Stelle war. Auch die übrigen Glieder der Mission hatten alle sehr gelitten und waren auf das äußerste erschöpft.

Es war eine harte Schule, durch welche diese Missionsunternehmung diese ganzen zwei Jahre hindurch gehen mußte; erst die Kriegsnot droben auf den Bergen, dann die Todesfälle der bedeutendsten Führer, dann diese Hungersnot und ihre verderblichen Folgen im Thale. Um das Maß der Widerwärtigkeiten voll zu machen, wurde im Jahre 1863 Dr. Livingstone mit seiner Expedition vom Schire abgerufen. Dadurch ging die letzte Möglichkeit einer geregelten Verbindung mit der civilisierten Welt und ein gut Teil des Ansehens, das Livingstones Namen allen Eingeborenen einflößte, verloren. Wollte die Mission im Nyassaland bleiben, so mußte sie lernen, auf eigenen Füßen zu stehen. Die Lage der Dinge war im Jahre 1863 ernst, aber keineswegs verzweifelt. Die Ernte war infolge der Regengüsse im Dezember und Januar sehr reichlich; das ganze Land erholte sich von den furchtbaren Strapazen der Notzeit. Auf den Bergen waren jetzt die Adjawa unbestritten die Herren, und sie waren nicht abgeneigt, englische Missionare unter sich aufzunehmen. Es galt einen neuen Anfang zu machen, das ist gewiß, aber dieser Anfang, anknüpfend an die bisherigen Arbeiten, und geweiht durch die schmerzlichen Erfahrungen, versprach Erfolg.

Leider war der neu hinausgesandte Bischof Tozer nicht der Mann, das schwere und entsagungsreiche Werk mit der Aufopferungsfreudigkeit eines Mackenzie, seines Vorgängers, weiterzuführen. Nach einigem Schwanken gab er trotz des dringenden Abratens der älteren Missionsgeschwister und trotz der flehentlichen Bitten Livingstones den Befehl, die Mission von Tschibisas Dorf nach dem Morambala-Berg zu verlegen. Dieser Berg lag recht in der sumpfigen Schire-Niederung, wo Fieber und Mosquitos am ärgsten waren. Und gerade dies Gebiet war in den Jahren vorher am schändlichsten durch den portugiesischen Sklavenhändler Mariano heimgesucht. Da konnte die Mission nicht einwurzeln. Sie machte dazu auch nur einen schüchternen Versuch. Schon

im Januar des nächsten Jahres 1864 zog Bischof Tozer die Hand gänzlich vom Pflug, er verließ den Schire, beriet sich mit den Freunden in Kapstadt und wählte die Stadt Sansibar zum Ausgangspunkt eines neuen Missionsunternehmens. Die alten, erfahrenen Mitglieder der Mission waren größtenteils gleich nach Tozers Ankunft in die Heimat geschickt; der Rest wurde jetzt entlassen, weil „man ihrer Dienste in absehbarer Zeit nicht unmittelbar bedürfte."

Nur mit tiefem Schmerz kann man diesen Abbruch eines mit so großen Hoffnungen begonnenen Missionswerkes ansehen. Was war der Erfolg aller Kämpfe und Mühen? Ein blühendes Dorf an Stelle des alten, jetzt verlassenen Dorfes des ermordeten Tschibisa, ein Dorf, das seine Entstehung lediglich der Freigebigkeit der Missionare verdankte. Aber wie lange würde es währen, bis die Sklavenhändler wieder ins Land kämen und Krieg anfingen, und das Dorf in Brand steckten und die Einwohner verkauften? Der gute Waller that sein Möglichstes, um den Bestand des Dorfes zu sichern; er knüpfte mit dem mächtigsten Adjawa-Häuptling Unterhandlungen an, und dieser nahm das Dorf unter seinen Schutz. Noch schmerzlicher war es, daß Bischof Tozer sich nicht verpflichtet hielt, für die Witwen und Waisen, besonders für die hoffnungsreiche Schar heranwachsender Schulkinder zu sorgen. Waller quittierte lieber seinen Missionsdienst, als daß er sie im Stich gelassen hätte. Er blieb im Lande und harrte aus, bis Livingstone alles zu seiner Rückkehr geordnet hatte, dann lud er alle diese Kinder, Witwen und Waisen in Livingstones Schiff und brachte sie nach Kapstadt, wo er sie in christlichen Familien und Anstalten unterbrachte. Am 13. Februar 1864 kamen Livingstone und Waller an der Kongone-Mündung des Sambesi an, am 14. Februar verließen sie das Land. Das war das Ende der ersten Missionsunternehmung im Nyassa-Land.

Vor Menschen Augen war es gänzliches Mißlingen; Gott aber sah in seiner Gnade die vielen Thränen und Gebete, und vor allem die vier teuern Gräber edler Missionare an, die dahinten blieben. Darum sollte auch diese Mission nicht ganz vergeblich sein. Auf den Erfahrungen, die damals gesammelt sind, bauen alle neuen Missionen im Nyassa-Land, und es hat sich erfüllt, was Livingstone in seinem tiefen Schmerz über die Aufgabe dieser von ihm so sehr geliebten Mission schrieb: „Es wird ganz gewiß eines Tages geschehen, daß das Evangelium in diese gesegneten Lande verpflanzt wird, obschon ich es nicht erleben werde."

---

# II. Die Livingstonia-Mission.

## Die Begründung. 1875—1880.

Als die Nachricht von Livingstones Tode nach England und Schottland kam, und die Gebeine des heldenmütigen Missionars in der Westminster-Abtei, der Ruhmeshalle des englischen Volkes, beigesetzt waren, ging eine mächtige Bewegung durch das ganze Inselreich. Aller Orten bildeten sich Komitees, um zu erwägen, in welcher Weise am besten diesem großen Landsmann ein würdiges Denkmal gesetzt werde. Es traf sich günstig, daß gerade damals Dr. James Stewart, der Leiter des berühmten schottischen Erziehungsinstituts in Lovedale in Britisch-Kafferland, sich in Schottland aufhielt; er war schon zu den Zeiten der großen Sambesi-Expedition Livingstones von seiner Kirche, der schottischen Freikirche, ausgesandt worden, um an Ort und Stelle in den Nyassa-Ländern Beobachtungen anzustellen. Er war der geeignete Mann, die allgemeine Begeisterung in die rechten Bahnen zu leiten. Nicht Bildsäulen und Denkmäler, so führte er unter dem Beifall seiner Nation aus, seien der rechte Beweis der Dankbarkeit gegen einen Mann wie Livingstone, sondern die Fortführung seines Lebenswerkes, die Ausführung seines Vermächtnisses an sein besonderes Vaterland. Livingstones brennendes Verlangen war es allzeit gewesen, der Not Afrikas zu helfen, und mit diesem Gebet auf den Lippen war er gestorben. Aber wie sollte man dieser ungeheuren Aufgabe näher treten? Zunächst indem man sein Augenmerk auf den Teil Afrikas richtete, auf dem Livingstones Blick mit besonderer Vorliebe geruht, auf das er besonders große Hoffnungen gesetzt hatte, auf das Nyassa-Land. Hier wollte man eine Mission in großem Maßstabe nach Livingstones Ideen gründen: Um dem Grundübel Afrikas, dem Sklavenhandel, entgegenzuwirken, sollte ein Dampfer auf dem Nyassa kreuzen, die Sklavenhändler einzuschüchtern; um die Eingeborenen von ihren Peinigern unabhängig zu machen, sollte ein gesetzmäßiger Handel eingeführt werden; um den Eingeborenen zu zeigen, welche größeren Schätze in ihrem Lande zu haben seien, als Elfenbein und Menschenfleisch, sollten sie in allerlei Künsten der Industrie und des Ackerbaus unterwiesen werden; um ihr Vertrauen durch uneigennützige Hülfe zu erwerben, sollten die auszusendenden Missionare mit medizinischen Kenntnissen ausgerüstet und möglichst ausgebildete Ärzte sein; um endlich das Beste, das Wort Gottes, nicht zu vergessen, sollte die erste und wichtigste Aufgabe der Mission die Belehrung und Erziehung der Jugend und die Predigt des Evangeliums sein. Das war das große Programm, auf welches hin diese Livingstonia-Mission gegründet wurde, sie sollte sein eine industrielle, medizinische, erzieherische und evangelische Mission (industrial, medical,

educational und evangelistic). Der Plan hatte einen großartigen Erfolg. 400 000 Mark waren gefordert, um das Werk während der ersten fünf Jahre durchführen zu können, und der gesamte Betrag wurde gezeichnet. Der alte bewährte Freund Livingstones Young zeichnete 20 000 Mark; James Stevenson, der bekannte Kaufmann in Glasgow, dem wir noch öfter begegnen werden, gab ebensoviel; mehrere Herren gaben 10000 Mark u. s. w.*) Der Offizier der britischen Flotte E. Young, der schon wiederholt am Nyassa gewesen war und alle einschlägigen Verhältnisse aufs genaueste kannte, nahm zwei Jahre Urlaub, um die Missionsexpedition an Ort und Stelle zu bringen, den geeigneten Platz für sie zu erwählen und die erste Niederlassung zu gründen. Dr. James Stewart von Lovedale wurde beauftragt, nach Begründung der neuen Mission ihre Leitung zu übernehmen. Ein für die Schiffahrt auf dem Nyassa geeigneter Dampfer wurde nach Plänen, welche die Admiralität zur Verfügung stellte, erbaut und nach dem Ort, wo Livingstone gestorben war, Ilala genannt. Die Zurüstungen wurden in der umfassendsten Weise getroffen, alle erforderlichen Vorräte, Instrumente, Werkzeuge, Tauschgüter 2c. reichlich beschafft, und alles so verpackt, daß der Transport auf den Landwegen in das Innere möglichst erleichtert wurde. Selten ist eine Missionsunternehmung von gleicher Begeisterung getragen und mit gleicher Umsicht eingeleitet worden.

Ende Mai 1875 verließ die Expedition England. Die Reise ging ohne wesentliche Schwierigkeiten von statten; sie fuhren über Kapstadt nach dem Sambesi-Delta, dort den Kongone hinauf in den Sambesi und Schire und kamen am 6. September nach Matiti am untern Ende der Murchison-Katarakte an. Bis dahin waren sie zu Schiff gefahren; hier kam das schwierigste Stück der Reise. Die Murchison-Fälle mußten auf einer Strecke von 60 englischen = 12 deutschen Meilen umgangen, und nicht allein alle Güter, sondern vor allen Dingen der Dampfer Ilala selbst samt seinen beiden Booten nach Matope am obern Ende der Wasserfälle geschafft werden; und das in einem wüsten, wild zerrissenen Lande ohne andere Wege als die 10 Zoll breiten Fußpfade der Neger, die sich bald an schwindelnden Abgründen entlang, bald durch dichten Urwald schlängelten. Kapitän Young hatte sich auf diese Schwierigkeiten nach Kräften vorbereitet, er hatte die Ilala so konstruieren lassen, daß sie sich in lauter Stücke zu je 50 Pfund zerlegen ließ. Durch seine Verbindung mit den Makololo-Fürsten gelang es, die nötige Anzahl

*) Die Hauptträgerin des neuen Missions-Unternehmens war die Schottische Freikirche; ihr schloß sich am engsten die kleine reformierte presbyterianische Kirche an, die sich wenige Jahre später ganz mit der Freikirche verschmolz. Die unierte presbyterianische Kirche glaubte, weil sie durch andere Missionsarbeiten reichlich in Anspruch genommen war, sich an diesem Werke nicht direkt beteiligen zu dürfen. Sie stellte aber als ihren Beitrag den ersten ärztlichen Missionar Dr. Laws und verpflichtete sich, dauernd sein Gehalt von 6000 Mark zu zahlen. Die schottische Staatskirche endlich rüstete sich, eine selbständige Mission zur Seite der Livingstonia-Mission zu gründen und sandte mit der ersten Reisegesellschaft ihr Mitglied Heinrich Henderson, um Land und Leute zu erforschen und einen geeigneten Ort für ihre Niederlassung zu erwählen.

Träger, nicht weniger als 800, zusammenzubringen. Und zur Ehre dieser Afrikaner muß es gesagt werden, obgleich sie auf ihrem Marsche durchaus nicht beaufsichtigt werden konnten, und trotzdem sich tausend Gelegenheiten zum Diebstahl und zur Flucht boten, war auch nicht eine Schraube vom Dampfer, nicht eine Flinte oder ein Ballen Kaliko von der Ladung abhanden gekommen. Die Afrikaner hatten das in sie gesetzte Vertrauen glänzend gerechtfertigt.

In Matope wurde die Ilala wieder zusammengesetzt, und nachdem Young noch bei Mponda, dem Häuptling jener Gegend, in feierlicher Audienz die Erlaubnis eingeholt hatte, an einem geeigneten Orte seines Landes eine Missionsniederlassung zu gründen, lief am 12. Oktober 1875 bei Sonnenaufgang die Ilala in den Nyassasee ein. Die Expedition hatte das ersehnte Ziel ihrer Reise erreicht. Aus tiefster Seele stimmten alle ein in den in Schottland so beliebten hundertsten Psalm: Jauchzet dem Herrn alle Welt!

Nachdem Young im Verlauf einer Woche die Ufer des Nyassa auf dem südlichen Drittel erforscht hatte, kam er zu der Überzeugung, daß der geeignetste Ort die Bucht am Vorgebirge Kap Maclear sei, sie lag auf einer von Süden her in den See vorspringenden Halbinsel und bot einen auf drei Seiten gesicherten Ankerplatz für die Ilala, und sie schien durch die ungehindert daherstreichenden Seewinde Gesundheit der Lage zu gewährleisten.

Sogleich gingen die Missionare daran, sich häuslich niederzulassen. Sie hatten keine Zeit zu verlieren. Mitte November tritt am Nyassa die Regenzeit ein, bis dahin mußten sie ein wasserdichtes Heim haben, wenn sie nicht ihre Gesundheit und ihr Leben aufs Spiel setzen wollten. Ein paar Häuser entstanden mit bewundernswerter Schnelligkeit auf dem gelben Ufersande. Wie vorher bei dem Transport des Dampfers, so drängten sich auch jetzt zu allen Arbeiten die Eingeborenen zu Dutzenden heran und leisteten unter geeigneter Beaufsichtigung für geringen Lohn tüchtige Arbeit. Sie fällten das Bauholz, sie sammelten Schilf und Gras für die Dächer, sie zogen einen tiefen Graben durch die nahe gelegene Sumpfniederung, sie halfen auch das hölzerne Fort mitbauen, durch welches Young die neue Station vor feindlichen Überfällen sicherte. Als ziemlich früh im November die ersten schweren Regengüsse kamen, waren die Missionare unter Dach und Fach. Die Station erhielt den Namen Livingstonia.

Es liegt ein romantischer Zauber auf dieser jungen Missionsunternehmung. Was war es Mitte der siebenziger Jahre noch für ein Wagnis, hundert Meilen weit in das Innere des dunkeln Erdteiles vorzudringen! Und diese Expedition wollte dort nicht nur einen vorübergehenden Besuch machen, sie wollte sich dort ansiedeln, sie wollte dort im Innern umfassende Pläne zum Wohl der Afrikaner in Ausführung bringen. Anderthalb Jahrzehnte zuvor hatte die Universitäten-Mission ein ähnliches Wagnis unternommen, aber sie hatte sich an die starke Expedition Livingstones angelehnt, sie hatte sich nicht so tief im Innern angesiedelt, und doch war sie zusammengebrochen, sobald Livingstone abberufen war. Und seither war wenig geschehen, um das Land

weiter zu erforschen und zu erschließen. Der Nyassa-See war nach dieser Richtung hin das Ende der geographischen Kenntnisse. Das Südende des Nyassa war damals noch die Grenze des geographischen Horizonts. Es war ja die Möglichkeit vorhanden, sich den Rückweg bis Kilimane und dadurch die Verbindung mit der gebildeten Welt und mit der Heimat zu sichern, aber diese Verbindung mußte erst geschaffen werden, noch war sie nicht vorhanden.

Und was wollten die acht Schotten und drei Zulukaffern in Livingstonia? Sie wollten den zerschlagenen und verstreuten Völkern um den Nyassa das Licht des Evangeliums leuchten lassen. Sie wollten den Sklavenhandel in diesem ganzen Gebiet unterdrücken; sie wollten im ganzen Nyassa-Land an Stelle des unsittlichen Menschenhandels einen ehrlichen und rechtmäßigen Handel setzen; sie wollten die natürlichen Hülfsquellen des Landes fruchtbar machen und die geistigen Fähigkeiten seiner Einwohner durch geordneten Unterricht entwickeln. Und was stand ihnen zu Gebote, um diese weitausschauenden Pläne zu verwirklichen? Ein kleiner Dampfer von 40 Pferdekräften mit einer kleinen europäischen Bemannung, einige medizinische Kenntnisse, um der leiblichen Not der Eingeborenen zu helfen, viel guter Wille und ein Herz voll Liebe. Das Mißverhältnis zwischen der Aufgabe und der Kraft springt in die Augen, man muß gespannt sein, wie sie ihr Werk angreifen, und welchen Erfolg sie haben werden.

Da muß zunächst zum Ruhm der jungen Mission hervorgehoben werden, daß sie sich durch keinen romantischen Reiz verleiten ließen, in das Unbestimmte und Weite sich zu verlieren und durch ihr weitausschauendes Programm sich zu phantastischen Unternehmungen hinreißen zu lassen. Sie griffen die nüchterne, schlichte, einfältige Missionsarbeit in Livingstonia mit solchem Ernst an, als wäre dies ihre einzige Aufgabe. Sobald sie sich notdürftig häuslich eingerichtet hatten, machten sie sich alles Ernstes daran, die Sprache dieses Gebietes, das Chinyanja zu erlernen. Es gab dazu keine günstigere Gelegenheit, als die Arbeit in der Schule. Aus dem Munde der Kinder konnte man am ungezwungensten die Vokabeln der neuen Sprache sammeln, durch ihre schüchternen Leseversuche konnte man am besten in die Geheimnisse dieses ganz fremdartigen Sprachbaus eindringen. Aber es hatte mit der Schule Schwierigkeiten. Schulzwang existierte nicht. Was sollte wohl die Kinder reizen, die Schule zu besuchen? Von den Vorteilen einer soliden Schulbildung für ihr späteres Leben hatten sie ja keine Ahnung. Man hätte sie vielleicht durch kleine Geschenke anlocken können. Aber eine langjährige Missionserfahrung hat gelehrt, daß solche Lockmittel nicht standhalten. So warteten die Schotten, bis die Neugierde die Kinder zum ersten Male herbeizog, dann waren sie so freundlich wie möglich zu ihnen und suchten sie in Liebe zu bewegen, öfter und möglichst regelmäßig zu kommen. Wenn sie eine Woche lang gekommen waren, wurden sie in die Schülerlisten eingetragen. Und dann gewöhnten sie sich allmählich an regelmäßigen Schulbesuch. Natürlich ging das sehr langsam und erforderte unendliche Geduld; die Fortschritte ließen in den ersten Jahren beinahe alles zu wünschen übrig;

aber das ward doch erreicht, daß eine regelmäßige Schule in Gang kam. Knaben und Mädchen kamen mit Ernst und Eifer. Für die Mädchen war auch eine Mädchenschule eingerichtet, für die fortgeschrittenen Knaben eine Bibelklasse, mit der die ersten Übersetzungsarbeiten der heiligen Schrift, das Markus- und Johannesevangelium, wiederholt von Anfang bis zu Ende durchgegangen wurden.

Nicht nur der Kinder wollte man sich annehmen, auch die Erwachsenen sollten auf eine höhere Stufe der Bildung und Gesittung erhoben werden. Auch hier beruhte alles auf völliger Freiwilligkeit. Es kamen reichlich Eingeborene, die sich zur Lohnarbeit zur Verfügung stellten, und auf der Station war jahrelang Arbeit im Überfluß vorhanden. Es war viel wert, wenn sich die Mission zunächst für ihre eigenen Zwecke und für den Dienst der wenigen andern Europäer am See einen Stamm eingeborener Arbeiter heranziehen konnte. Gerade die Bauarbeit hat andere Missionen im heißen Klima viel teure Menschenleben gekostet, und sie war doch in dem von aller Kultur durch mehr als 100 Meilen Wüstenei getrennten Livingstonia so notwendig als irgendwo. Da lernten nun einige, die große Säge regelrecht handhaben und Balken und Bretter zum Bau zuschneiden. Einige Zimmerleute lernten einfache Hausarbeit zurichten; einige lernten Ziegel formen und in die Mauern regelrecht einfügen. Wieder andere machten sich auf der Ilala als Matrosen oder Heizer nützlich. Im allgemeinen erwiesen sie sich recht gelehrig und leisteten in verschiedener Hinsicht wertvolle Dienste. Diese Dienste waren um so wertvoller, als sie aus freiem Antrieb von Heiden gethan wurden, die noch wenige Jahre zuvor keine Ahnung von geordneter Arbeit gehabt hatten. Man suchte diesen Handwerkern und den andern auf der Station beschäftigten Arbeitern auch auf andere Weise nahe zu kommen. Alle Nachmittag etwa um 3 Uhr wurden sie vor dem Missionarshause versammelt und über irgend welche Gegenstände allgemeinen Interesses belehrt, möglichst so, daß jede Belehruug in einem Lobpreis der Weisheit, Macht und Liebe Gottes endigte.

Die wichtigste Aufgabe war die unmittelbare Predigt des Wortes; alles andere war dem untergeordnet und nur Mittel zum Zweck. Ihre Instruktion verpflichtete die Missionare, „keine Zeit zu verlieren, um den Eingeborenen den großen Zweck ihrer Mission bekannt zu machen. Um dies zu erreichen, sollten sie frühzeitig anfangen, die einfachen Bibelwahrheiten zu verkündigen, wo sich immer Gelegenheit dazu fände.“ Sie sind dieser Instruktion getreulich nachgekommen. Nicht nur gestatteten sie den Eingeborenen, an ihren regelmäßigen Morgen- und Abendandachten teilzunehmen. Vom ersten Sonntag an war in Livingstonia Kirche, und das Wort Gottes wurde reichlich ausgestreut. Vormittags zehn Uhr war feierlicher Gottesdienst in Chinyanja. Eine Viertelstunde nach Beendigung desselben fand ein zweiter, katechetischer Gottesdienst statt, in dem die Zuhörer der Predigt über den Inhalt derselben und andere Schriftwahrheiten befragt wurden. Nachmittag 2 Uhr war Kindergottesdienst. Abends 8 Uhr versammelten sich die anwesenden Christen zu gemeinsamem, englischen Gottesdienst,

an dem es jedoch wiederum den Schwarzen nicht versagt war, teil zu nehmen. Rechnen wir noch dazu, daß jeden Mittwoch abend eine Betstunde gehalten, und jeden Morgen vor Schulanfang die des Lesens Kundigen zu einer Bibelklasse vereinigt wurden, so bekommt man den Eindruck, daß das Wort Gottes reichlich und treulich ausgeteilt wurde. Und die Gottesdienste waren gut besucht; es war keine Seltenheit, daß nicht allein der Schulraum, der als Kirche benutzt wurde, gedrängt voll war, sondern daß auch draußen vor der Thür eine stattliche Anzahl der Predigt lauschten. Die Missionare beschränkten sich nicht auf die Predigt in Livingstonia. So oft als möglich fuhren sie Sonntag nachmittags nach Mpango, einem eine Meile entfernten Predigtplatze, hinüber, um auch dort Gottesdienst zu halten. Bald wurden auch weiter im Norden, in der Nähe des späteren Bandawe, zwei Außenstationen, Marenga und Kaningina, angelegt und mit regelmäßigem Gottesdienst und Schule versorgt. Und selbst auf Reisen benutzten die Missionare jeden längeren Aufenthalt, um das Volk über die Zwecke ihrer Anwesenheit im Lande aufzuklären.

Es wäre thöricht, sich über die Erfolge dieser treuen Arbeit Illusionen zu machen. Gut Ding will Weile haben, und Nüchternheit ist allewege, sonderlich in der Mission nütze. Dr. Laws, der Leiter der Missionsarbeit äußert sich am Schlusse der ersten fünf Jahre so: „Es ist schwer, den Erfolg deutlich zu beschreiben, der bis jetzt erreicht ist, obgleich er einem fremden Besucher augenfällig ist. Wenn eine Mission wie die hiesige unter einem bis dahin mit Weißen völlig unbekannten Volke begonnen wird, so hat dasselbe über sie ganz sonderbare Meinungen. Zuerst heißen die Häuptlinge die Weißen willkommen, indem sie glauben, daß sie die überlegene Kenntnis und das Ansehen derselben zur Unterdrückung jeder Opposition gegen ihre Herrschaft und zur Ausdehnung ihres Gebietes verwerten können. Ihre unterdrückten Unterthanen aber halten den weißen Mann für einen Wunderthäter zu ihren Gunsten, erwarten von der Gemeinschaft mit ihm Glück für ihre Unternehmungen, Nachgiebigkeit gegen ihre üblen Gewohnheiten und Ungestraftheit, wenn sie für dieselben zur Rechenschaft gezogen werden. Lernen sie ihn nun genauer kennen, so sehen die Häuptlinge bald ein, daß der weiße Mann weder ein unerschöpflicher Laden voll Kaliko ist, noch eine Katzenkralle, die sich in ihre Händel mischt. Das gewöhnliche Volk aber lernt, daß er unterscheidet zwischen Recht und Unrecht und keineswegs in den Unterdrückten lauter unschuldige Lämmer sieht. So wird seine Gegenwart beiden Teilen lästig, da er ein lebendiges Gewissen für sie ist, dessen Stimme nicht zum Schweigen gebracht werden kann. Nach einiger Zeit fängt man an vor dem Leben, der Handlungsweise und den Grundsätzen des weißen Lehrers Respekt zu bekommen. Nach und nach übt die Wahrheit seiner Lehren eine Macht aus über die Gemüter, und unter dem Einfluß des heiligen Geistes werden einige so weit gefördert, daß sie das ihnen angebotene Evangelium erfassen, und die Wirkung desselben auf ihr Leben sichtbar wird. Bis es aber dahin kommt, dauert es oft lange und kostet viel Mühe. Schritt für Schritt, Zoll für Zoll geht es nur vorwärts; und der Erfolg ist zunächst nicht

statistisch darstellbar. Die Leute kommen willig, um unserer Verkündigung zuzuhören, und die Kenntnis der Schriftwahrheit, die manche von ihnen jetzt besitzen, sticht sehr ab gegen die verwunderten Gesichter, wenn wir ihnen im Anfang erzählten, wie Gott die Welt geschaffen und die gefallene Welt also geliebt habe, daß er seinen eingeborenen Sohn gab. Unsere ärztliche Thätigkeit steigt immer mehr in der Gunst des Volkes; die regelmäßigen Gottesdienste werden jetzt zu Livingstonia in der Landessprache gehalten; eine Sonntagsschule ist im Gange, auch auswärts verkündigen wir so oft als möglich das Evangelium."

Das war die Arbeit auf der Missionsstation Livingstonia selbst. Man erwartete aber von dieser Missionsunternehmung noch mehr; sie sollte dem Sklavenhandel in dem Seengebiet ein Ende machen und an die Stelle des Menschenhandels einen reellen, geordneten Handel setzen. Man hatte schwerlich in Schottland einen deutlichen Begriff davon, wie eine so kleine Schar zwei so große und schwierige Aufgaben, noch dazu nebenher, in Angriff nehmen könne. Und es ist in der That eine wunderbare Fügung Gottes, welche die braven Schotten, ohne sie ihrem Missionsberuf zu entfremden, auf den rechten Weg führte. Schon bei der ersten Umschiffung zeigte es sich, daß allgemein bei allen Umwohnern des Sees, am meisten bei den Arabern, die Meinung verbreitet war, mit dem Erscheinen der Engländer am See sei selbstverständlich dem Sklavenhandel ein Ende gesetzt. Ein Araber wollte mit dem Schiffskapitän der Ilala in Unterhandlung treten, um seine nun wertlose Sklavendhow an die Mission zu verkaufen; ein anderer fragte ihn ganz kleinlaut, ob wohl fortan noch der Handel mit andern Waren außer den Sklaven auf dem See gestattet sein würde. Die Engländer thaten natürlich alles, was in ihren Kräften stand, um die Eingeborenen und Araber in diesen Eindrücken zu befestigen. Denn dieser moralische Einfluß war das einzige, was sie auszuüben im stande waren. Jede kriegerische Intervention, selbst das Aufgreifen von Sklavendhows, war ihnen auf das strengste untersagt. So waren also die Missionare darauf angewiesen, den moralischen Einfluß des englischen Namens so weit als möglich auszunützen und mit allen Stämmen rings um den See recht genaue persönliche Bekanntschaften anzuknüpfen.

Dazu aber sollten sie eben zu dieser Zeit durch eine dringende Notwendigkeit ihrer Mission gezwungen werden. Es stellte sich bald heraus, daß Livingstonia sich zu einer größeren Missionsstation durchaus nicht eigne. Obwohl es einen brauchbaren Hafen hatte, ließ es in anderer Beziehung sehr viel zu wünschen übrig. Es lag nicht hoch genug über dem Wasserspiegel des Sees, um gesund zu sein. Der Boden war arm und der Flächenraum beschränkt; es war deshalb keine Aussicht, hier eine größere Bevölkerung zu unterhalten. Auf der Station war kein fließendes Wasser und deshalb keine Möglichkeit zur Bewässerung. Dagegen fand sich die Tsetse-Fliege, diese furchtbare Plage Afrikas; und das schlimmste von allem, in der unmittelbaren Nachbarschaft der Station befand sich ein Sumpf, der sich trotz aller Anstrengungen nicht austrocknen ließ. Während der Monate April und Mai war durch seine Ausdünstungen die Luft auf der Station geradezu verpestet. Bereits

waren drei Leben diesem Übelstande zum Opfer gefallen; die anderen waren alle mehr oder weniger durch heftige Fieberanfälle geschwächt. Die Station mußte um jeden Preis verlegt werden.

Mit der größten Besonnenheit und Umsicht verfuhr man, ehe man den zukünftigen Mittelpunkt dieser Mission festlegte. Vier Jahre lang durchreisten die tüchtigsten Mitglieder der Mission, besonders Dr. Laws und der Ingenieur Stewart die ganze Westküste des Sees. Sie konnten am Ende ihrer Untersuchungen mit voller Entschiedenheit sagen, daß der von ihnen vorgeschlagene Ort Bandawe in der Mitte der Westküste des Sees der geeignetste Platz im Bereich der gesamten Westküste sei.

Diese Reisen auf der Suche nach der neuen Station hatten für die Mission die allergrößte Bedeutung. Überall knüpften die Missionare Beziehungen an, sie besuchten die Häuptlinge, sie lernten Land und Leute kennen, sie trugen überall hin die Bekanntschaft mit ihren Zielen und Bestrebungen. Durch besondere Umstände veranlaßt, mußte sogar James Stewart die Untersuchungsreisen bis zum Tanganjika-See hin ausdehnen, was für die Entwickelung der Mission bedeutsam werden sollte. Daß durch diese Reisen der Respekt vor dem englischen Namen weithin durch das Land getragen und dadurch dem Sklavenhandel in empfindlichster Weise Abbruch gethan wurde; daß durch sie der Geographie, Ethnologie und Linguistik Central-Afrikas wertvolle und wohl anerkannte Dienste geleistet wurden, waren unbeabsichtigte, aber hoch bedeutsame Nebenerfolge dieser Untersuchungsreisen.

Zugleich drängte sich bei der genaueren Bekanntschaft des Landes den Freunden dieser Mission die Überzeugung auf, daß die Mission gar nicht im stande sei, in dem Maße, wie es beabsichtigt und wünschenswert war, einen rechtmäßigen Handel einzuführen. Dazu gehörte notwendig zweierlei. Einmal eine möglichst bequeme Verbindung mit der See, um die Importwaren regelmäßig zu erhalten und die Exportwaren möglichst billig auf den Weltmarkt zu bringen. Zweitens ein Netz von Faktoreien über das ganze Land, um überall da zur Hand zu sein, wo sich ein reelles Geschäft machen ließ. Der fromme und energische Kaufmann James Stevenson in Glasgow hatte sich nicht sobald von dieser Notwendigkeit überzeugt, als er auch mit edler Freigebigkeit den geeigneten Weg einschlug, um der Mission hülfreich zur Seite zu treten. Er gründete 1878 eine schottische Handelsgesellschaft, welche den Zweck haben sollte, unter Beseitigung sowohl des Menschenshandels, wie auch des Handels mit Spirituosen und Schießmaterialien die natürlichen Hülfsquellen des Landes aufzudecken und seine Rohprodukte für den Welthandel nutzbar zu machen. Die Gesellschaft hat ihren Namen öfter gewechselt; jetzt ist sie weltberühmt unter dem Namen: Afrikanische Seengesellschaft. Sie hat ihre Aufgabe mit bewundernswertem Geschick und viel Aufopferung gelöst. Ihre erste Aufgabe war, eine regelmäßige Verbindung zwischen dem See und Kilimane herzustellen. Die Ilala fuhr bis Matope am oberen Schire. Hier wurde die Schiffahrt durch die Murchison-Katarakte unterbrochen. Diese mußten auf eine Entfernung von zwölf Meilen umgangen werden. Die Seengesellschaft ließ hier in

Gemeinschaft mit der Livingstonia- und Blantyre-Mission eine Fahrstraße bauen, auf der alle Waren ohne erhebliche Schwierigkeiten bis Katunga am untern Schire befördert werden konnten. Der uns schon wohlbekannte Missionar und Ingenieur J. Stewart war der Erbauer dieser Straße; sie hat sich trefflich bewährt. Sie führt ihm zu Ehren den Namen Stewart-Straße. Nun galt es, von Katunga den Schire und Sambesi herab eine regelmäßige Verbindung herzustellen. Die Seengesellschaft ließ einen eigenen Dampfer zu diesem Zweck bauen, sie nannte ihn Lady Nyassa. Er nahm alle, die nach dem Innern wollten, in Mazaro, etwa dreißig Meilen von Kilimane, in Empfang und brachte sie bis Katunga. So war eine regelmäßige Verbindung zwischen Edinburg und Livingstonia hergestellt. In weniger als zwei Monaten gelangten die Berichte von Livingstonia in die Hände des heimischen Missionskomitees, in kaum dreiundeinhalb Monaten konnte günstigstenfalls die Antwort in den Händen der Missionare draußen sein.

Wir können den Stand der Missionsarbeit am Nyassa am Ende des ersten halben Jahrzehnts nicht besser zusammenfassen, als Missionar Stewart gethan hat: „Wir fühlen uns hier in Livingstonia ganz und gar nicht abgeschieden von der übrigen Welt. Wir erhalten unsere Posten mit großer Regelmäßigkeit. Die Unannehmlichkeiten, mit denen wir anfangs zu kämpfen hatten, sind vorüber. Unsere Schulen sind in gutem Gange und werden von zweihundert Knaben und Mädchen besucht. Die erste und zweite Klasse schreibt und liest gut englisch. Vier oder fünf der ältern Knaben lehren die jüngeren buchstabieren; wir hoffen, diese sollen einmal Prediger ihrer Landsleute werden. Wir besitzen das Vertrauen der Bevölkerung. Wohin immer wir gehen, heißt man uns willkommen, und wenn wir beginnen, über Gott und den Himmel zu reden, so ist alles still und andächtig. Wir haben die Afrikaner lieb gewonnen, und wir können auf ihre Liebe rechnen."

## Das Festwurzeln im Lande. 1881—1885.

Drei wichtige Ereignisse des Jahres 1881 zeigen deutlich an, daß die Livingstonia-Mission aus dem ersten Abschnitt ihrer Entwickelung in den zweiten, aus der Kindheit in die Jugendzeit eintrat. Es waren die Verlegung des Hauptquartiers der Mission von Kap Maclear nach Bandawe, die Taufe der ersten Eingeborenen und die Anlegung der Stevenson-Straße zwischen den Seen Nyassa und Tanganyika. Diese drei Ereignisse bedingen zugleich die Entwickelung der Mission in dem vor uns liegenden, zweiten halben Jahrzehnt ihrer Geschichte.

Die Verlegung der Hauptmissionsstation vom Kap Maclear war von langer Hand her erwogen und beraten; die Missionare hatten die umfassendsten Untersuchungen angestellt und die ganze Westseite des Sees bereist, um den richtigen Platz auszuwählen. Sie hatten sich schließlich einstimmig für den Hafen Bandawe an der Mitte der Westküste entschieden. Die wesentlichsten Gründe empfahlen diesen Ort. In dem nur eine halbe Stunde entfernten Dorfe Marengas, zu dessen Gebiet der ausgewählte Stationsplatz gehörte, war schon seit Jahren

Schule und Gottesdienst gehalten, und man hatte mit beidem Entgegenkommen beim Volk gefunden. Die dort angestellten Lehrer hatten Beobachtungen über das Klima angestellt. Dasselbe war entschieden gesunder, als in Livingstonia; die kühlen Seewinde hatten ungehinderten Zutritt, Sümpfe waren in der Umgegend nicht vorhanden. Nur eine Viertelstunde vom Ufer erhoben sich wellige Hügel etwa 100 Fuß hoch, darauf konnte die Station bequem angelegt werden. Endlich, — und das gab den Ausschlag, — hatte Bandawe einen so guten Hafen, als überhaupt auf der Westküste zu finden war. Es war ja eine Lebensfrage für die Mission, mit der auf dem Nyassa kreuzenden Ilala in geregelter Verbindung zu bleiben; die Ilala allein konnte für geordnete Zufuhr und für die Verbindung mit der Heimat sorgen. Neben diesen Lichtseiten verhehlten sich die Missionare auch die große Schattenseite vor Bandawe nicht. Wenn sie die Station auch 100 Fuß über dem Wasserspiegel anlegten, so blieb sie doch in der ungesunden, fruchtheißen Seeniederung; wenn auch gesunder als das sumpfumgrenzte Livingstonia, so konnte doch eigentlich gesund das Land auch hier nicht sein. Die Missionare nahmen deshalb sogleich mit dem Bau von Bandawe die Anlegung einer Außenstation hoch oben auf den westlichen Bergen in Aussicht. Dort hatten sie auf ihren Untersuchungsreisen schon Beziehungen mit den gefürchteten und mächtigen Angoni angeknüpft und Entgegenkommen gefunden. Eine Gesundheitsstation auf diesen Bergen sollte den von der Hitze und dem Fieber erschöpften Missionaren am See Erholung und Abwechselung gewähren.

Im Laufe des Jahres 1881 wurde der Umzug von Livingstonia nach Bandawe und die Anlegung der neuen Station mit gewohnter Umsicht ins Werk gesetzt. Ein reizendes Stück Erde hatten sie sich ausgesucht; den blauen See zu den Füßen, in weiter Ferne über dem Wasser die zarten Umrisse des fernen Ostufers; im Norden und Süden die bergumkränzten Ufer mit ihren saftig grünen Waldungen, im Süden abschließend mit dem dichtbewaldeten Kowirwi-Berge, im Norden mit der kühnen Felspyramide des Mount Waller; im Westen endlich die steil abfallenden Ränder des Angoni-Hochlandes, eine hohe Mauer, die in Terrassen zur Küstenebene sich senkte. Da Bandawe fortan der Mittelpunkt des Missionswerkes bleiben sollte, mußte die ganze Anlage dementsprechend zugeschnitten werden. Außer dem Pfarrhaus und der zugleich den kirchlichen Zwecken dienenden Schule, für 400 Zuhörer eingerichtet, bedurfte es eines Hauses für die Handwerkerbrüder, einer Zimmerwerkstatt, eines Lagerhauses, eines Kaufladens, verschiedener Viehställe, Vorratshäuser und dergl. mehr. Um sich den Zugang zum Hafen zu sichern, kauften sie die ganzen, zwischen der Station und dem Ufer gelegenen Gärten. Weil aber hier der Boden für tropische Produkte nicht geeignet war, erwarben sie eine Meile landeinwärts bei Kande ein weiteres Stück fruchtbares Gartenland, um dort Kaffee, Zuckerrohr und Reis zu bauen. Um eine bequeme Verbindung sowohl mit dem Hafen als mit jenem fernen Garten zu haben, bauten sie eine Fahrstraße, etwas über eine Meile lang. In den Gärten um die Station gab es viel zu pflanzen und zu bauen; da wurde Reis und

Mais, Bohnen und Erbsen, Weizen und Leinsaat und dergl. ausgesäet; da wurden Orangen und Citronen, Pfirsiche und Aprikosen, Ölpalmen und Bananen gepflanzt; da wurden Ananas und andere edle Gemüse in langen Reihen gezogen. Kurz, da gab es die mannigfaltigste Arbeit.

Daneben versäumte man nicht, von der ersten Woche an die eigentliche Missions-Arbeit in Angriff zu nehmen. Dr. Laws, der Leiter der Mission, hatte nach den in Livingstonia gesammelten Erfahrungen eine feste Ordnung der Arbeit entworfen, welche für die ganze Mission der Freischotten auf diesem Gebiete mustergültig geblieben ist. Der Schwerpunkt lag auf dem Sonntag. Da wurden alle irgend verfügbaren geistlichen Kräfte herangezogen und auf das äußerste angestrengt. Morgens 7 Uhr war Sonntagsschule; um 9 Uhr Hauptgottesdienst; entweder bald darnach oder gleich nach Tisch ein zweiter kurzer Gottesdienst in der Schulkirche; dann zog man auf die umliegenden Dörfer, um dort kurze Predigtversammlungen zu halten. Abends englischer Gottesdienst im Pfarrhause. Das war der regelmäßige Verlauf des Sonntags. Dazu kam im Laufe der Woche an jedem Mittwoch abend Betgottesdienst, am Anfang jedes Monats einmal Missionsstunde und, wenn es irgend anging, an jedem Tage eine Stunde Katechumenen-Unterricht und die sogenannte Bibelklasse für die Getauften und die im Taufunterricht Befindlichen. Neben dieser speziell missionarischen Arbeit ging ebenso systematisch die Schularbeit her. Jeden Vormittag, in der Regel 2 bis 3 Stunden wurde Unterricht erteilt; die beiden wichtigsten Fächer waren Biblische Geschichte und Lesen. Ein weißer Lehrer leitete den Schulunterricht, Eingeborene wurden nach Kräften zur Mithülfe herangezogen. Während der Schulstunden hatte der leitende Missionar — Dr. Laws war geprüfter Arzt — alle Hände voll zu thun mit seinen Patienten, die in Scharen herbeigeströmt kamen; es war gar nichts Ungewöhnliches, daß er an einem Tage über 60 Kranke zu behandeln hatte. Sie nahmen die Medizinen mit großer Gewissenhaftigkeit, und die Wirkungen des Chloroform versetzten sie immer von neuem in staunende Verwunderung. Kranke kamen aus großen Entfernungen, bis 10 Meilen weit, um Hülfe zu suchen. War Kirchen-, Schul- und Doktorarbeit besorgt, und gab es nicht in den Werkstätten, im Garten oder bei Neubauten dringend zu thun, so wurden Ausflüge in die Umgegend unternommen, teils um mit entfernteren Dörfern Beziehungen anzuknüpfen, besonders um auch dorthin eine allgemeine Kenntnis des Evangeliums zu tragen, und die Eltern zu veranlassen, ihre Kinder nach Bandawe zu schicken.

Das war das regelmäßige Arbeitsprogramm, dessen Bewältigung dem Dr. Laws und seinen Gehülfen oblag. Wir können es in den gedruckten Tagebüchern von Bandawe monatelang verfolgen, wie unter allen Schwierigkeiten dies Programm mit äußerster Energie aufrecht erhalten und durchgeführt wurde. Man kann dem Dr. Laws, in dessen Händen die Centralleitung lag, seine ungeteilte Bewunderung, aber auch seinen Gehülfen die Anerkennung nicht versagen, noch zumal wenn man bedenkt, daß alle Arbeit unter einer entnervenden Hitze von selten unter 20 Grad Wärme vollbracht werden mußte, einer Hitze, wo wir in Deutschland geneigt sind, uns jeder größeren körperlichen

und geistigen Anstrengung zu entziehen. Dazu lag den Missionaren das Fieber auf wie ein Alp. Selten verging eine Woche, daß nicht einer der Missionsgeschwister im Stationstagebuch krank gemeldet wird; oft lagen zwei, drei zugleich krank; oft traten zum Fieber schwere Komplikationen, Ruhr, Blutungen, Gelbsucht und dergl., welche es lebensgefährlich machten. Aber doch ging die Arbeit weiter. Alle Missionsarbeiter haben auf fünf Jahre Kontrakt, und das Klima ist so aufreibend, daß fünf Jahre eigentlich das Äußerste sind, das ein Weißer hintereinander am Nyassa zubringen darf, ohne sich dem Klima zu opfern. Aber es kommt vor, daß ein Missionar, noch dazu ein Arzt, Hannington, kaum ein halbes Jahr draußen gewesen ist und eiligst nach Hause zurückkehren muß, weil ihn das Fieber dauernd arbeitsunfähig gemacht hat. Andere Arbeiter, die eben erst im Begriff waren, sich in ihr Arbeitsfeld einzuleben, der Lehrer Rollo und der Ingenieur Mac Ewan, wurden in zwei Tagen aufs Totenbett gelegt. Einen anderen, den allezeit eifrigen Zimmermann und Lehrer Sutherland, hatte sein Herz gedrängt, über seine fünf Jahre noch ein paar Monate zu bleiben, um einen wichtigen Hausbau zu vollenden, und diese Monate kosteten ihm das Leben. Ein anderer, der unersetzliche Ingenieur James Stewart, war kaum zwei Jahre aus der Heimat, wo er mit großem Erfolg für die Livingstonia-Mission gewirkt, auf sein Arbeitsfeld zurückgekehrt, da raffte ihn das Fieber hinweg. Es gehörte mehr als Menschenkraft, es gehörte ein im Glauben gefestigtes und durch Hoffnung starkes Christenherz dazu, um unter allen solchen Erfahrungen und Mühsalen frisch und freudig zu bleiben und das Werk des Herrn zu treiben ohne Ermüden.

Ehe wir die Erfolge dieser treuen Missionswirksamkeit berichten, werfen wir einen Blick auf die Verhältnisse, in welche die Mission in Bandawe versetzt war. Es war ein anderes Volk und andere politische Verhältnisse, mit denen sie hier zu thun hatte. Bandawe liegt im Land der Atonga. Da die Missionare bisher unter Mangandja gearbeitet hatten, mußten sie sich also hier in eine neue Sprache und in ein neues Volkstum einleben. Das Chitonga ist allerdings dem Chinyanja verwandt, aber nach den gelegentlich mitgeteilten Sprachproben zu urteilen, doch wieder so verschieden, wie etwa deutsch und englisch. Da das Chitonga ebenso wie das Chinyanja noch jeder litterarischen Bearbeitung entbehrte, lag es den Missionaren ob, nicht nur sich selbst der neuen Sprache zu bemächtigen, sondern sie in Schrift zu fassen, ihre Grammatik zu ergründen, die heilige Schrift in sie zu übersetzen, und alle für den Schulunterricht erforderlichen Bücher zu verfassen. Da die Arbeit auf der alten Hauptstation Livingstonia unter den Mangandja fortgesetzt werden sollte, und mit dem Bau von Bandawe zugleich die Anlage einer Außenstation unter den Angoni beschlossen war, so waren es mithin drei verschiedene Sprachen, welche von den Missionaren zu ergründen und literarisch zu bearbeiten waren.

Viel mehr Schwierigkeit, Sorge und Herzeleid als diese sprachliche Arbeit machten den Freischotten die verwickelten politischen Ver-

hältnisse der Atonga. Dies Volk hatte ehedem einen größeren Flächenraum an der Westküste des Nyassa bis hinauf auf die Hochebene bewohnt; dann waren sie von den stärkeren und kriegsgeübteren Angoni unterjocht; dann hatten sie sich zwar ihre Unabhängigkeit wieder errungen, waren aber auf die wenige Stunden breite Küstenebene zusammengedrängt und lebten in beständiger Furcht vor den Überfällen der stärkeren Angoni. Gelernt hatten sie durch ihre vergangenen und gegenwärtigen Nöte nichts, sie waren auch genau so zersplittert, genau so eifersüchtig auf einander, genau so kurzsichtig wie früher. Um sich eine Vorstellung von der Lage der Dinge zu machen, stelle man sich ein Ländchen vor, etwa von der Größe eines kleinen thüringischen Fürstentums, so groß ist etwa das Land der Atonga; die Dörfer liegen dicht bei einander, alle etwa 300—1000 Seelen stark. Jedes einzelne Dorf bildet ein besonderes Reich, hat seinen besonderen Häuptling, verfolgt seine besondere Politik und hat seine besondern Kriege. Es ist noch nicht gezählt worden, wieviel selbständige „souveräne" Atonga „Könige" in dem kleinen Ländchen um Bandawe her wohnen. Mehr als ein Dutzend werden gelegentlich in den Missionsberichten erwähnt. Wie da politisiert wird, davon nur ein Beispiel. In Chimbanos Dorf ist ein Mann gestorben. Er soll verhext sein. Wer ist der Attentäter? Der Vater des Verstorbenen rät auf die Missionare, weil der Tote einmal Zeug aus dem Missionsladen gestohlen hat. Als ihn darüber seine Freunde auslachen, fällt ihm ein, daß sein Sohn sich einmal mit einem Manne aus dem Dorfe seines Nachbarn Marenga gezankt und ihn derb geschlagen hat. Offenbar ist's der gewesen. Er macht sich auf nach Marengas Dorf und zieht den Betreffenden zur Rede. Der leugnet natürlich. Der Ankläger beruhigt sich dabei nicht. Der Mann soll seine Unschuld dadurch erweisen, daß er den Giftbecher, muave, trinkt. Giebt er das Gift wieder von sich, so ist er nach den Grundsätzen heidnischer Justiz unschuldig. Der Angeklagte willigt ein. Muave wird gebracht; er trinkt und speit es aus. Er ist also unschuldig. Wer hat aber denn den Toten behext? Der Vater sinnt nach. Es muß der Bruder dessen gewesen, der muave getrunken hat. Der Vater macht sich zum zweiten Male nach Marengas Dorf auf, um den nichtsahnenden Bruder zur Rede zu setzen. Der ist empört über den ungerechten Vorwurf, er solle ein Giftmischer sein und ruft seine Gefährten zusammen, um den Leuten aus Chimbanos Dorf handgreiflich die Ungerechtigkeit ihrer Anklage zu beweisen. Es kommt zu einer Schlägerei. Einer von Chimbanos Leuten wird mit einem Pfeil verwundet; einem aus Marengas Dorfe wird mit einer Keule der Schädel eingeschlagen. Daraufhin erklärt Marenga den Krieg an Chimbano, wahrscheinlich wegen „Landfriedensbruch." Gesandtschaften durchziehen das Atongaland, um Bundesgenossen zu werben, sei es für Marenga oder für Chimbano. Heute kommen die Gesandten Chimbanos mit einem feisten Ochsen auf dem Missionsgehöft an, um die Missionare auf ihre Seite zu ziehen. Morgen kommt Marenga selbst und beansprucht unter Hinweis auf seine bewährte Freundschaft die energische Unterstützung der Weißen. Natürlich werden beide Teile abgewiesen, es wird ihnen geraten, ein

großes mrando, eine öffentliche Volksversammlung, zu veranstalten, um die Sache gütlich beizulegen. Das mrando findet statt, einen ganzen Tag vom frühen Morgen bis zum späten Abend wird hin und her geredet, aber keiner will nachgeben. Die Waffen müssen entscheiden. Es kommt zur „Schlacht" zwischen beiden Dörfern. Der Missionar hat hernach die Not, die Wunden wieder zu flicken und die Kugeln herauszunehmen. Und die Leute von Marenga und Chimbano können sich beide freuen, wenn nicht, während sie sich zanken, die Angoni von den Bergen herabsteigen und ihre Dörfer verbrennen und sie allesamt in die Sklaverei fortführen. Das ist nicht etwa eine außergewöhnliche Verwickelung; nein, solche Stammesfehden sind dem Afrikaner gewöhnlich, wie uns Sturm und Unwetter; man kann noch einen Schritt weitergehen, sie sind ihm fast notwendig, wie das tägliche Brot. Kein Jahr vergeht ohne Krieg! Das ist eine Seite afrikanischer Politik, von der wir, Gott sei Dank, uns kaum eine Vorstellung machen können. Aber man kann es verstehen, wie ermüdend diese beständigen Quengeleien der Atonga unter einander und die jedes höheren Zweckes entbehrenden Räubereien der Angoni für die Missionare und wie störend für die Missionsarbeit sein mußten.

Trotz aller dieser und ähnlicher Schwierigkeiten hat sich die Mission in Bandawe während dieses Zeitraumes fest eingewurzelt. Von dem größten Werte war dazu außer der ärztlichen Hülfe, welche in jedem Jahre von Tausenden in Anspruch genommen wurde, die Schularbeit, auf welche die Schotten in aller ihrer Missionsarbeit besonders Gewicht legen. In den ersten Jahren hatte freilich die Schule in Bandawe mit denselben Schwierigkeiten zu kämpfen, wie ehedem in Livingstonia. Bei dem Mangel jeglichen Schulzwanges kamen die Kinder sehr unregelmäßig, und es gehörte eine wahrhaft unerschöpfliche Geduld des Lehrers Smith dazu, trotzdem zu den Kindern immer so freundlich zu sein, daß er ihnen den Aufenthalt in der Schule angenehm und erstrebenswert machte. Wir erwähnten schon, daß die Schotten grundsätzlich die Kinder nicht durch Geschenke anlockten, so nahe ihnen auch die Versuchung trat. Denn die Atonga, alte wie junge, sahen in der That das Lernen in der Schule für eine Arbeit an, die bezahlt werden müsse. Die Schotten wollten aber in dem Volke das Bewußtsein wecken, daß Lernen an sich etwas Ehrenvolles sei. So erfanden sie ein sinnvolles System der Anreizung und Belohnung, welches sich wirksam erwiesen hat. Von Zeit zu Zeit wurde Schulexamen abgehalten; dann erhielten die regelmäßigsten Besucher und die fortgeschrittensten Kinder kleine Preise. Als einige über die Anfangsgründe des Abc hinaus waren, wurden Klassen gebildet und die Versetzung eingeführt. In der untersten Klasse wurde das Abc und die Fiebel traktiert. Hier blieben die meisten Kinder sitzen. In der zweiten Klasse kam das Lesebuch an die Reihe; und eine besondere Ehre war es, in der dritten Klasse zur heiligen Schrift zugelassen zu werden. Woher bekamen sie aber ihre Schulbücher? Sie wurden ihnen nicht geschenkt, sondern zu sehr ermäßigten Preisen verkauft. Es wurde ihnen Gelegenheit geboten, im Laden oder im Garten sich nützlich zu machen; da verdienten sie ein paar Groschen. Dafür konnten sie ein Lesebuch oder ein Evangelium

kaufen. Die Besten aber und Fleißigsten wurden zu Monitoren angestellt, sie hatten die Aufsicht über die Gruppen der untersten Klasse und mußten nach Kräften beim Unterricht aushelfen. Dafür bekamen sie ein regelmäßiges Gehalt, — monatlich eine Mark, in ihren Augen eine ganz erhebliche Summe. Regelmäßigkeit im Schulbesuch ließ sich dadurch nicht so bald erzielen, aber wenn von den 380 Kindern, die in die Liste eingetragen waren, durchschnittlich täglich 283 erschienen, so war das für einen weißen Lehrer trotz seiner schwarzen Gehülfen fast mehr, als er leisten konnte. Und daß doch auch viele von den Kindern mit Ernst und Eifer lernten, dafür nur ein Beispiel. Missionar Croß erzählt in einem Brief vom 12. Dezember 1885: „Ich gehe abends 8 Uhr in die Schule; da sehe ich beim trüben Scheine eines dünnen Talglichtes um den rohen Tisch herum ein Dutzend Knaben gedrängt, herabgebeugt auf ihre Bücher. Ein vernehmliches Summen füllt das Haus. Ich frage die Kinder aus und erfahre, drei von ihnen sind Söhne von Häuptlingen, die übrigen nur Sklaven. Ich sehe in ihre Bücher. Sie sind fast gänzlich zerlesen. Ich sehe genauer zu und finde, die meisten unter ihnen lernen ein Kapitel im Chinyanja Neuen Testament, ihre Schulaufgabe für morgen. Bei solchen Erfahrungen gebührt uns, denke ich, Gott zu danken und Mut zu fassen."

Wie hoch der Wert der Schule von einigen einsichtigen Häuptlingen geschätzt wurde, erhellt am meisten daraus, daß sich zwei derselben, Marenga und Fuka, willig finden ließen, auf ihre eigenen Kosten in ihren Dörfern Schulhäuser zu errichten. Fukas Schulhaus wurde leider gerade, als es eingeweiht werden sollte, von den Angoni auf einem Raubzug eingeäschert; und sich zum zweiten Mal der Arbeit und den Kosten zu unterziehen, hatte Fuka keine Lust. Aber in Marengas Dorfe bildete sich schnell eine ordentliche Schule mit 35 und mehr Schülern, welche von eingeborenen Christen als Lehrern zur Zufriedenheit der Missionare versehen wurde.

Die Schularbeit machte dem Evangelium Bahn in den Herzen. Aber das Evangelium selbst wurde auch gesucht und gewürdigt. Es ist eine auf dem Missionsfelde sich häufig wiederholende Erscheinung, daß, wo nur erst christliches Verständnis zu dämmern beginnt, der Kirchenbesuch ein ganz außerordentlich guter ist. In Bandawe kamen zu den Hauptgottesdiensten Scharen von Volk. Die Schulkirche war auf vierhundert Besucher eingerichtet. Selten war sie nicht gedrängt voll. Gewöhnlich kauerten auch noch unter der Veranda Hunderte von aufmerksamen Zuhörern. Ja, es kam vor, daß an Sonntag-Vormittagen 2000 und noch darüber zur Station und zur Kirche kamen. Auch bei den Sonntag-Nachmittags-Ausflügen in die umliegenden Dörfer war die Beteiligung an den gottesdienstlichen Versammlungen eine sehr rege. Wenn sich der Missionar unter einem schattigen Baume niedergelassen hatte und die ihn begleitenden Schulkinder ihren Gesang erschallen ließen, versammelten sich schnell 40 bis 50 ja selbst 100 und mehr Zuhörer um ihn. Und in das Vaterunser am Schluß stimmten alle ohne Unterschied, Christen und Heiden, andächtig ein. Es war von dem größten Wert für die Missionsarbeit, daß

Dr. Laws im Jahre 1883 die Übersetzung des Neuen Testaments in Chinyanja vollendete. Denn die meisten Atonga, die überhaupt lesen konnten, verstanden auch diese Sprache und konnten nun selbständig in der Schrift forschen.

Die ersten Früchte sollten dieser treuen Evangelisten-Arbeit nicht fehlen. Im Jahre 1881 wurde der Erstling, Albert Namalambe, getauft; im Jahre 1882 folgten ihm 4 Jünglinge und im Jahre 1883 abermals 2 Jünglinge und 2 junge Frauen. So war am Ende dieses Abschnitts ein kleines Gemeindlein von 9 Heidenchristen gesammelt. Das war ja eine kleine Ernte nach so langer und treuer Aussaat. Aber die Freischotten waren sehr vorsichtig in der Zulassung zur Taufe und wollten erst die Kraft des neuen Lebens in einem neuen Wandel wirksam sehen. Und sie haben auch die Freude gehabt, daß, soweit uns die sehr eingehenden Missionsberichte erzählen, sich keiner der Getauften seines Christennamens unwürdig erwiesen hat. Von mehreren unter ihnen wird sogar mit großer Hochachtung gesprochen. Erwähnt sei hier nur das überaus ehrenvolle Zeugnis, welches der Professor der Naturwissenschaften Drummond einem der Getauften, Karl Mulu ausgestellt hat: „Ich kann nur sagen, ich habe nie gesehen, daß Mulu je durch Wort oder That sein Christentum in Unehre gebracht hätte. Er konnte weder lesen noch schreiben, und sein Englisch bestand aus ein paar Dutzend Worten; bis vor sieben Jahren hatte er nie einen Weißen gesehen, aber ich konnte ihm alles anvertrauen. Er war nicht „fromm", was man so fromm nennt, und er war durchaus kein Genie, er war ein einfältiger Schwarzer, aber er that seine Pflicht und hat mir nie eine Unwahrheit gesagt. Als wir zum erstenmal in der Wildnis lagerten, und die meisten sich zur Ruhe begeben hatten, erinnere ich mich, daß ein leises Reden mich weckte. Ich stand auf und schaute durch die Zeltvorhänge. Es war heller Mondschein, auf der Erde knieten ein paar Schwarze, und Mulu in ihrer Mitte sprach ein Abendgebet. Seither geschieht das jeden Abend, mag der Tagesmarsch noch so ermüdend sein." (Drummond, Inner-Afrika 115.)

Ein gutes Zeugnis dafür, wie tief das Christentum bei den jungen Christen Wurzel geschlagen hatte, war auch dies, daß es Dr. Laws schon damals gelang, sie zu aktiver Missionsarbeit willig zu machen. Es verstand sich für sie von selbst, daß sie an den Predigt-Ausflügen des Sonntags sich zu beteiligen hatten; bald zogen sie allein aus und hielten auf eigene Hand Gottesdienste in den Dörfern. Dr. Laws leitete sie noch einen Schritt weiter. Er veranlaßte sie, durch wöchentliche Sammlungen einem aus ihrer Mitte, dem Karl Konde, der in Livingstonia stationiert war, ein kleines Gehalt zu geben und es ihm dadurch zu ermöglichen, einige Wochentage ganz den Predigtreisen in die weitere Umgegend zu widmen. Handelte es sich auch nur um monatlich zwei Mark, so war es doch für diese armen Jünglinge, die sich ihr täglich Brot durch Arbeit verdienen mußten, aller Ehren wert, daß sie diese Beiträge länger als ein Jahr aufbrachten.

L i v i n g s t o n i a, die ehemalige Hauptstation, wurde seit der Verlegung des Hauptquartiers nach Bandawe als Außenstation behandelt.

Es wird nicht Wunder nehmen, daß die Missionsarbeit an diesem von Bandawe dreißig Meilen entfernten Orte nicht mehr mit demselben Eifer, wie bisher weiter getrieben wurde, mußte sie doch ganz in die Hände von Eingeborenen gelegt werden. Jedoch thaten die Missionare ihr Mögliches, nicht allein die Gebäude und Grundstücke in ordentlichem Zustande zu erhalten, sondern auch für regelmäßigen Schulunterricht und für geordnete Gottesdienste zu sorgen. Seit 1884 hatte die Außenstation an Albert Namalambe einen recht tüchtigen Vorsteher und an Karl Konde einen zuverlässigen Gehülfen erhalten. Die Schule war gegen früher zurückgegangen; doch wurde sie auch jetzt noch von mehr als 30 Kindern besucht.*)

Gleich bei der Anlegung der Station Bandawe war die Gründung einer Außenstation bei Mombera oben auf den Bergen mit ins Auge gefaßt. Schon im Frühjahr 1882 wurde der Plan ausgeführt. Nachdem im Januar der Kaffernchrist Wilhelm Koyi nochmals bei den Angoni angefragt und ihre Zustimmung zu der Anstellung eines Missionars in ihrem Lande eingeholt hatte, zog im April Dr. Laws mit Wilhelm Koyi hinauf, um in feierlicher Audienz Mombera, dem Oberhäuptling der Angoni, seinen Landsmann Koyi als seinen Missionar vorzustellen. Die Mission dort oben unter den Angoni hat sich so eigenartig entwickelt, daß wir etwas länger dabei verweilen müssen.

Wir wissen bereits (vgl. S. 28 ff.), daß die Angoni ein nach vielen Irrfahrten hierher verschlagener Bruchteil der Zulu-Kaffern sind, der zwar in Sprache und Sitte viel von den Völkern angenommen hatte, welche es sich durch Unterwerfung und Zwischenheiraten einverleibte, aber doch die kriegerische Wildheit und Beutegier der Zulus zäh bewahrte. Wir haben schon gehört, wie weitverbreitet und gewaltig die Furcht vor ihnen im Lande war, nicht nur bei den Atonga gerade unter ihnen am See, sondern auch bei den Chungu und Konde im Norden und bei den Adjawa und Mangandja im Süden. Ihr Name war für alle andern Völker der Inbegriff alles Schrecklichen. So zogen auch die Missionare zu ihnen mit ähnlichen Gefühlen hinauf, wie man etwa in eine Löwenhöhle eintritt. Zu ihrer Überraschung machten sie bald die Entdeckung, daß die wirkliche Macht der Angoni in gar keinem Verhältnis zu ihrem Ansehen stand. Sie waren unter sich eben so zerspalten und uneins, wie die schwächeren Seevölker. Allerdings war Mombera Oberhäuptling, aber auch abgesehen von den Bruchteilen des Volkes, die sich im Süden seinem Scepter gänzlich entzogen hatten, war es offenes Geheimnis, daß sein Bruder und wahrscheinlicher Erbe Mtwaro im Begriffe stand, sich mit dem größeren Teile des Volke von ihm zu trennen. Trotz dieses innern Zwiespaltes war Mombera durch Stammessitte bei allen wichtigen Entscheidungen gebunden, die Meinung

---

*) Es hat mich überrascht, trotzdem mich aus den Missionsberichten zu überzeugen, daß nicht allein jene 9 Erstlinge, von denen wir eben sprachen, sondern auch von den in späteren Jahren Bekehrten fast die Hälfte aus Livingstonia stammten. Sie waren dort mit der Mission in Berührung gekommen, hatten das Evangelium lieb gewonnen und waren mit den Missionaren nach Bandawe übergesiedelt. Die in Livingstonia gesäete Saat ging in Bandawe auf.

aller Unterhäuptlinge einzuholen; fiel deren Beschluß gegen seine Wünsche aus, so konnte er nichts durchsetzen. Und doch hatte er auf der andern Seite nicht die Macht, ohne seine Zustimmung unternommene Raubzüge zu untersagen, oder jemand durch die Autorität seines Namens vor Kränkung und Schädigung zu schützen. Diese Machtlosigkeit des Oberhäuptlings und die kriegerische Wildheit des Volkes stellten sich als zwei so empfindliche Hindernisse der Missionsarbeit heraus, daß es dagegen kaum in Anschlag kam, daß sich Wilhelm Koyi ohne weiteres mit ihnen verständigen und ihnen aus der Kaffer-Bibel ohne zu große Schwierigkeiten vorlesen konnte. War eine neue Sprache hier nicht zu ergründen, so saß ein um so zäherer Widerstand im Volkstum.

Wilhelm Koyi sollte das vom ersten Tage an erfahren. Es war sein Wunsch, sobald als möglich neben der Predigt-Arbeit des Sonntags die Schularbeit in der Woche in Angriff zu nehmen. Aber so sehr er sich auch bemühte, die Erlaubnis dazu zu erlangen, und so hartnäckig Dr. Laws und die andern Missionare bei jedem Besuch im Angoni-Lande die Schulfrage wieder zur Verhandlung brachten, die Ratsversammlung war unerbittlich in der Verweigerung. Was konnten sie nur dagegen haben, daß ihre Kinder unterrichtet würden? Ihre Einwendungen waren stets dieselben: Euer Buch verbietet uns zu rauben und zu morden. Wenn unsere Kinder das Buch lernen, dann dürfen sie nicht mehr, wie ihre Väter, auf Raubzüge ziehen. Dann werden sie feige und kriegsuntüchtig, wie unser Landsmann Koyi. Das Wissen wird sie aufblähen, und sie werden ihren Eltern nicht mehr gehorchen. Die Missionare mochten dagegen sagen, was sie wollten, sie konnten nicht in Abrede stellen, daß Rauben und Morden mit dem Christentum unvereinbar sei; das genügte den Angoni, um bei ihrer Weigerung zu bleiben. Sie kamen aber den Missionaren entgegen, sie machten den Vorschlag: Erlaubt uns noch einmal einen großen Raubzug zu unternehmen, und betet für uns, daß wir recht viel Korn, Zeug und Sklaven erbeuten, dann wollen wir alle unsere Kinder zu euch in die Schule schicken. Natürlich konnten die Missionare darauf nicht eingehen, das war mehr als sie Macht und Recht hatten zu erlauben. So blieb noch ein Ausweg, Mombera machte den Vorschlag, er als das Oberhaupt des Volkes müsse zuerst gelehrt werden; er wolle dann die Lehre prüfen, und wenn er sie für gut befinde, selbst die Kinder lehren. Die Missionare wußten nicht, ob der Vorschlag Scherz oder Ernst war; jedenfalls versuchten sie, Mombera bei seinen Besuchen in ihrem Hause das Abc zu lehren. Wenn nur der vornehme Herr Ausdauer gehabt hätte! Aber wenn sie beim zweiten oder dritten Buchstaben anlangten, war er müde: „Laß genug sein für heute, Lehrer", oder er unterbrach ihn einfach mit der mit unerbittlicher Regelmäßigkeit wiederkehrenden Forderung: „Gieb mir Zeug, Lehrer, gieb, gieb!" Überhaupt überstieg die Bettelhaftigkeit der Angoni, der Reichen wie der Armen, der Häuptlinge wie der Sklaven, jede Beschreibung. Ein Angoni sagte einmal ganz recht: „Wenn alles Gras auf unsern Bergen Kaliko würde, und wir uns nur zu bücken brauchten, um so viel aufzunehmen, als uns beliebte, dann erst würden die Angoni zufrieden sein."

Also zur Schularbeit wurde die Erlaubnis hartnäckig verweigert. Wilhelm Koyi mußte zufrieden sein, daß ihm wenigstens das Predigen nicht verboten wurde. Koyi war, wie wir schon erwähnten, ein Kaffernjüngling, er hatte seine Ausbildung in Lovedale, dem berühmten schottischen Erziehungs-Institute in Britisch-Kafferland, erhalten. Vorsteher dieses Instituts war Dr. J. Stewart, der die Livingstonia-Mission ins Leben gerufen und vorübergehend ihr Leiter gewesen war. Er vertrat den Grundsatz, daß die Kaffern Süd-Afrikas in erster Linie berufen seien, ihren Stammesgenossen in Central-Afrika das Evangelium zu bringen, und sandte deshalb außer diesem Koyi noch mehrere Kaffernjünglinge an den Nyassa. Einige derselben haben sich gut bewährt; keiner aber hat so wertvolle Arbeit geleistet als Koyi.

Wilhelm Koyi baute sich eine einfache Grashütte etwa eine halbe Stunde von Momberas Dorf und fing in aller Bescheidenheit und Geduld an, das Evangelium zu predigen. Sonntags hielt er an drei Orten Predigtgottesdienste, außerdem Mittwoch und Sonntag Abend die üblichen Gebetsversammlungen in kleinerem Kreise. Alle Versammlungen wurden leidlich gut besucht; auch zu den Abendversammlungen, bei denen anfangs nur Knechte zugegen waren, kam später allerlei Volk. Die Missionsleitung in Schottland hielt Koyis Anfänge für hoffnungsvoll genug, um die festere Begründung und Ausdehnung des Werkes zu betreiben. Dem Koyi wurde ein anderer Nationalhelfer, Georg Williams, zur Seite gestellt. An Stelle der verfallenen Grashütte wurde ein Backsteinhaus aufgeführt mit Thüren, Fenstern, Schlössern, Tischen und Stühlen, ein Wunderwerk in den Augen der Angoni. Endlich wurde im Jahre 1885 ein ärztlicher Missionar, Dr. Elmslie, angestellt, um durch die unentgeltlich angebotene ärztliche Hülfe in weiterem Kreise Boden zu gewinnen.

Was war nun durch die treue Geduldsarbeit Koyis in vier Jahren erreicht? Erstens war weithin das anfängliche Mißtrauen und die abergläubische Furcht beseitigt. Die umwohnenden Häuptlinge, Mombera voran, hätten ihrerseits gern die Erlaubnis zur Eröffnung der Schule gegeben; nur konnten sie einstweilen im Rat der Häuptlinge nicht durchdringen. Zweitens war durch die aufdämmernde Erkenntnis des göttlichen Willens das Gewissen der Angoni geweckt; sie sahen ein, daß ihr Rauben und Morden unsittlich sei, und hatten Respekt genug vor den Lehrern, um nach Kräften diese Unternehmungen vor ihren Augen zu verbergen. Drittens gab es wenigstens schon drei Jünglinge, in deren Herzen die Wahrheit des Evangeliums Wurzel gefaßt hatte, und die genug zur Taufe gefördert waren, wenn sie nur in ihrem Leben hätten deutliche Beweise der Selbstverleugnung und des Zeugenmutes geben wollen.

Wir wenden uns nach Norden zu der letzten Station der Freischotten, Mweni Wanda. Unter den drei Erzeugnissen, welche diese Mission aus ihrem ersten Abschnitt in den zweiten überführten, erwähnten wir anfangs als das Dritte die Anlegung der Stevenson-Straße zwischen den beiden Seen Nyassa und Tanganyika. Das ging

so zu: Bei seinen Forschungsreisen war der Ingenieur James Stewart im besonderen Auftrage seines Komitees*) bis an den Tanganyika-See vorgedrungen. Er entdeckte dabei, daß die 42 Meilen zwischen dem Nordende des Nyassa und dem Südende des Tanganyika durch ein weit ausgedehntes Hochplateau von 4—6000 Fuß Höhe ausgefüllt wurden. Vom Nyassa-See führte ein schroffer Anstieg auf die Höhe, dann ging es fast 30 Meilen ohne erhebliche Bodenanschwellungen fort, und endlich zum Tanganyika in bequemem Abstieg hinab. Der uns schon bekannte, edle und unternehmungslustige Kaufmann James Stevenson in Glasgow hatte nicht sobald von diesen Entdeckungen gehört, als er der schottischen Freikirche folgendes großartige Anerbieten machte: Er versprach 80 000 Mark unter drei Bedingungen: 1) solle die Mission den Ingenieur Stewart beauftragen, über dieses Hochplateau eine Wagenfahrstraße zu erbauen; 2) sollten die Schotten am Ostende der neuen Straße und 3) die am Tanganyika arbeitende Londoner Missionsgesellschaft am Westende eine neue Missionsstation anlegen.

Die Freischotten gingen auf das Anerbieten ein, und James Stewart machte sich mit gewohntem Feuer und praktischem Geschick an seine Ausführung. Es war eine ganz neue Erscheinung in Afrika, daß Hunderte von Arbeitern unter der Leitung einiger wenigen Weißen mit Hacke, Brecheisen und Spaten beschäftigt wurden, um Felsen aus dem Wege zu räumen, Hügel abzutragen, Schluchten auszufüllen, Bäche zu überbrücken und dergl. mehr. Aber die Schwarzen zeigten sich bei der ungewohnten Arbeit anstellig, und einen Zwischenfall — die Ermordung einiger Arbeiter durch einen feindlichen Häuptling — abgerechnet, schritt das Werk rüstig vorwärts. Zehn Meilen landeinwärts vom See steckte Stewart auf der Höhe des Plateaus die Lage für die neue Missionsstation der Freischotten im Gebiet des kleinen Häuptlings Mweni Wanda ab. Er baute ein vorläufiges Haus, das etwa zwei oder drei Jahre zu halten bestimmt war, legte ein Gärtchen rings umher an, pflanzte Erbsen und Bohnen, Stachelbeeren und Fruchtbäumchen und leitete ein nicht fern vorüberfließendes Bächlein zur Bewässerung mitten hindurch. Die ganze Anlage auf der luftigen Höhe, auf einer Seite reizend umgrenzt durch einen dichtbewaldeten Hügel, auf den drei andern Seiten mit unbeschränktem Ausblick in weite Fernen, zeugte von dem liebevollen Missionssinn ihres Erbauers.

Leider war es James Stewart nicht vergönnt, die Stevensonstraße zu vollenden. Er wurde im Sommer 1883 ganz plötzlich vom Fieber hinweggerafft. Als auch sein Nachfolger Mac Ewan nach kaum einjährigem Aufenthalt im Lande dem Klimafieber erlag, blieb die Arbeit liegen. Das wichtigste Stück des Wegs, der Anstieg zur Tanganyika-

*) Von den Londoner Missionaren am Tanganyika war seit länger als Jahresfrist keine Nachricht eingetroffen, und in London machte man sich um sie die ernstlichsten Besorgnisse. Da erhielt J. Stewart von seinem Komitee den Auftrag, von Südosten her sich mit den Verschollenen in Verbindung zu setzen, und durch seine Vermittelung traten die Londoner Missionare wieder in geordneten Verkehr mit der Außenwelt.

Hochebene war vollendet, der übrige Teil der Straße bot keine so erheblichen Schwierigkeiten, daß man sich nicht auch ohne besondere Fahrstraße behelfen konnte.

In das fertige Missionarshaus in Mweni Wanda zog im Spätherbst 1883 der neuausgesandte Missionar Alexander Bain. Er hatte die beiden ersten Jahre bis zum Ende des uns hier beschäftigenden Abschnitts alle Hände voll zu thun, um sich in die sehr schwierigen Verhältnisse einzuleben und die fremde, von den im Süden am See üblichen ganz verschiedene Sprache einzuleben. Was nämlich auf den Landkarten als Uchungu oder Choongu bezeichnet wird, ist kein einheitliches Volk. Die ursprünglichen Bewohner des Landes waren Konde gewesen; dazu waren aber vor 60 Jahren zahlreiche Scharen aus der Landschaft Fipa, zwischen Tanganyika und Leopold-See, eingewandert, und noch später waren andere von den Ufern des Chambezi, des Quellflusses des Kongo, der nur wenige Stunden südlich von hier entspringt, hinzugekommen. Obendrein hatten in diesem Völkergemisch die Araber ziemlich großen Einfluß gewonnen. Da kam dem jungen Missionar sein Sprachtalent ausgezeichnet zu statten; er lernte ziemlich schnell die Konde-, Chungu- und Suaheli-Sprache und zog mit seinen neu gewonnenen Kenntnissen im Lande umher, nicht allein um selbst Land und Leute kennen zu lernen, sondern auch um sich überall als den Boten des Wortes Gottes vorzustellen. Zu einer regelrechten Missionsarbeit, außer ein wenig Schule und den Sonntagsgottesdiensten, konnte es in diesen beiden Jahren um so weniger kommen, als die ganze Station neu aufgebaut werden sollte, und Bain noch nicht mit sich im klaren war, ob er sie nicht zwei Stunden weiter landeinwärts verlegen sollte.

Überblicken wir die Gesamtentwickelung der Mission in dem Jahrzehnt 1875—85, so ist sie eine glänzende zu nennen; waren am Anfange erhebliche Schwierigkeiten zu überwinden, so drang doch die Mission mit unwiderstehlicher Kraft vor. Am 12. Oktober 1885, am zehnten Jahrestage der Einfahrt der Ilala in den Nyassa-See, war das ganze Westufer des Sees in den Bereich der Missionsarbeit gezogen: Livingstonia im Süden, Bandawe in der Mitte, Mweni Wanda im Norden und Mombera auf den Hügeln des Westens waren die Leuchter, von denen das Licht des Evangeliums mit starkem Glanze hinauszustrahlen begonnen hatte. Bandawe aber war der Mittelpunkt, gleichsam das Herz des Missionswerkes. Hier wurden alle wichtigen Entschlüsse gefaßt, hier hatte sich die Mission am festesten eingewurzelt, hier hatte sie ihre ersten, Hoffnung erweckenden Früchte gezeitigt.

Wir werfen zum Schluß dieses Abschnitts noch einen Blick auf die Afrikanische Seen-Gesellschaft. Sie war dazu gegründet, um der Missionsarbeit die Wege zu bahnen und sie zu unterstützen. Sie bildete sich in diesem Zeitraum zu einer rechten Hülfe der Mission aus. Hatten schon früher die Freischotten ihr die Einführung eines gesetzmäßigen Handels überlassen, so wälzten sie jetzt noch weitere Lasten auf ihre leistungsfähigen Schultern. Die Unterhaltung eines Dampfers auf dem Nyassa war für die Mission eine große Last, für die Seen-

gesellschaft aber eine Lebensfrage. So war es eine beiden Teilen erwünschte Lösung, als im Jahre 1882 die Jlala aus dem Besitz der Missionsgesellschaft in den der Seengesellschaft überging. Auch der Transport aller Waaren der Mission von Kilimane aus und die Beförderung der Missionsgeschwister wurde in die Hände der Handelsgesellschaft gelegt. Leicht hatte es dieselbe darum nicht. Verschiedene Zwischenfälle fügten ihr den empfindlichsten Schaden zu. Einmal ermordete ein englischer Kaufmann Fenwick einen der Makololo-Herrn, welche den Mittellauf des Schire inne hatten, und erbitterte dies Volk so sehr gegen alle Engländer, daß sie den Dampfer der Seengesellschaft ausraubten und versenkten und ein Vierteljahr jeden Durchzug durch ihr Gebiet unmöglich machten. Nur mit großen Kosten und vieler Geduld konnte ihr Zorn wieder besänftigt werden; und viele Mühe kostete es weiter, um die Lady-Nyassa vom Boden des Schire wieder heraufzuholen und fahrbar zu machen. Kaum war dies Unwetter verzogen, da ballte sich an einer andern Stelle ein neues zusammen. Die Machinjiri, welche den Unterlauf des Schire-Flusses beherrschen, empörten sich gegen die Portugiesen und dehnten ihre Feindseligkeiten auch auf alle Schotten und Engländer aus. Verschiedene Faktoreien der Handelsgesellschaft wurden überfallen und ausgeplündert, und nicht nur ein bedeutendes Kapital der schottischen Kaufleute, sondern auch wertvolle, zum Teil unersetzliche Ballen der Mission gingen in diesen Wirren verloren. Aber trotz dieser Zwischenfälle dehnte sich der Einfluß der afrikanischen Seengesellschaft bedeutend aus, und war sie zuerst eine dienende Magd der Mission, so wurde sie jetzt eine gleichberechtigte Schwester. Wurde doch zum Schutz der englischen Interessen am Nyassa sogar ein eigener Konsul*) ernannt und in Blantyre stationiert. Welchen Aufschwung der Handel mit den Eingeborenen gewonnen hatte, erhellt daraus, daß bis Ende 1885 an dieselben verkauft waren 500 000 Ellen Kattun, 500 Centner Perlen, 140 Centner Seife, bedeutende Mengen Kupferdraht, Eisenwaren u. s. w. Eingekauft war besonders an Elfenbein so viel, daß die Kosten der Handelsunternehmung einigermaßen gedeckt wurden. Wurden irgendwo Überschüsse erzielt, so wurden sie zur weiteren Ausdehnung des Unternehmens verwandt.

Mission und Handel hatten sich festgewurzelt im Lande. Waren sie widerstandsfähig genug, um einem starken Sturme zu trotzen? Sie sollten auf die Probe nicht lange warten; schon zog sich unvermerkt ein neues, schweres Unwetter zusammen, welches Mission und Handel zugleich, ja allen europäischen Einfluß aus den Nyassa-Ländern auszutilgen drohte.

---

*) Konsul Forte starb leider sehr bald nach seiner Ankunft in Central-Afrika. Sein Nachfolger Hawkes ließ sich in Zomba nieder.

## Abenteuer mit den Sklavenhändlern.

Schon im Sommer 1887 bemerkten die schottischen Missionare auf den südlicher gelegenen Stationen unter den Angoni, daß die Araber sich gewaltig regten. Araber waren es ja freilich nicht, sondern Küstenleute aus den Gegenden von Sansibar, Suaheli, welche äußerlich den mohammedanischen Glauben und die arabische Kleidung angenommen hatten, und nun ihre Überlegenheit über alle speerbewaffneten Afrikaner durch ihre Flinten und Pulvervorräte dazu benutzten, über die Wehrlosen herzufallen, ihre Dörfer zu verbrennen, ihre Männer hinzuschlachten und ihre Weiber und Kinder in die Sklaverei zu verkaufen. Diese „Araber" sind die Plage Afrikas, und wehe dem unglücklichen Volke, das sie sich zum Schlachtopfer erlesen haben. Damals schwirrten also Gerüchte durch die Nyassa-Länder, daß die Araber im Begriff seien, die ganze Ebene zwischen dem Nyassa und Tanganyika zu erobern; die Angoni fürchteten sich zumeist, denn sie lebten in Feindschaft mit ihnen und erwarteten, daß ihr Land von den fremden Horden überschwemmt würde. Auch noch weiter aus dem Süden kamen bedenkliche Nachrichten. Jumbe, der Häuptling von Kotakota, Herrscher des Landes Marimba, war zwar Araber, hatte sich aber bis dahin freundlich zu der Mission und zu dem schottischen Handel gestellt. Nun aber siedelte sich im Süden seines Landes ein gefürchteter Araber, Namens Selim ben Nasir am Berge Tsenga an und machte sein stark befestigtes Dorf zum Mittelpunkt der arabischen Umtriebe. Auch auf dem Ostufer regte es sich; da war Makanjira von jeher ein eifriger Sklavenhändler gewesen. Eine Zeitlang hatte er aus Furcht vor den Engländern sich zurückhalten müssen; jetzt aber hielt er den Augenblick günstig, den schwunghaften Handel in großem Maßstabe wieder aufzunehmen.

So zogen sich von allen Seiten Wetterwolken über den Ansiedelungen der Weißen zusammen. Die Schotten waren sich dessen bewußt, daß sie der erste und wichtigste Angriffspunkt für die Araber sein würden; denn durch ihren Einfluß war eine Zeitlang der Sklavenhandel niedergehalten. So lange sie im Lande waren, mußten sie mit aller Macht dem schändlichen Treiben der Araber wehren. Gelang es den Arabern, diese Weißen aus dem Lande zu jagen, so waren sie unbestrittene Herren des Landes und konnten damit machen, was ihnen beliebte. Und wie schwach waren die Weißen! Ein gutes halbes Dutzend Missionare, etwa 20 schottische Kaufleute und 2 englische Konsuln, im ganzen noch nicht 30 Weiße; wie sollten sie sich wehren gegen die drohende Invasion der Araber!

Der Kampf kam an einer Stelle zum Ausbruch, wo man es nicht erwartet hatte. Im äußersten Norden des Nyassa-Sees liegt das Land der Wakonde. Es ist eine entzückende Ebene, umgürtet auf drei Seiten von himmelanstrebenden Bergen, auf der vierten umspült von den purpurblauen Wellen des Nyassa-Sees. Weithin durch das Land ziehen sich saftig grüne Bananenhaine, der Boden trägt Reis, Hirse, Mais, Tabak und andere Produkte in reicher Fülle; drei nie versiegende Flüsse

bewässern die Äcker auch im heißesten Sommer. In diesem schönen Lande wohnt das fröhliche und strebsame Völkchen der Wakonde; ihre großen Dörfer sind Muster peinlichster Sauberkeit; ihre Häuser sind mit unverkennbarem Sinn für Schönheit und Behaglichkeit gebaut; auf ihren Weiden haben sie stattliche Rinderherden, sie fischen mit Netzen im See; sie schmieden Eisen und verfertigen Speerklingen mit erfinderischem Geschick.

Unter diesem Volke hatten sich die Araber seit einigen Jahren einzuschmuggeln und festzusetzen gewußt. Zuerst wurden sie nur geduldet, sie verhielten sich bescheiden und nahmen nichts, wofür sie nicht zahlten. Sie erwarben sich Grundbesitz von den Wakonde-Häuptlingen, deren Oberhoheit sie anerkannten. Mit der Zeit aber nahmen die Araber überhand, es kamen ihrer immer mehr, die Fuß faßten und anfingen sich zu behaupten. Einer der Eindringlinge wurde als „Sultan von Nkonde“ zum Oberbefehlshaber erhoben. Es gab Reibereien. Die Spannung wurde immer größer, und nach unzähligen Häkeleien wurde es ernst mit der Feindseligkeit, die Katastrophe wurde herbeigeführt. Vierzehn Dörfer wurden überfallen und zerstört, die meisten Einwohner wurden ermordet, der Rest in die Sklaverei verkauft.

Dies furchtbare Drama hatte sich in der unmittelbaren Nähe, ja fast unter den Augen der schottischen Faktorei Karonga abgespielt. Aber was konnte Monteith, der einzige Weiße, der sich zu der Zeit in Karonga aufhielt, thun, um diesen Greueln zu wehren? War er doch selbst auf das äußerste bedroht. Denn den Arabern war die feste Station der Weißen schon lange ein Dorn im Auge. Jetzt, wo sie die Herren im Lande waren, mußte es ihre erste Aufgabe sein, Karonga zu zerstören. Schon zogen sie ihre Heerhaufen zusammen, um Karonga zu umzingeln. Monteith übersah die Gefahr, in der er sich befand, aber er sah auch ein, welche Bedeutung es für das ganze Werk der Weißen hatte, daß Karonga in ihrem Besitz blieb. War Karonga arabisch, so war das ganze nördliche Ende des Sees der erbarmungslosen Willkür der Araber preisgegeben, dann war die Missionsstation Mweniwanda unhaltbar, dann war die ganze Straße nach dem Tanganyika, die Stevenson Road, die mit so viel Kosten und dem Opfer so teurer Leben erbaut war, verloren. Er beschloß Karonga um jeden Preis zu halten. Er sandte Boten nach Bandawe im Süden und nach Mweniwanda im Westen und bat um schleunigsten Zuzug.

Spät am Nachmittag des 5. Oktober 1887 kamen die Boten in Mweniwanda an und baten dringend, daß wenigstens einer der Missionare schleunigst nach Karonga herabkäme, da Monteith ganz allein sei und in furchtbarer Gefahr vor der drohenden Haltung der Araber. Sogleich berieten sich Croß und Bain, und es wurde beschlossen, Bain solle gehen. In derselben Nacht verließ er Mweniwanda um 10 Uhr, marschierte fast ohne Unterbrechung einen Tag und zwei Nächte, und erreichte am zweiten Morgen gerade bei Sonnenaufgang Karonga. Was er unterwegs gesehen, war ergreifend. Er hatte Leute im Walde getroffen, die ihm geklagt, daß die Araber ihren Häuptling erschlagen, ihr Hab und Gut zerstört und sie vertrieben hatten. Ein andermal

mußte er gerade durch die schlafenden Vorposten eines Araberdorfes. Dieser Gewaltmarsch rettete wahrscheinlich das Leben des Monteith; denn er war durch Übermüdung, schlaflose Nächte und Überanstrengung aufs äußerste erschöpft.

Tage der Angst folgten. Konsul O'Neil, der sich gerade auf einer wissenschaftlichen Reise am See befand, eilte, ohne an seine eigene Sicherheit zu denken, mit vier anderen Weißen herbei, und der drohende Überfall der Araber wurde dadurch verschoben, bis diese Verstärkung aus Tsenga im Süden an sich gezogen hatten. Dann aber, Anfang November, griffen sie mit zehnfach, vielleicht hundertfach überlegener Zahl die kleine Schar an. Die Schotten verteidigten sich heldenmütig, sie waren entschlossen lieber zu sterben, als sich zu ergeben; Konsul O'Neil leitete die Verteidigung. Fünf Tage und sechs Nächte waren sie ununterbrochen unter feindlichem Feuer; die Kugeln schlugen so dicht ein, daß, wenn sie sich einmal zu einer kurzen Ruhe in den Sand gelegt hatten, sie ihre Taschen ausschütteln mußten von dem Sande, den die fallenden Kugeln aufgerührt hatten. Am sechsten Tage rückte Ersatz heran. Nicol, ein Agent der schottischen Seengesellschaft, hatte die benachbarten Wakonde aufgeboten, und an 5000 Mann stark zogen sie ihren weißen Freunden zu Hülfe. Vor dieser Übermacht räumten die Araber das Feld und zogen sich zurück.

Waren so die Weißen aus der dringendsten Gefahr errettet, so war doch ihre Lage eine äußerst unsichere. Karonga liegt in der heißen, sumpfigen Niederung, welche giftige Fieberdünste ausatmet. Missionar Bain war bereits fieberkrank und mußte sich in die Berge flüchten. Die andern Schotten folgten ihm und schlugen ihr Lager am nördlichen Ufer des kleinen Flüßchens Nsessa auf. Hier stieß auch Missionar Croß zu ihnen, dessen Lage auf dem einsamen Mweniwanda unhaltbar geworden war. Was sollte aber nun werden? Sie mußten Karonga auf jeden Fall halten; denn dieser Ort war der einzige strategische Stützpunkt für sie im Norden. Sie hatten nur die Wahl, ob sie angriffsweise die Araber aus der Umgegend von Karonga vertreiben, oder ob sie, auf die Verteidigung sich beschränkend, sich in dem ungesunden Ort festsetzen sollten. Sie versuchten das erste. Nachdem ihnen Joh. Moir und Konsul Hawes Verstärkungen zugeführt hatten, wagten sie einen Angriff auf das befestigte Lager des einen Araberfürsten Mlozi. Es gelang ihnen, den Wall zu erstürmen und die Häuser in Brand zu schießen, aber Moir und Sharpe wurden nicht unbedenklich verwundet, der Angriff wurde schließlich abgeschlagen, ein Erfolg war nicht erzielt. Zum Glück stand die Regenzeit unmittelbar bevor, welche in Zentralafrika allen kriegerischen Operationen ein Ziel zu setzen pflegt. Die Weißen konnten es wagen, eine kleine Besatzung in Karonga lassend, nach dem Süden in Winterquartiere zu gehen und in Mandala die Vorbereitungen zu einem neuen Kriegszug zu treffen. Nur die beiden Missionare Croß und Bain und Monteith blieben im Norden und kehrten nach ihrer einsamen Missionsstation Mweniwanda zurück. Dort führten sie rings um das Stationsgehöft einen festen Wall auf und setzen ihr Haus derart in Stand, um vor einem feindlichen Überfall

gesichert zu sein. Nachdem dies Werk vollbracht war, brachen auch Rev. Bain, der einer Erholung dringend bedurfte, und seinen Urlaubsschein zur Reise nach Schottland schon seit Wochen in der Tasche hatte, und Monteith nach dem Süden auf. Missionar Croß blieb allein mitten in dem furchtbar aufgeregten Lande und trieb sein Friedenswerk, so gut Zeit und Umstände es erlaubten. Jeden Morgen war es ihm eine Freude, wenn seine Schüler, gegen hundert an der Zahl, durch das hohe Gras und durch die Öffnungen in dem schützenden Wall daher gekrochen kamen und mit fröhlichem Herzen ihre Tageslektionen lernten. Weit und breit war das Land von den Arabern in Besitz genommen, Karonga und Mweniwanda waren die einzigen Stützpunkte, von denen aus noch ein Widerstand gegen die Araber möglich war.

Um zu verstehen, was das für das Land zu bedeuten hatte, muß man bedenken, daß die Araber nichts weniger sind als Eroberer im gewöhnlichen Sinne. Es kam ihnen nicht darauf an, große Strecken Landes zu unterjochen, oder zahlreiche Völker zu ihren Unterthanen zu machen, sondern sie waren nur Kaufleute, und es war ihnen nur um Elfenbein und Sklaven, die einzigen lohnenden Ausfuhrartikel dieser Länder in ihren Augen, zu thun. Menschen, auch ihre Unterthanen kamen für sie nur in Frage, insoweit sie gangbare Handelsartikel waren. Ihre ganze Handlungsweise war getränkt von der Rohheit, zu welcher nur schmutziger Geiz und die lange andauernde Beschäftigung mit einem widernatürlichen Handel die menschliche Natur erniedrigen können. Das Blut erstarrt einem in den Adern, und das Herz blutet, wenn man die Geschichte der unmenschlichen Greueln liest, welche in diesem unglücklichen Lande vor den Augen der weißen Missionare und Kaufleute Tag für Tag verübt wurden. Nicht als ob die Araber damals etwa grausamer gewesen wären als anderswo und zu andern Zeiten, aber noch nie hatten Weiße und Christen Gelegenheit gehabt, so tief hineinzublicken in den Abgrund von Grausamkeit und Unmenschlichkeit, der mit diesen entsetzlichen Sklavenjagden verbunden war.

Es war noch eine verhältnismäßig milde Handlungsweise, wenn die Araber in kleinen Trupps im Walde, oder im hohen Grase versteckt, den friedlichen Eingeborenen auflauerten, die des Morgens nach ihren Gärten gingen, um zu hacken oder zu schneiden. Harmlos ziehen sie ihre Straße. Plötzlich fallen Schüsse, sie ahnen die Gefahr, die ihnen droht, sie suchen zu fliehen, aber es ist zu spät. Die Männer werden niedergeschossen, für die Frauen und Kinder sind Stricke zur Hand, wie Vieh werden sie zusammengekoppelt und von den unbarmherzigen Treibern in das nächste Araberdorf getrieben. Ihre Heimat sehen sie nie wieder. Beliebter war es, ganze Dörfer zu überfallen. In der Nacht marschierten die Rotten aus, drei, vier oder fünf Meilen weit auf versteckten Wegen. Waren sie in der Nähe des ausersehenen Dorfes angekommen, so schlichen sie sich so nahe als möglich an das in tiefstem Frieden schlafende Dorf heran. Beim ersten Morgengrauen mußten alle Vorbereitungen getroffen sein, alle Mann ihren Posten eingenommen haben. Dann, auf ein Zeichen fingen sie von allen Seiten zugleich an, in das Dorf hinein zu feuern und die Hütten in Brand zu stecken.

Erschreckt fuhren die Überfallenen aus dem Schlafe und griffen zu den Waffen; sie hatten ja nur Speere, Schild und Bogen, wie sollten sie sich verteidigen gegen die Kugeln, mit denen sie von allen Seiten überschüttet wurden? Sie versuchten, die Kette der Feinde zu durchbrechen; aber vergeblich, überall starrten ihnen die auf sie gerichteten Gewehrläufe entgegen. Sie hatten keine Wahl, als entweder im Rauch ihrer brennenden Häuser zu ersticken, oder sich den unbarmherzigen Feinden auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Dann suchten sich die Araber diejenigen aus, die ihnen für ihre Zwecke tauglich erschienen, die übrigen wurden einfach abgeschlachtet. Es war noch nicht Mittag, dann war das Werk gethan; ein rauchender Trümmerhaufen blieb dahinten, eine Schar wehklagender Weiber und Kinder zog durch den Wald dem entsetzlichen Lose der Sklaverei entgegen.

Oder wenn es den Arabern nicht gelang, ihre Schlachtopfer zu überrumpeln, wenn es diesen gelang, ihnen zu entfliehen? Dann wehe den Unglücklichen! Die Araber hatten einmal ein halbes Dutzend Dörfer um Karonga her ausgeplündert, aber die Mehrzahl der Einwohner hatten sich nach der Kambwe-Lagune gepflüchtet, einem zwei Meilen entfernten See, der von Rohr, Busch und dichtem Unterholz schützend umgeben ist. Da waren sie für die Araber unerreichbar. Unglücklicherweise war es gerade am Ende der trockenen Jahreszeit, und die Araber verfielen auf einen teuflischen Plan; sie beschlossen, das Rohr anzustecken. Vielleicht waren sie selbst zu feinfühlig, um das Feuer anzulegen, das überließen sie ihren Rugaruga, ihren feilen Dienstleuten, sie kletterten nur auf die Bäume, um sich von da aus an dem Schauspiel zu weiden und die Schlächterei zu leiten. Nun brannte das Rohr lichterloh hoch, die entsetzten Flüchtlinge suchten durch die Flammen zu entkommen, aber die Rugaruga schossen nieder und durchbohrten alles, was ihnen in die Hände kam. Andere Flüchtlinge stürzten sich ins Wasser, lieber wollten sie ertrinken oder den Krokodilen eine Beute werden, als in die Hände dieser Unmenschen fallen.

Und was wurde mit denen, die in die Araberdörfer eingebracht waren? Ihre Füße wurden zwischen meterlange Querhölzer gepreßt, die sie bei Tag und bei Nacht mit sich herumschleppen mußten; bei Nacht wurden sie außerdem mit der berüchtigten Sklavengabel gefesselt, einem acht bis zwölf Fuß langen Balken, an dessen einen Ende zwei Querhölzer so befestigt sind, daß ein Menschenkopf eben zwischen sie hineingezwängt und festgebunden werden kann. So wurden nun entweder zwei Gabeln an einander befestigt und dadurch zwei Unglückliche in einer Entfernung von über zehn Fuß an einander gekettet, oder die Enden der Sklavenhölzer wurden an einem Baum oder an dem Dach einer Hütte befestigt, und so die Armen gezwungen, ihre Nächte in den unbequemsten Lagen zuzubringen. Die Frauen waren der wildesten Lust preisgegeben, und bis dahin unbekannte Krankheiten bürgerten sich in erschrecklichem Maße ein. War aber endlich eine genügend große Anzahl brauchbarer Sklaven zusammengemordet und geraubt, so wurden sie reihenweis zusammengekoppelt und nach dem großen Sklavendepot am Berge Tsenga oder nach Kotakota oder nach Makandjira getrieben

und gegen Flinten und Pulver eingetauscht; die traurigen Triumphe früherer Schandthaten wurden das Mittel zu späteren Raubzügen, und das Übel fraß immer weiter.

Das Allertraurigste aber an der Sache war, daß die Eingeborenen selbst tief mit in den schändlichen Handel verwickelt waren. Die Araber hatten es verstanden, die benachbarten Stämme, wie die Wawambe und Wahenga auf ihre Seite zu ziehen und sich ihrer Dienste gegen die andern Stämme zu bedienen. Waren sie doch selbst Schwarze, wie alle diese Völker; und es besteht eine natürliche Bundesgenossenschaft aller Schwarzen gegen die Weißen, welche die Unterdrückten leider immer noch eher auf die Seite ihrer schwarzen Plagegeister, als auf die ihrer weißen Befreier zieht. Die unselige Zerrissenheit der afrikanischen Stämme und die unbegreiflich kurzsichtige Politik einzelner Dorfhäuptlinge waren die besten Stützen der Araber. Niemand fiel es ein, seinem Nachbarn beizuspringen, wenn er in Not war; und der Gedanke, sich zu gemeinsamer Abwehr des unbarmherzigen Feindes zu vereinigen, lag gänzlich außerhalb ihres Gesichtskreises.

Auch wenn nicht wichtige Interessen der afrikanischen Seegesellschaft auf dem Spiel gestanden hätten, wäre es ein Gebot der Barmherzigkeit gewesen, das unglückliche Land nicht seinen Peinigern zu überlassen; und die Schotten setzten ihre äußerste Kraft daran, um das drohende Verderben abzuwehren. Noch während der Regenzeit machte sich der britische Konsul Buchanan auf den Weg, um mit den drei Araberfürsten Mlozi, Kopakopa und Msalema persönlich zu unterhandeln. Dieselben versprachen auch zuerst auf gütliches Zureden, das Land zu verlassen. Hernach aber änderten sie ihre Meinung und brachen die Verhandlungen mit den Weißen ab. Die friedliche Mission nahm für Buchanan ein schlimmes Ende. Auf der Rückreise landete er bei Makanjila, einem bis dahin den Engländern allzeit freundlichen Häuptling. Leider war auch er schon von den Arabern aufgereizt, war er doch selbst Moslem und eifriger Sklavenhändler. Als Buchanan mit dem Missionar Johnson ans Land gestiegen war, wurde er überfallen und nackt ausgeraubt. Makanjila hielt die beiden Engländer vierundzwanzig Stunden lang schmählich gefangen und gab sie nur gegen hohes Lösegeld frei. Diese ihrem Konsul und ihrer Fahne widerfahrene Beschimpfung war natürlich den Engländern schrecklich fatal, aber sie hatte insofern ihr Gutes, weil dadurch die Ehre der englischen Nation in die Händel am Nyassa verwickelt wurde.

Die schottische Seengesellschaft war indessen nicht müßig gewesen. Sobald die Regenzeit zu Ende war, schiffte sich das sorgfältig ausgerüstete Korps unter dem Kommando Fr. Moirs nach Norden ein; um einen Arzt bei sich zu haben, — was bei einem so gefährlichen Kriegszuge unbedingt nötig war, — baten sie den Missionar Croß von Mweniwanda zu ihnen zu stoßen. Dieser hatte die ganzen Monate hindurch auf seinem einsamen Posten mitten im Feindeslande ausgehalten, und es war ihm auch jetzt schwer, sein Haus und das Missionseigentum und vor allem seine geliebte Schule unter der Obhut seiner heidnischen Pfleglinge zu lassen; aber es war entschieden richtig, daß

er der dringenden Bitte Fr. Moirs Folge leistete und in das Feldlager von Karonga ging, einmal um der zahlreichen Truppen willen, die er ärztlich zu versorgen hatte, dann aber auch seiner selbst willen, um nicht sein kostbares Leben über die Notwendigkeit hinaus aufs Spiel zu setzen. Am 10. April 1888 kam es zur Schlacht bei Salemas, des zweiten Arabers Dorf — leider wieder ohne Erfolg. Der Wall des arabischen Dorfes wurde zwar erstürmt und die Häuser in Brand gesteckt, aber im entscheidenden Augenblick wurde der Kommandant Fr. Moir durch eine Kugel am rechten Arm lebensgefährlich verwundet, der Kampf wurde abgebrochen, die Engländer zogen sich zurück. Es war eher eine Niederlage als ein Sieg. Aber die tapfern Schotten ließen sich nicht entmutigen; es war noch kein Vierteljahr vergangen, da war ein drittes Kommando unter dem Befehl Kapitän Lugards von Mandala aus auf dem Wege nach Karonga. Lugard hatte seine Vorkehrungen mit möglichster Umsicht getroffen; 191 angeworbene Atonga marschierten unter Sharpe von Bandawe aus nach Norden, mehrere einflußreiche Wakonde-Häuptlinge stellten sich unter seinen Schutz und siedelten sich mit ihrem ganzen Volk in der Nähe von Karonga an. Es war ein stattlicher Heerhaufen, der am 16. Juni einen dritten Angriff wieder auf Mlozis Dorf machte. Und der Angriff wurde zum dritten Mal zurückgeschlagen, Kapitän Lugard wurde schwer verwundet, eine ganze Anzahl weißer und schwarzer Patienten gaben dem Dr. Croß alle Hände voll zu thun. Es war eine bittere Pille für die wackeren Schotten, daß all ihr Mut und ihre Aufopferung nicht zum Ziel geführt hatten. Sie sahen ein, daß sie entweder eine Kanone zur Stelle schaffen oder bedeutende Verstärkung an Weißen anwerben müßten, wenn sie vorwärts kommen wollten. So schickten sie einen aus ihrer Mitte, den erfahrenen John Moir nach Kilimane, um eine Kanone zu besorgen und womöglich das Interesse Großbritanniens wachzurufen. Das ganze übrige Heer blieb in Karonga und beschloß, sich dort in der Verteidigung zu halten. So durften sie hoffen, den Feind, wenn auch nicht aus dem Lande zu treiben, so doch im Schach zu halten und ihn vielleicht durch ihre Hartnäckigkeit zu ermüden. Wenn sie erfuhren, daß irgendwohin ein arabisches Korps abgesandt war, schickten sie gleich eine stärkere Mannschaft in derselben Richtung aus. War irgendwo ein Dorf eingeäschert, so lauerten sie den zurückkehrenden Kriegern auf und nahmen ihnen ihre Beute ab. Wenn irgendwo ein Sklaventransport auf dem Wege war, eilten sie zur Stelle und befreiten die Sklaven. Konnten sie auch viel Unglück nicht verhüten, so konnten sie doch manchen Schaden mildern und in manche Wunde Öl und Wein träufeln. Dazu waren sie unermüdlich in Unterhandlungen mit den unverständigen Eingeborenen, um sie über ihr wahres Interesse aufzuklären und sie zu bewegen, das unwürdige Joch der arabischen Zwingherrschaft abzuschütteln und zu ihnen zu kommen. Auch damit hatten sie Erfolg. Ein Völklein nach dem andern stieß zu ihnen; in wenigen Monaten hatten sie ein Zeltlager von 6000—7000 Eingeborenen um sich versammelt, besonders von den Wakonde-Stämmen, welche die Weißen als

ihre rechtmäßigen Schutzherrn ansahen und sich dadurch freiwillig unter englischen Schutz stellten.

Diese unerwartete Wendung der Dinge eröffnete dem wackeren Missionar Croß eine ganz neue Möglichkeit evangelischer Arbeit, und er war nicht der Mann, eine solche unbenutzt zu lassen. Allerdings gab ihm seine ärztliche Arbeit alle Hände voll zu thun. Die ganze Lage und Umgegend ist, wie schon erwähnt, sehr ungesund. So nahmen die Krankheiten in dem Feldlager kein Ende; Dr. Croß selbst lag ein paar Wochen todkrank darnieder; mehr als die Hälfte der andern Europäer wurden nach einander ernstlich krank. Dazu konnte es nicht ausbleiben, daß in dem Guerilla-Krieg, den sie monatelang mit den Arabern führten, oft Verwundungen eintraten, oder die befreiten Sklaven befanden sich in so erbärmlich zugerichtetem Zustande, daß sie sorgfältiger Pflege bedurften. Durch die Araber waren zudem unangenehme geschlechtliche Krankheiten importiert und verbreiteten sich schnell unter den Eingeborenen, und schließlich wollte es das Unglück noch, daß eine Pocken-Epidemie ausbrach. Diese für Europäer so gefährliche Krankheit nimmt bei den Negern sehr häufig einen bösartigen Verlauf und führt zum Tode. So mußte Dr. Croß die umfassendsten Vorsichtsmaßregeln treffen, um das Überhandnehmen der Krankheit zu verhindern, er mußte die Kranken absondern, für sie Isolierhäuser bauen u. s. w. Bedenkt man, daß alle diese Sorgen und Nöte auf der Schulter dieses einen Mannes ruhten, so staunt man, daß er noch Mut und Freudigkeit hatte, in dieser Lage eine andere Arbeit anzugreifen. Und doch kam es dem Dr. Croß wie ein Unrecht vor, daß er nun schon ein halbes Jahr seinem eigentlichen Missionsberuf entfremdet war, und er sehnte sich darnach, wieder den Heiden das Evangelium predigen zu können. So fing er denn im kleinen an, die zahlreichen Kinder des Lagers um sich zu versammeln und mit ihnen Schule zu halten. Und es ging; die Kinder kamen gern, und nicht die Kinder allein, sondern auch die Jünglinge und die jungen Männer. Es dauerte gar nicht lange, so hatte er über 300 Lernbegierige um sich versammelt, und es war eine Lust, sie unter den großen, schattigen Bäumen vor Karonga sitzen und lernen zu sehen. Das Schulwerk wuchs so sichtlich, daß er es nicht mehr allein durchführen konnte; er erhielt auf seine Bitte von Bandawe einen Schulmeister, und so war mitten unter dem Kriegslärm eine große Schule mit 6 Klassen und über 300 Schülern ins Werk gesetzt. Dieser gute Anfang machte ihm Mut, noch einen Schritt weiter zu gehen, er fing auch an regelmäßige Sonntagsgottesdienste im Schatten der Bäume für die Heiden zu halten, und auch diese wurden so gut besucht, daß er bald auf eine Zuhörerschar von 600—1000 Eingebornen rechnen konnte.

Es war ja natürlich gewesen, daß unter den Stürmen des letzten Jahres die Missionsarbeit zurückgetreten war, und sich alles Interesse auf die kriegerische Abwehr der Araber konzentriert hatte. Es ist aber ein rühmlicher Beweis des Eifers und der Pflichttreue der schottischen Missionare, daß sie sogleich jede Gelegenheit zu friedlicher Missionsarbeit wieder hervorsuchten, sobald nur einigermaßen das Kriegs-

getümmel sich beruhigt hatte. Wir hatten den Gefährten des Dr. Croß, den Missionar Bain, aus den Augen verloren, als er im Februar 1888 von Mweniwanda nach Bandawe gereist war, um von dort seine Urlaubsreise nach Schottland, wo er schon seit Monaten erwartet wurde, anzutreten. In Bandawe bemerkte er zu seiner großen Freude, daß sich seine Gesundheit von Woche zu Woche zusehends besserte. Er fühlte sich bald wieder so frisch und stark, daß er einer weiteren Luftveränderung und der kostspieligen Reise in die Heimat nicht mehr zu bedürfen glaubte. Er blieb in Bandawe und wartete sehnsüchtig auf die Entwicklung der Dinge am Nordende des Sees, um dorthin auf sein eigentliches Missionsgebiet zurückzukehren. Schon seit Jahren hatte er sich mit dem Plane getragen, im Nordosten des Wakonde-Landes an den Abhängen des Jomalema- oder Konde-Gebirges eine neue Station anzulegen. Er hatte das Land mehrfach durchreist und war entzückt von seiner Schönheit, er hatte mit den Häuptlingen freundliche Beziehungen angeknüpft und hatte so viel von der Konde-Sprache gelernt, um den Eingeborenen in einfacher Weise das Evangelium predigen zu können. Sobald nun die Verhältnisse um Karonga zu einem Stillstande gekommen waren, und es den Anschein gewann, als würde durch die starke, bewaffnete Schutzmacht dem Vordringen der Araber ein Wall entgegengesetzt, machte er sich im August 1888 mit Missionar Murray von Bandawe auf den Weg. Von Karonga nahmen sie Dr. Croß mit, damit er ihnen bei der ersten Stationsanlage behülflich sei.

Ihr Weg führte sie zuerst nach ihrer alten Missionsstation Mweniwanda; seit März dieses Jahres (1888) war sie von Dr. Croß verlassen; zwei heidnische Jünglinge, Pemta und Ariki, waren mit der Beaufsichtigung des Missionseigentums beauftragt. So verzweifelt hatte es im April und Mai gestanden, daß Dr. Croß ihnen Befehl geschickt hatte, sie sollten das Vieh auf die Berge treiben und soviel Kisten als möglich in Sicherheit bringen, und das ganze Missionsgehöft lieber in Brand stecken, als es in die Hände der Araber fallen lassen. Welche Freude war es jetzt für die beiden Missionare, als sie nicht nur ihr liebes, altes Heim unversehrt wiederfanden, sondern ihnen auch ihre getreuen Gehülfen, obgleich noch Heiden, strahlenden Auges berichteten, sie hätten jeden Tag regelmäßig Schule und jeden Sonntag Gottesdienst gehalten und hätten allezeit fleißig in ihren Neuen Testamenten (in der Tschinyanja-Sprache) gelesen. So war also dies zarte Pflänzlein der Mission durch die Kriegsstürme nicht geknickt, es hatte sich lebensfähig erwiesen.

Sie reisten von Mweniwanda weiter nach Nordosten und stiegen in die fruchtbare Ebene von Mwanjeware hinab, aber da war ihres Bleibens nicht, Fieberluft strömte ihnen entgegen. So verließen sie diese Ebene, stiegen etwa 2000 Fuß hoch und kamen auf ein ausgedehntes Plateau. Hier wanderten sie eine Zeitlang umher und siedelten sich dann im Lande des Kararamuka, genannt Ukukwe, an einem Orte Malinda an, wo sie sich sogleich an die Errichtung eines Hauses machten. Dies Plateau, auf dem sie sich ansiedelten, liegt zwischen den nördlichen Ausläufern des Livingstone-Gebirges, die unter verschiedenen Namen

— als Konde- oder Jomalema-Gebirge oder als Rungwe-Berg auf den Karten erscheinen, und einer sehr breiten Bergkette, dem Wuntale-Lande. Es wird durchströmt vom Kiwire-Fluß, an dessen Ufer das Haus erbaut wurde. Vom Hause konnte man in einem Umkreise von einer halben Meile 17 Ortschaften sehen. Jedes Dorf war da ein Garten von prächtigen Bananen, die sich 20 Fuß hoch auftürmten, mit Feldern, von denen der schwarze Mann seine Ernte von Mais, süßen Kartoffeln, Bohnen, Erbsen, Tabak u. s. w. einheimste, sehr verschieden von den stark befestigten Dörfern auf der Tanganyika-Hochebene, und wo immer der Araber seinen Fuß hingesetzt hat. In diesen Bananenhainen schlenderten die Schwarzen vollständig nackt in ungebundener Freiheit umher und führten ihre Herden zur Weide. Das wäre ein prächtiges Land für geordneten Ackerbau. Noch immer hatte es Überfluß an Rindvieh, trotzdem sie oft von den Magwangwara heimgesucht waren. Da war Überfluß an fließendem Wasser und fruchtbaren Feldern, an Milch und Honig. — Die Missionare bauten ein kleines Haus mit zwei Zimmern, eine Küche für die Diener und zwei Stallgebäude, zugleich pflanzten sie 150 Bananen, Kaffee und dergleichen. Sie begannen versuchsweise eine Schule in Kararamukas Dorf und waren entzückt von dem Erfolg. Von zwei oder drei Dörfern kamen regelmäßig 60 Kinder herbei. So war das Werk im besten Zug, als ein plötzlicher Unfall störend dazwischentrat. Der eine der drei Missionare, Murray, bekam Sonnenstich und wurde todkrank. Fünf Tage wachten die beiden andern an seinem Bett, fast stündlich erwartend, er würde sein Leben aushauchen. Aber am sechsten Tage erholte er sich ein wenig. Natürlich mußte er nun Kararamuka so bald als möglich verlassen. Dr. Croß geleitete ihn nach dem nur sechs Meilen entfernten Karonga, Missionar Bain blieb allein in Kararamuka.

Es war ein äußerst gewagtes Unternehmen, so wenige Meilen von dem Mittelpunkt der Araber, und doch zugleich so fern von dem Lager der Weißen ein neues Werk zu beginnen. Und Missionar Bain sollte ernstlich daran gemahnt werden, daß es zur Missionsarbeit in diesen Gegenden noch nicht Zeit sei. Eines Morgens wurde er durch eine Anzahl Schüsse, die in schneller Folge in geringer Entfernung abgefeuert wurden, unsanft aus dem Schlaf geweckt. Der Sklavenhändler Merere hatte den nächsten Nachbarn Kararamukas, Mwasyoghi, angegriffen. Zwei Banden Araber waren bei Merere. Die Ueberraschung war vollständig. Über dreißig Frauen mit ihren Kindern und verschiedene junge Mädchen wurden gefangen. Die Männer, kaum erwacht, versuchten sich zu verteidigen und ihre Weiber und Kinder zu retten, aber sie wurden durch das mörderische Feuer der arabischen Flinten zurückgetrieben und schließlich aus ihren Dörfern gejagt. Die nächsten Tage wurden damit verbracht, zu plündern, die Nahrungsmittel zu verderben und die Dörfer einzuäschern. Die armen Männer entflohen bei Nacht, die Weiber gingen mit diesen unbarmherzigen Schurken, die sie wahrscheinlich verkaufen würden, nachdem sie ihre viehische Lust an ihnen gesättigt haben. Nach vier Tagen zogen die Araber ab, nachdem sie alles verbrannt hatten, was brennen wollte. Jedermann erzählte,

daß sie im nächsten Monat wiederkommen und den weißen Mann angreifen würden.

Das war eine ernste Mahnung für Missionar Bain, Kararamuka zu räumen, so weh es ihm auch war, auch dieses schöne Land und dieses lernbegierige Volk einem ungewissen Schicksal zu überlassen. Kapitän Lugard sandte sofort zwanzig Träger mit der Botschaft, Bain möge sogleich nach Karonga herabkommen. Bain folgte dieser Weisung, Sein Gesundheitszustand hatte sich infolge der anstrengenden Arbeiten auf der neuen Station wieder so verschlechtert, daß er sich auf die Heimreise machen mußte. Bei der Wanderung durch die Konde-Niederung hatte er weite Sümpfe zu passieren; auf dem offenen Stahlboot überraschte ihn ein furchtbarer Gewittersturm und durchnäßte ihn bis auf die Haut. Alle dergleichen Unannehmlichkeiten, die er früher mit Gleichmut ertragen hatte, wurden jetzt für ihn verhängnisvoll. Er kam nach Bandawe, dort wurde er schwer krank und starb. Sein Missionsbekenntnis hatte er ohne eine Ahnung seines baldigen Todes in seinem letzten Brief niedergelegt: „Auf diese Jahre, die ich in Afrika verbracht habe, kann ich nur mit Dankbarkeit gegen den himmlischen Vater und einem tiefen Gefühl meiner Unzulänglichkeit zurücksehen, während ich es für ein großes Vorrecht halte, daß ich Gelegenheit gehabt habe, ein wenn auch kleines Werk für den Herrn zu thun."

Wir müssen uns nach Karonga zurückwenden und uns nach dem Stande der kriegerischen Angelegenheiten erkundigen. Im Grunde hatte sich wenig geändert. Es verging keine Woche, ja fast kein Tag, daß nicht die Araber irgend eine Grausamkeit begingen; bald überfielen sie einzelne Leute bei ihrer Arbeit, bald Trupps von Wanderern auf ihrer Reise, bald ganze Ortschaften bei Tag oder bei Nacht. Aber im ganzen war doch ihr Einfluß eher im Abnehmen, als im Wachsen. Die Schotten hielten sich standhaft bei Karonga und thaten den Arabern auf jede nur mögliche Weise Abbruch. So konnten sie zwar die Araber nicht besiegen, aber sie konnten doch den Zweck ihres Hierseins durchkreuzen und ihnen allmählich die Lust am Bleiben verderben. Dazu trug noch ein Umstand bei. Der Sultan von Sansibar, dessen Unterthanen die Sklavenräuber waren, legte sich zu Gunsten der Schotten ins Mittel. Er schickte einen außerordentlichen Gesandten, Namens Ali ben Serur*) und gebot seinen Unterthanen, sie hätten sich fortan aller Feindseligkeiten gegen die Engländer, seine Freunde, zu enthalten, der Seengesellschaft allen zugefügten Schaden zu ersetzen und sich künftig aller Freundschaft gegen die Engländer zu befleißigen. Widrigenfalls würde ihr Vermögen in den Küstenstädten konfisziert und sie bei ihrer Rückkehr zur Strafe gezogen werden. Der Gesandte des Sultans wurde von den Arabern auf das ehrerbietigste empfangen, seine Schuhe und der Saum seiner Kleider wurden reichlich geküßt, aber als es zu den eigentlichen Verhandlungen kam, machten die Haupträdelsführer Ausflüchte. Sie hatten an der Küste nicht viel zu verlieren, und sie wußten nur zu gut, daß ihres Sultans Macht nicht bis zum Nyassa reiche. So zogen sie die

---

*) Centr.-Afr. 1889, 44 schreibt Ali bin Suhilu.

Unterredungen in die Länge, und schließlich mußte der Gesandte unverrichteter Sache abziehen.

Eindruck hatte es aber doch auf die Araber gemacht, daß sich selbst ihr Sultan auf die Seite der Engländer gestellt und sie hatte fallen lassen. Als deshalb wenige Monate später, im Oktober 1889, der englische Konsul H. H. Johnston mit weitgehenden Vollmachten in das Land kam, wagten sie es nicht, ihn wieder so schnöde abzuweisen, wie vor zwei Jahren den Vizekonsul Buchanan. Und Johnston hatte Erfahrung in solchen Dingen, er wußte mit ihnen fertig zu werden. Die Araber unterwarfen sich und erkannten die englische Schutzherrschaft an. Am 22. Oktober 1889 wurde zur Freude der Engländer und der Eingeborenen die englische Flagge in Karonga gehißt und das Land für die Krone Englands in Besitz genommen.

Zwei Jahre lang hatten die Kämpfe gedauert, viel Blut war geflossen, viel Mühe und Arbeit aufgewandt. Aber der Erfolg belohnte reichlich die Bemühungen der wackern Schotten. Hätten sie nicht mit unerschütterlichem Mute den Arabern Widerstand geleistet, so wäre ohne Zweifel nicht allein das ganze Nordgebiet des Nyassa-Sees und die Stevenson-Straße für sie verloren gewesen, sondern das ganze Konde-Land wäre, der schonungslosen Willkür der Araber preisgegeben, ebenso in eine Wüste und Einöde verwandelt, wie früher die gesegneten Länder der Beniki und anderer von den Arabern zertretenen Völker. Nun war dies Land englisches Schutzland geworden und damit hoffentlich auf lange Zeit gegen arabische Einfälle gesichert. Die von dem drohenden Verderben erretteten Völker hatten in ihnen ihre wahren Freunde und Wohlthäter kennen gelernt. Das Ansehen des englischen Namens war ihnen unauslöschlich eingeprägt.

## Zeit der ersten Früchte. 1886—1890.

Die durch das Überhandnehmen des Einflusses der Araber hervorgerufene Bewegung und Beunruhigung beschränkten sich nicht auf das Nordende des Nyassa-Sees, sondern machten sich auch auf andern Punkten des Gebietes der Livingstonia-Mission in störender Weise geltend. Besonders war das Volk der Angoni in dem Hügelland westlich von Bandawe tief in diese Wirren verwickelt. Ehe wir deshalb von der Weiterentwickelung der Centralstation Bandawe erzählen, wenden wir uns zu Momberas Volk.

Wilhelm Koyi, der treue Kaffern-Evangelist, war noch immer unermüdlich, Gottes Wort zu predigen zur Zeit und zur Unzeit; Dr. Elmslie war im zu Hülfe gekommen und hatte sich in Njuyu, ½ Stunde von Momberas Dorf, niedergelassen. Eine Schule zu eröffnen war verboten, die Gottesdienste wurden mäßig besucht; die Vornehmen im Volke waren entschlossen, in ihrer Ablehnung gegen das Evangelium zu verharren, die Geringen und die Sklaven wagten nicht, sich der Mission zu nähern, solange die Herren sich feindselig zeigten. So stand

es Ende 1885. Die beiden folgenden Jahre sollten eine Entwickelung bringen, die keiner zu hoffen gewagt hatte.

Im Winter 1885—86 war der Regen fast vollständig ausgeblieben; nach einigen kleinen Schauern im November blieb es den ganzen Dezember und Januar hindurch heiß und klar. Die ganze Ernte der Angoni stand auf dem Spiel. Wenn nicht bald Regen kam, konnten die Hirse und der Reis keine Frucht ansetzen, sondern mußten in den Halmen verdorren. Die Angoni gerieten in Unruhe. Was war Schuld an der Dürre? Eine große Volksversammlung wurde berufen, um den Grund des Zornes der Geister der Ahnen zu erforschen. Die Zauberpriester waren geteilter Meinung. Einige meinten, die Geister ärgerten sich über den Zwiespalt zwischen den beiden Stammeshälften unter Mombera und Mtwaro. Andere erklärten, die Geister führten unter sich Krieg, und es könne nicht eher Regen kommen, als bis sie sich versöhnt hätten. Eine dritte Partei endlich war der Ansicht, die Geister hätten gerechten Grund zum Zorn, weil ihr Volk der Predigt der weißen Missionare nicht besser Gehör geschenkt hätte. Vor Jahren, so berichteten sie, habe ein Angoni, der nie ein weißes Gesicht gesehen hatte, auf seinem Totenbette seinem Volke die Weissagung hinterlassen: Es werden Weiße in euer Land kommen, nicht um euch zu unterwerfen, sondern um euch zu lehren. Deren Worten sollt ihr Folge leisten. Jetzt nun sei diese Prophezeihung in Erfüllung gegangen, die Weißen seien da, und sie hätten ihnen nicht gehorcht. Was war zu thun? Anstatt sich zu sagen, daß Gehorsam besser sei als Opfer, beschlossen sie, die erzürnten Geister durch größere Opfer zu versöhnen. Zwei große Ochsen Momberas wurden zum Opfer bestimmt. Wie groß war aber die Bestürzung der Angoni, als sie an einem Morgen bald darauf das eine dieser Tiere tot im Viehkraal fanden. Also hatten die Geister ihr Opfer verschmäht. Nun wußten sie keinen Ausweg mehr. Nach einigen Tagen der Überlegung und des Zauderns machte sich eine Deputation der Häuptlinge auf den Weg zu Dr. Elmslie. Er sollte seinen Gott um Regen anrufen, vielleicht werde das helfen. Dr. Elmslie war hoch erfreut über diese Botschaft, aber er wollte die Angoni nicht im Zweifel lassen, daß nur Gott der Herr den Regen schicken könne. „Glaubt ihr, so redete er sie an, daß ich den Regen zurückhalten oder herbeizwingen kann?“ Nein, das liegt nicht in deiner Macht. „Wenn ihr also zu mir kommt, glaubt ihr, daß der Gott, den ich euch verkündige, mächtiger ist, als eure Geister?“ Das möchten wir gerade probieren, ob er uns Regen schaffen kann. „Wenn er nun unser Gebet erhört und Regen schickt, wollt ihr ihm dann dienen?“ Keine Antwort. „So kommt morgen, am Sonntag, zum Gottesdienst hierher; dann wollen wir mit einander den allmächtigen Gott anrufen.“ Am Sonntag fand vor großer Volksversammlung feierlicher Gottesdienst mit herzlichem Gebet statt. Am Montag regnete es in Strömen. Dieses Ereignis machte tiefen Eindruck auf die Angoni; der Christengott hatte seine Macht bewiesen.

Dr. Elmslie sollte zu keiner Freude über die Erhörung seines Gebets kommen. Ein schwerer Schlag beugte ihn tief nieder. Sein

Gehülfe Wilhelm Koyi starb in Bandawe. Er war ja nicht ein Mann von großen Geistesgaben gewesen. Als Dr. Stewart in Lovedale seine Zöglinge aufgefordert hatte, sich zum Missionsdienst in Central-Afrika zu melden, war er ganz zuletzt und zaghaft aufgestanden, um sich zur Verfügung zu stellen. „Ich darf ja nicht wagen, als ein Prediger hinauszugehen, aber als Holzsäger und Wasserträger könnte ich vielleicht meinem Herrn dienen." Ein andermal schrieb er: „Mir ist nur ein halber Centner anvertraut, und ich kann nichts thun, als das Wenige treu verwalten." Aber gerade diese Demut und Treue hatte Gott reich gesegnet, und von seiner schlichten Verkündigung war ein Segen ausgegangen, der auch die harten Angoni-Herzen erschloß. Zehn Jahre hatte er treu gedient; nun sah ihn Dr. Elmslie mit Schmerzen scheiden, und nicht er allein trauerte, auch Mombera schickte Botschaft zum Missionar, um sein Beileid auszusprechen.

Der stille Wandel der Missionare, die Gebetserhörung in der Trockenheit, der Tod Koyis und vielleicht noch andere, uns unbekannte Einflüsse wirkten zusammen, um die einflußreichsten Häuptlinge der Mission günstig zu stimmen. Im Mai 1886 hielten sie eine Ratsversammlung und faßten den wichtigen Entschluß, den Missionaren solle unbeschränkte Erlaubnis gegeben werden, überall im Lande Schulen zu eröffnen. Ja, es wurde sogar der Wunsch ausgesprochen, daß möglichst bald in allen 5 oder 6 Abteilungen des Stammes wenigstens je eine Schule gebaut werde. Da war also das Ziel erreicht, auf welches Dr. Laws und die andern Missionare so lange vergeblich hingearbeitet hatten. Das ganze Land stand mit einem Schlage der Mission offen. Schade, daß dies wichtige Ereignis in eine so ungünstige Zeit fiel. Wilhelm Koyi und Sutherland waren eben gestorben; Georg Williams, der andere Kaffern-Evangelist, war verlobt und wartete nur auf den Ablauf seines Kontraktes, um dem Nyassa den Rücken zu kehren. Der Schotte Smith war zwar mit guten Vorsätzen zu einem zweiten fünfjährigen Dienst als Lehrer zurückgekehrt; aber als er ein Jahr draußen gewesen war, und seine junge Frau hart vom Fieber geplagt war, bekam er Heimweh und ging davon. So standen also dem Dr. Elmslie nur ganz ungenügende Hülfsmittel zu Gebote, und es war ganz unmöglich, mehr als eine Schule auf einmal zu eröffnen. Aber so groß war der eigensinnige Wunsch der Häuptlinge, in ihrem Bezirk eine Schule zu bekommen, daß sie einander den Vorzug nicht gönnten, die erste zu haben. Es bedurfte einer neuen drohenden Trockenheit, um den hohen Rat zu überzeugen, daß Mombera als Oberhäuptling den Vorzug haben müsse. So durfte im Frühjahr 1887 die erste Schule in Njuyu eröffnet werden.

Die plötzliche Sinnesänderung der Angoni-Häuptlinge hat für uns etwas überraschendes und befremdliches. Es stellte sich auch bald heraus, daß sie keineswegs das ganze Volk hinter sich hatten. Bei einem Volk, das im wesentlichen vom Raub lebte und seine Größe ausschließlich seiner rücksichtslosen Grausamkeit verdankte, mag es auffallen, daß es auch eine Friedenspartei gab, welche geneigt war, die grundsatzlosen Mordzüge aufzugeben, sich mit dem eroberten Lande zu begnügen und

durch die natürlichen Hülfsquellen desselben den Unterhalt zu erwerben. Diese an sich einflußlose Partei hatte durch die Friedenspredigt der Missionare derart das Übergewicht bekommen, daß jahrelang der Stamm als solcher keine Raubzüge unternahm, und man selbst vor dem Gedanken nicht mehr zurückschreckte, die Kinder in der Religion des Friedens unterrichten zu lassen. Die Kriegspartei hatte nicht mehr die Leitung der Politik in der Hand. Sie gab aber darum ihre Sache nicht verloren. Sie hatte einen starken Rückhalt an dem eingewurzelten kriegerischen Sinn des Volkes, und konnte besonders auf die heranwachsende Jugend fast ohne Ausnahme zählen. Ein Angoni-Jüngling wurde erst dadurch ein Mann, daß er einen Feind erschlagen hatte. Was Wunder, daß die Jünglinge nach Krieg dürsteten? Da sie nun die Häuptlinge der Mission und dem Frieden geneigt fanden, so zogen sie auf eigene Faust auf Krieg aus und hätten dadurch beinahe ihr ganzes Volk ins Verderben gestürzt.

Die ersten Feinde, an die sie sich machten, war eine Schar Araber, die an der Grenze ihres Landes hinzogen; sie überfielen sie und machten sie nieder. Das war das Thörichtste, was sie thun konnten, denn sie zogen sich dadurch die Araber auf den Hals. Und als bald darauf diese ihre gesammten Streitkräfte, 3000 Flinten stark, auf der Tanganjika-Hochebene zusammenzogen, dachten die Angoni nicht anders, als das solle ihnen gelten. Sie wären verloren gewesen, wenn die Araber über sie gekommen wären; denn mit ihren Speeren und Schilden konnten sie gegen die Flinten nichts ausrichten.

Während die Angoni-Gemüter eben mit ängstlicher Spannung den beunruhigenden Nachrichten aus dem Norden lauschten, begingen die leichtsinnigen Jungen eine neue Dummheit. Sie überfielen einen Zug Atonga-Träger, welche im Dienst der Mission standen, und machten sechs davon nieder. Nicht das war die schlimmste Folge dieses Streiches, daß die Mission längere Wochen weder unter den Angoni noch unter den Atonga Träger und Boten auftreiben konnte, und darum Dr. Elmslie von allem Verkehr abgeschlossen war. Sondern das drohte viel verhängnisvoller zu werden, daß dadurch die Atonga von neuem gegen die Angoni in die Waffen gerufen wurden und mit den Arabern gemeinsame Sache machen konnten.

Da sah es schlimm aus für die Angoni. Es ist ja in Afrika nicht selten, daß durch einen einzigen Kriegszug ein ganzes Volk vernichtet wird, zumal wenn Araber dabei im Spiel sind. Es läßt sich denken, daß durch die beunruhigende Lage die Kriegslust der Angoni furchtbar erregt wurde. Es gährte im Volk, und die Häuptlinge hatten einen schweren Stand.

Wie wir wissen, nahm die Sache einen günstigeren Verlauf, als Dr. Elmslie zu hoffen wagte. Die Araber hatten ihre Beleidigung durch die Angoni nur zum Vorwand benutzt, um ihre Streitkräfte zu sammeln. Ihr Ziel war das Konde-Land, ihr gefährlichster Feind die Seengesellschaft; sie hüteten sich wohl, obendrein mit den Angoni anzubinden. Sobald das die Angoni merkten, bekamen sie wieder Oberwasser; alle Furcht war vergessen. Nur an den Atonga wollten sie

Rache nehmen für die bewiesene Feindschaft. Diese Feindseligkeit gegen die Atonga nahm eine der Mission unangenehme Wendung. Die Angoni verlangten, wenn die Missionare bei ihnen bleiben wollten, so müßten sie Bandawe aufgeben und sich mit den Atonga nicht weiter befassen. Die seien es ohnehin nicht wert, daß man sich mit ihnen abgebe. Es bedurfte des ganzen moralischen Einflusses des Dr. Laws, um die Ratsversammlung der Häuptlinge zu überzeugen, ein Hafen am Nyassa sei für die Mission Lebensfrage; vom See abgeschnitten sei sie von der Heimat abgeschnitten und müsse verhungern. Endlich gaben die Angoni nach. Dr. Laws sollte unten am See, Dr. Elmslie bei ihnen in Njuyu bleiben.

Das Jahr 1887 neigte sich zu Ende, ehe diese aufregenden Verhandlungen zu Ende gingen. Seitdem hat sich endlich die Mission unter den Angoni in Frieden entwickeln können. Auf der Hauptstation Njuyu, wo Dr. Elmslie und der Lehrer Stuart wohnten, ist Sonntags- und Werktagsarbeit, Predigt und Schule mit gleichem Ernst betrieben. Eine zweite Schule in Tschinyera wird von Njuyu aus verwaltet und von zwei eingeborenen Lehrern versorgt. Eine dritte Schule in Ekwendeni, dem Dorfe des alten Nebenbuhlers Momberas, Mtwaro, wird von dem Schotten Mac Callum versehen. Eine vierte Schule ist im Jahr 1890 eröffnet, zwei weitere sind ins Auge gefaßt. Wie es zur Zeit im Lande steht, schildert uns am besten der Jahresbericht Dr. Elmslies von 1890:

„Die allgemeine Stellung der Mission im Angoni Stamm ist nicht nur aufrecht erhalten, sondern auch ausgedehnt; der direkt beeinflußte Landstrich dehnt sich stetig aus. Alt eingewurzelte Feindschaft gegen unser Werk macht freundschaftlichen Gefühlen Platz; und in Kürze werden wir die Erlaubnis bekommen, auch in den beiden noch unbesetzten Bezirken Stationen zu eröffnen. Die Angoni haben, wie sie die Mission ansahen und — ungleich andern Stämmen, welche uns von Anfang willkommen hießen — unter dem Einfluß des Evangeliums nichts zu gewinnen, aber viel zu verlieren. Sie sehen uns nicht als ihre Beschützer vor stärkeren Eroberern oder arabischen Räubern an; denn sie sind unbesiegt und in ihrem Lande unangreifbar; und ihr Stolz läßt nicht leicht zu, daß sie sich etwas von Fremden Gebrachtem unterwerfen. Ihre Klugheit befähigte sie schon früh einzusehen, daß sie ihre Stellung als mächtiger, vom Raub lebender Stamm nicht aufrecht erhalten könnten, wenn sie die Grundsätze des Wortes Gottes annähmen; und daher stammte die offenbare Feindschaft unter den Führern und der Wunsch, das Werk überhaupt nicht aufkommen zu lassen, ohne jedoch daß sie wagten irgend etwas zu thun, was einen Bruch mit der uns zugesicherten Freundschaft herbeigeführt hätte. Die allgemeine Wirkung der Missionsarbeit hat die Natur des Widerstandes verändert, hat neue Thüren zu ihrer Förderung geöffnet, und hat den Frieden mit den Stämmen um Bandawe aufrecht erhalten.

„Die evangelistische Arbeit besteht in Gottesdiensten auf der Hauptstation Njuyu und den Unterstationen Tschinyera und Ekwendeni, wo das Evangelium vor 80 bis 300 Zuhörern gepredigt wird. Weitere

Gottesdienste werden auf verschiedenen Predigtstationen vor zahlreicher Zuhörerschaft gehalten, Betstunden werden Sonntag abend und gelegentlich auch an Wochentagen sowohl in Njuyu als auf den Außenstationen gehalten. Die beiden ersten, bisher einzigen Christen aus den Angoni, Mawelera und Makara, helfen dabei, und ihre Arbeit ist viel versprechend. Außer den 3 bis 6 Gottesdiensten am Sonntag und den 2 bis 5 an Wochentagen werden verschiedene Klassen gehalten: Sonntagsschule, Bibelklasse für Männer und Frauen (außer in der Ackerzeit), Katechumenenklasse und Taufbewerberklasse für Jünglinge. In der letzten sind 9, ebensoviel in der Männerklasse; in der Frauenklasse 6, in der Sonntagsschule 80 bis 150 Erwachsene und Kinder. So wird das Evangelium einem großen Volk gepredigt, und die Schüler der verschiedenen Klassen und die Arbeiter auf der Station sind damit bekannt gemacht, und die Frucht der geduldigen Arbeit wird noch erscheinen.

„Erziehungsarbeit ist in Njuyu mit Erfolg getrieben und ist auch in Ekwendeni durch Mac Callum und seine Frau mit ermutigenden Resultaten begonnen. Die Zahl der Schüler und derer, die lesen können, hat sich stetig vermehrt; die Zahl der eingeborenen Hülfslehrer ist auf sieben gewachsen. Die Klassen sind nicht richtig eingeteilt, weil wir keine Bücher in der Angoni-Sprache haben. Wir müssen uns mit Chinyanja-, Tonga- und Zulu-Büchern behelfen. Lesen, Schreiben, Rechnen und Singen sind die Lehrfächer. Frau Dr. Elmslie hat ein paarmal auch Handarbeit-Unterricht mit Mädchen und Frauen angefangen. Aber dafür ist kein Bedürfnis vorhanden, weil hier die Männer alle Näharbeit zu besorgen haben.

„Ärztliche Arbeit nimmt noch immer einen wichtigen Platz unter unsern Beschäftigungen ein; jedoch kommen in den letzten Jahren weniger Patienten als früher.“ Das ist eine Beobachtung, welche nicht nur in Njuyu, sondern auch in Bandawe und Livlezi gemacht ist. Teils kommt es wohl daher, daß die schlimmsten chirurgischen Operationen gleich in den ersten Jahren vor die Missionare gebracht sind. Andernteils aber führen es dieselben auf die Verbesserung der Lebensweise zurück, welche in dem ganzen Lande durch die wiederholte Berührung mit den Weißen veranlaßt ist.

So ist die Arbeit im Angoni-Lande noch in den Anfängen, etwa auf der Stufe, welche Bandawe am Ende des vorigen Abschnitts 1885 erreicht hatte; sie ist festgewurzelt und hat die ersten Stürme überstanden; zwei Jünglinge sind getauft, ein dritter wird nur durch seine Weiber noch von der Taufe zurückgehalten. Große Scharen des Volkes sind mit den Grundwahrheiten des Wortes Gottes bekannt gemacht. — —

Wir steigen von der Angoni-Hochebene zum Seeufer hinab und kommen nach Bandawe. Dasselbe hat auch in diesem Zeitraum nicht allein seine Stellung als Mittelpunkt dieser Mission, sondern auch seinen Rang als die großartigste Station, als eine Musterstation evangelischer Missionsarbeit überhaupt bewahrt. Die Entwickelung während dieses Zeitraum von fünf Jahren ist — abgesehen von den Aufregungen unter den Atonga, die eine Zeitlang auch den Bestand dieser Mission in Frage stellten, sodaß die Missionare ihre Güter schon nach

Livingstonia an Kap Maclear eingeschifft hatten, abgesehen auch von einigen Kämpfen der Atonga untereinander — durchaus gleichmäßig vor sich gegangen. Es ist ein herzerfreuendes Wachstum, welches deutlich beweist, wie fest sich das Werk hier eingewurzelt hat. Die Anlage neuer Schulen, die Taufen kleiner Häuflein Atonga oder Mangandja, die Annahme neuer eingeborner Hülfslehrer, das sind die Jahr für Jahr regelmäßig wiederkehrenden Zeichen des Fortschritts. Wir gewinnen am besten ein Bild von der Art der Arbeit, wie sie hier betrieben wird, und der Ausdehnung, welche das Werk bis jetzt erlangt hat, wenn wir uns die einzelnen Seiten dieses vielgestaltigen Missionswerkes vergegenwärtigen.

Die Arbeiten in den Gärten um die Station und bei dem eine Meile entfernten Dorf Kande lassen wir bei Seite. Große Anstrengungen erforderte in jedem Jahre die Instandhaltung der Häuser, sowohl derjenigen, welche das Stationsgehöft in Bandawe ausmachen, als auch auf den übrigen Stationen. In Bandawe waren die Werkstätten, hier liefen alle Aufträge ein, von hier aus mußten alle Häuser unter Aufsicht gehalten werden. Da kamen zuerst die Neubauten, welche das stetige und schnelle Wachstum der Mission auf allen Gebieten erforderte. Bald mußte ein neues Schulhaus, bald eine Missionarswohnung, bald alle möglichen anderen Gebäude aufgerichtet werden. Mit noch größerer Regelmäßigkeit kamen die Reparaturen. Da bislang noch alle Häuser mit Gras und Rohr gedeckt waren, mußte jedes Jahr an ihnen geändert werden. Die unteren Rohrschichten trockneten auch nach Monaten ohne Regen nicht ordentlich, stockten und verrotteten; dann mußte das ganze Dach abgerissen werden, damit nicht die ungesunden Ausdünstungen von oben den Bewohnern der Häuser Fieber brächten. Es ist geradezu erstaunlich, wieviel Arbeiten bis vor kurzem ein einziger Missionszimmermann während der sieben regenlosen Monate fertig zu bringen hatte. Jetzt sind sie ihrer zwei, sie werden reichlich zu thun haben. In ihrer Werkstatt arbeiten neben ihnen ein Dutzend eingeborener Gehülfen. Mehrere derselben haben eine solche Geschicklichkeit erlangt, daß sie im Jahr 1890 von der Seengesellschaft nach Mazaro am untern Sambesi berufen wurden, um den Rumpf des Schiffes Lady Nyassa neu zu bauen.

Neben der Tischlerwerkstatt steht die Buchdruckerei. Der Buchdrucker Thomson ist seit zwei Jahren mit drei schwarzen Lehrlingen thätig, um die Übersetzungen der Missionare an Ort und Stelle zu drucken. Bei dem großen Fleiß, mit dem die Schotten sich aller in ihrem Missionsgebiet üblichen Sprachen bemächtigten, war es für sie von Wert, eine eigene Buchdruckerpresse und der Sprachen kundige Buchdruckergehülfen zur Verfügung zu haben. Wenn sonst die Korrekturbogen zwei oder dreimal von Bandawe nach Edinburg und zurück reisen mußten, verging ein Jahr und länger, ehe eine Arbeit fertig gedruckt war. Die wichtigsten Publikationen in den einheimischen Sprachen sind folgende: 1) in Chinyanja: Übersetzung des ganzen Neuen Testamentes. Die Schulbücher (Fiebel — Erstes und zweites Lesebuch). Grammatik, Lexikon und Gesangbuch. 2) in der Atonga-Sprache: Markusevangelium,

Fiebel und Grammatik. 3) in der Wanda-Sprache: Markusevangelium; Jonas; Parabeln und Wunder Christi. 4) in der Konde-Sprache: Markusevangelium; 5) in der Angoni-Sprache: Markusevangelium; Fiebel und Katechismus; Grammatik und Lexikon; Gesangbuch. Bedenkt man, daß alle diese Sprachen bis vor anderthalb Jahrzehnten noch völlig unbekannt waren, und daß die Eingeborenen selbst von ihrer Grammatik und ihrem Bau keine Ahnung hatten, so muß man staunen, daß in kaum 15 Jahren drei Männer, Dr. Laws, Bain und Dr. Elmslie, soviel in der Übersetzung haben leisten können.

Die ärztliche Arbeit nimmt einen ziemlich beträchtlichen Teil der Zeit des Dr. Laws in Anspruch. Ein paar Jahre nahm die Zahl der Patienten in geradezu beängstigender Weise zu; 1882 waren es 3300; 1883: 7000; 1884: 10,000. Zum Glück gingen von da an die Zahlen wieder zurück; zum Glück sage ich, denn sonst wäre Dr. Laws über kurz oder lang in diesem ärztlichen Beruf aufgegangen. Und er faßte ihn doch stets nur als ein Mittel auf, um das Vertrauen des Volkes zu gewinnen und weitere Kreise an sich heranzuziehen. Selbstverständlich wurde sowohl den einmaligen Patienten wie auch denen, die längere Zeit in Bandawe im Hospital lagen, täglich Morgenandacht gehalten.

Den glänzendsten Aufschwung hat in und um Bandawe das Volksschulwesen genommen. Das Wachstum der Schülerzahl ist geradezu erstaunlich, und das Interesse der Häuptlinge an der Schule ist in erfreulicher Zunahme. Auf den Außendörfern wird nur dann eine Schule gebaut, wenn die Einwohner unentgeltlich die Materialien zur Stelle schaffen und Handlanger-Dienste leisten. Und dazu haben sich schon eine ganze Anzahl von Häuptlingen willig finden lassen. In Bandawe selbst bestehen zwei Schulen, eine für die Kleinen und Anfänger um 7 Uhr und eine für die Fortgeschrittenen, besonders die, welche Lehrer wollen werden, um 10 Uhr. Außer diesen beiden Schulen sind regelmäßige Volksschulen im Gang in den Dörfern Marengas, Fukas, Chikurus, Dwambazis, Karali, und 6 im Chintechi-Distrikte. Dr. Laws giebt uns in einem Briefe vom Mai 1890 ein überaus anschauliches Bild von diesem Schulwesen:

„Unser letztes Semester hier begann im Dezember 1889 und dauerte bis Ende April 1890. Am Ende des vorigen Semesters hatten wir eine kleine und große Schule in Bandawe; 3 andere Schulen in Marenga, Fuka und Chikuru, ½—1 Meile von hier; eine andere in Karali, 6 Meilen südlich; und eine am Kap Maclear. Mit dem neuen Semester im Dezember wurden 2 Schulen zwischen hier und Karali begonnen; ferner 6 in einem Haufen von Dörfern zwei Meilen nördlich, wo sehr viel Kinder sind; und zwei andere in Verbindung mit Kap Maclear. An keinem von diesen neuen Plätzen waren Schulhäuser, so hatten die Lehrer ihre Arbeit unter freiem Himmel zu verrichten, im Schatten eines großen Baumes, wenn ein solcher zu finden war. Das war ein großes Hindernis für die Arbeit, da es Regenzeit war; und wenn es morgens regnete, mußte die Schule auf Nachmittag verschoben worden. Noch schlimmer, die Regengüsse waren so heftig, daß

sich in einem Dorfe, wo wir ein Schulhaus hatten, ein Gießbach bildete, gegen die Hinterseite des Hauses anstürzte, und die Grundmauern wegschwemmte, sodaß die ganze Schule zusammenfiel. Wir haben hier in sechs Monaten mehr Regen, als in Schottland in zwei Jahren fällt.

„Wenn bei uns zu Lande ein Kind zur Schule kommt, wird sein Name in die Schülerliste eingetragen, und man braucht nur da hinein zu sehen, um die Zahl der Schüler zu erfahren. Aber am Nyassa ändern die Knaben und Mädchen so oft ihre Namen, daß selbst ihre Eltern oft ihre neuen Namen nicht kennen; so ist es unmöglich, korrekte Schülerlisten zu führen. Statt dessen zählen wir jeden Tag die anwesenden Knaben und Mädchen. Im Dezember 1889 war der tägliche Durchschnitt 2279 Schüler, die höchste Zahl 2422 Schüler, und die Gesamtzahl der Schüler 3080. Während der Regenzeit waren viele Schüler krank, und manche wollten des schlechten Wetters wegen nicht länger zur Schule gehen. Denn hier haben die Kinder nur ein Stück Kaliko oder Zeug aus Borke anzuziehen, wenn sie nicht etwa beim Examen einen Kittel als Prämie bekommen haben.

„Wir haben jetzt im ganzen 120 Lehrer und Lehrerinnen. Da dieselben in der Wissenschaft nicht sehr weit vorgeschritten sind, gehen einige von ihnen auf einen oder zwei Monate nach entfernten Dörfern und kehren dann nach Bandawe zurück, während ihr Platz von andern eingenommen wird. In Bandawe und den drei nächsten Schulen werden die Kinder vormittags unterrichtet, außer wenn die Schule des Regens wegen auf Nachmittag verschoben werden muß. Darnach studieren die Lehrer den Bibel-Abschnitt, den sie den Kindern am nächsten Vormittag beibringen sollen, und werden so selbst weiter unterrichtet. An den Nachmittagen gehen einige von den Lehrern in die Zimmer-Werkstatt, wo Murray sie lehrt, ihr Handwerkzeug zu brauchen. Andere lernen buchdrucken und buchbinden bei Thomson; andere jüngere Lehrer und Kostschüler gehen in die Gärten oder hacken und wieten die Wege auf der Station.

„Endlich die Lektionen! Schulen sind noch eine Neuerung in diesem Lande; keiner von den Eltern kann lesen, sie können also ihren Kindern nicht helfen; viele denken wirklich, ihre Kinder brauchten nicht umsonst, d. h. ohne Geld dafür zu bekommen, zur Schule gehen. Man mag darüber lachen; aber das Volk denkt, die Kinder haben in der Schule zu arbeiten, und sehen keinen Vorteil dabei herauskommen. Man denke sich nun ein Dorf oder eine Stadt, wo niemand das Abc kann; so kann man sich vorstellen, wie langsam der Fortschritt sein muß. Doch konnten Ende letzten Semesters die Hälfte der Schüler, und in einigen Schulen noch mehr das Alphabet, und viele waren weiter vorgeschritten. Alle unsere Schulen beginnen mit Gesang und Gebet in Chinyanja. Dann kommt Lesen, Schreiben, ein bischen Rechnen und — das Beste von allem — Biblische Geschichte mit Sprüchen aus dem Katechismus. Dies Semester gingen wir nach dem Markusevangelium. Montag und Dienstag wird neu durchgenommen; Mittwoch wird repetiert; Donnerstag wird weiter gegangen, und Freitag gründlich repetiert. Wir suchen allen Unterricht so gründlich als möglich zu

machen. Zum Lesen haben wir auf der Unterstufe die Fiebel, auf der Mittelstufe das erste und zweite Lesebuch, beide mit Bildern; auf der Oberstufe das Neue Testament. Es versteht sich von selbst, daß aller unser Unterricht darauf abzielt, die einfachen Schriftwahrheiten einzuprägen, und die Kinder zum besseren Verständnis des Evangeliums zu befähigen."

Neben der überaus fleißig getriebenen Schularbeit wird endlich die eigentliche Predigt-Thätigkeit nicht vernachlässigt. Nicht nur in Bandawe wird das Wort Gottes reichlich gepredigt; auch an allen den Orten, wo sich Schulhäuser befinden, wird regelmäßig des Sonntags Gottesdienst gehalten. Und außerdem werden die schon früher üblichen Predigtausflüge an den Sonntag-Nachmittagen mit Eifer fortgesetzt. Es ist vorgekommen, daß von Bandawe aus an einem Sonntag in 41 Dörfern Gottesdienst gehalten wurde. Natürlich würde es die Kräfte der wenigen — in der Regel 3 oder 4 — in Bandawe wohnenden Missionare weit übersteigen, alle diese Versammlungen zu leiten. Sie ziehen auch alle eingeborenen Christen, ja selbst solche, die sich noch im Taufunterricht befinden, dazu heran. Jeder eingeborene Christ soll ein Missionar für seine Landsleute werden. Mit ihnen wird am Freitag der Text für den Sonntag sorgfältig durchgesprochen, und nachher haben sie über ihre Erfolge genauen Bericht zu erstatten. Die Zahl der Christen hat sich in Bandawe und an Kap Maclear sehr langsam vermehrt; die Gemeinde zählt jetzt — Ende 1890 — 50 Seelen, von denen etwa die Hälfte auf Bandawe und die Hälfte auf Kap Maclear fällt. Es ist aber nicht zu zweifeln, daß nach so langer und so gründlicher Vorbereitung die Zeit nicht mehr fern ist, wo die Atonga und Mangandja in großen Scharen sich zur Taufe drängen werden. — —

Besteigen wir in Bandawe den Dampfer und fahren die Küste entlang nach Süden, so ist der nächste größere Halteplatz Kotakota, die Residenz des Araberhäuptlings und Sultans Jumbe. Es ist der vorsichtigen Politik der englischen Konsuln gelungen, diesen in seiner der Mission und dem gesetzmäßigen Handel freundlichen Haltung zu bestärken und ihn von der Gemeinschaft der widerspenstigen Araber im Norden loszulösen. Sobald Kräfte zur Verfügung stehen, will Dr. Laws hier einen ärztlichen Missionar stationieren. Bis dahin haben wir keine Veranlassung, uns in der öden Umgebung und in dem über alle Begriffe schmutzigen Dorfe aufzuhalten. Wir fahren weiter nach Süden. Eine Tagereise später ankern wir auf der offenen Rhede des kleinen Dorfes Ntindi. Hier steigen wir ans Land. In Ntindi ist nicht viel zu sehen: ein Schuppen für Missionsgüter und eine kleine Schule, die von zwei eingeborenen Lehrern aus Livingstonia versehen wird; im übrigen ein Negerdorf wie die andern in dieser Gegend. Steigen wir aber von der Küste hier nach Westen auf das Hochland, so kommen wir in das Land Chiweres und nach seiner Hauptstadt Mvera. Hier finden wir den Missionar Murray von der holländisch-reformierten Kirche Südafrikas. Diese Kirche hat hier in engster Gemeinschaft mit der Livingstonia-Mission eine selbstständige Arbeit unternommen.

Sie hatten ursprünglich die Absicht, ihre Station weiter westlich am oberen Kongo oder in der Gegend des Bangweolo-Sees zu gründen. Aber schwere Heimsuchungen trieben Murray, lieber Schulter an Schulter mit den schottischen Missionaren zu arbeiten. Die Station Mvera ist noch im Entstehen begriffen, Murray ist etwa 1½ Jahr dort. Chiwere und sein Volk sind auch Angoni, jedoch so stark vermischt mit Elementen der Mangandja, daß sie ihre Sprache mit dem Chinyanja vertauscht haben. Ein ehemaliger Diener des Missionars Bain ist der einzige bisher in Mvera Getaufte.

Wir kehren nach Ntindi zurück und besteigen von neuem die Ilala. Unsere nächste Station ist Livingstonia. Diese ehemalige Hauptstation wird jetzt als Nebenstation weiter geführt; Albert Namalambe leitet die Gottesdienste und versieht die Schule. Wir fahren weiter in die südwestliche Bucht des Nyassa hinein. Im innersten Teil derselben steigen wir aus. Wir betreten Chikuses Land. Es steigt in zwei Terrassen an. Unten eine sehr fruchtbare Ebene, dicht bevölkert und mit Dörfern übersäet, von Norden nach Süden streichend. Westlich davon, durch einen mäßigen Höhenzug geschieden, eine zweite, nicht gar breite Ebene, gleichfalls dicht bevölkert, und von dem Flüßchen Livlezi durchströmt. Wiederum westlich die steilen Abhänge des Kirk-Gebirges, durch deren Abhänge der Weg zur zweiten Terrasse hinaufführt. Da kommen wir wieder auf die den Nyassa im Westen umgürtende Hochebene. Auf der mittleren Terrasse an der Livlezi ist die letzte Station der Freischotten-Mission angelegt, Livlezi-Thal. 1887. Wir befinden uns hier unter dem dritten Bruchteil des Angoni-Stammes, Chikuses Volk ist ebenso kriegerisch und raubgierig als Momberas Volk; aber anders als die nördlichen Angoni, haben sich diese südlichen von Anfang an zu der Mission freundlich gestellt. Schon bei der ersten Untersuchungsreise im Jahre 1878 und wieder bei den Rekognoscierungsreisen Namalambes und Dr. Laws im Jahre 1886 öffnete Chikuse sein Land den Missionaren fast ohne Vorbehalt. Dr. Henry, der mit dem Anfang der Mission in diesem Lande beauftragt war, wählte das Livlezi-Thal zu seinem Arbeitsfeld, das war sowohl selbst dicht bevölkert, als auch gewährte es nach Osten und Westen, nach unten und oben leichten Zutritt zu andern dicht bevölkerten Strichen des Landes. Die Mission traf auch hier auf eigentümliche Schwierigkeiten. Der Hauptfeind Chikuses war der Adjawa-Häuptling Mponda am obern Schire. Gegen ihn und sein Volk wurden in jedem Jahre Raubzüge unternommen. Alle Wege nun von Chikuses Hauptstadt an den Schire führten durch das Livlezi-Thal. So waren wochenlang in jedem Jahr die Wege um die Station durch diese Kriegsscharen unsicher gemacht. Das war um so schlimmer, weil diese Horden sich durchaus nicht genierten, in Ermangelung anderer Beute ein Dorf ihres eigenen Volkes auszurauben oder ihre eigenen Landsleute, besonders die jungen Mädchen, aufzugreifen und in die Sklaverei zu verkaufen. Dadurch wurde zeitweise ein friedlicher Verkehr im Thal fast unmöglich gemacht, und die Missionsarbeit so lange lahm gelegt. Die Feindschaft gegen Mponda hatte für Dr. Henry noch einen anderen Nachteil, sein Verkehr mit

dem Nyassa wurde dadurch unnötig erschwert. Er konnte einfach keine Träger bekommen, die seine Sachen oder seine Briefe nach Kap Maclear beförderten, weil sie da in Mpondas Land kamen. So mußte er sich einen Weg nach dem 24 Meilen entfernten Blantyre schaffen, selbst dorthin zu Fuß gehen und alle seine Waren auf diesem umständlicheren Wege befördern. Er erleichterte sich den weiten Weg ein wenig, indem er halbwegs in Gowa, dem Mittelpunkt eines dichtbevölkerten Distrikts, ein kleines Haus baute, wo er später eine Außenstation zu gründen hofft.

Das Heidentum prägt sich bei diesen Süd-Angoni besonders in einer abscheulichen Form aus, in dem Muave-Trinken. Es ist ja eine in ganz Nyassa-Land verbreitete Praxis, daß in schwierigen Rechtsfällen der Giftbecher entscheidet. Giebt einer das getrunkene Gift von sich, so ist er unschuldig; behält er es bei sich, so stirbt er in wenigen Minuten durch die Vergiftung. Diese unsinnige Art von Gottesgericht hat nun in Chikuses Land überhand genommen. Dort müssen jahraus jahrein Tausende den Giftbecher trinken. Als Dr. Henry sich bei Chikuse zum ersten Mal vorstellte, hatte er Gelegenheit, einer solchen Prozedur beizuwohnen. Ein Weib Chikuses war des Ehebruchs beschuldigt; einer aus dem Dorfe sollte der Verführer sein. Da sich keiner schuldig gab, mußte das ganze Dorf Muave trinken. 350 Männer mußten je zwei und zwei vortreten und den Giftbecher nehmen. 6 starben; der Gerechtigkeit war Genüge geschehen!

Im übrigen hat sich die Missionsarbeit in Frieden im Livlezi-Thal einleben können. Dr. Henry stand seine sehr thatkräftige Frau und der Lehrer Mac Intyre treu zur Seite. Die Sonntagsgottesdienste wurden gut besucht. Zu den ärztlichen Sprechstunden kamen tausende von Patienten. Auch eine Schule in drei Klassen kam bald in Gang. Besonders von der Mädchen-Abteilung dieser Schule in Livlezi entwerfen uns die Missionsberichte ein so anschauliches Bild, daß wir uns dadurch in das Leben und Treiben derselben hineinversetzen können:

„Als im letzten September die Schule geschlossen wurde, waren es 36 Mädchen. Am Schlußtage wurde den Knaben und Mädchen ein Fest gegeben, eine einheimische Suppe und ein fetter Ziegenbraten. Jeder brachte seinen schwarzen oder roten, irdenen Napf mit; darein gossen sie die Suppe und fingen dann mit ihren Fingern an zu essen. Wir hatten genug zu thun, während der Mahlzeit die Schüsseln immer wieder zu füllen. Als der Doktor die Quantitäten sah, die von den meisten verschlungen wurden, fürchtete er, am nächsten Tag viel in der Apotheke zu thun zu haben; aber es fiel nichts vor. Die Ferien waren ein Glück für uns; die Hitze war so groß, daß wir zur Schularbeit unfähig gewesen wären.

„In dieser Zeit traf uns ein schwerer Schlag. In einer Nacht wurden wir zwischen 9 und 10 Uhr herausgerufen; unser Schulhaus brannte. Es war eine stille, finstere Nacht, und niemand war zu sehen. Ein verirrter Hund bellte umher, aber wir konnten seinen Besitzer nicht ermitteln. Viele Neugierige kamen, durch das Feuer angezogen, eiligst herbei. Der Anblick war traurig und aufregend, und bei der Nähe

der Gebäude und der Größe des Feuers wären alle Gebäude auf der Station zerstört worden, wäre die Nacht stürmisch gewesen. Die Knaben hielten noch lange auf der Brandstätte Wache.

„Als die Schule, nun natürlich unter freiem Himmel, wieder anfing, kamen auf einmal 58 Mädchen. Der Zuwachs kam am Tage der Eröffnung ganz unerwartet. Ein Weib kam zu mir, mich zu benachrichtigen, daß sie mit vielen Mädchen gekommen sei, die alle wünschten, die Schule zu besuchen. Als ich hinging, fand ich, daß sie sich alle vorher gebadet hatten und reinlich nnd sauber aussahen. Ich bat das Weib dringend, daß die Kinder möglichst regelmäßig kommen und sich jeden Morgen vor Schulanfang baden möchten. Sie war damit einverstanden, nur legte sie ein gutes Wort ein wegen der großen Entfernung, die sie zurückzulegen hätten. Sie haben es hin und zurück fast 1½ Meile; trotzdem sind sie oft eher da, als die, welche nahebei wohnen.

„Die Eltern begleiten die Kinder zur Schule, bringen dann gleich ihre Waren zum Kauf und warten, bis sie ihre Kinder wieder mit nach Haus nehmen können. So versammelt sich jeden Morgen viel Volk auf der Station und sucht die Gelegenheit, an unserer Morgenandacht in Gebet und Gesang teilzunehmen.

„Die kalte Jahreszeit hat begonnen, und es ist des Nachts und Morgens rauh. So ein Stück dünnen, sehr schlechten Kattuns ist da keine genügende Bekleidung für die armen, schauernden, trübselig dreinblickenden Kreaturen. Ich bin manchmal traurig, die Kinder so nur mit einem dünnen Kattunlappen bekleidet zu sehen. Die Arme über die Brust gekreuzt, die Hände fest an die Schultern gedrückt, suchen sie sich warm zu halten, während ihre Zähne klappern, und der Frost sie über und über schüttelt. Wir können wenig für das leibliche Wohl derer außerhalb der Station thun; sie würden es nicht schätzen und nicht mehr arbeiten. Nur wofür sie sich angestrengt haben, das schätzen sie. So haben wir Kleider als Schulprämien gegeben und sie ermutigt, darum zu arbeiten, um sie allmählich zu kleiden.

„Sobald ein Mädchen die notwendigen Stiche nähen kann, wird ein Kleid für sie zugeschnitten, welches sie selbst näht. Sie steckt die Säume ab und zeigt es mir, bevor sie anfängt. Da habe ich gewöhnlich manches zu ändern und zeige ihr, wie sie es zurechtbringt. Dann setzt sie sich wieder auf ihren Platz, und da das Kleid für sie selbst ist, arbeitet sie fleißig, kommt aber ab und zu, um mir zu zeigen, was sie macht, voll Furcht, daß sie es wieder auftrennen muß. So gehts weiter, bis das Kleid fertig ist. Nun ist es ihr Sonntags-Anzug. Sie muß regelmäßig zur Kirche kommen und dort aufmerksam sein. Sie weiß, das Kleid gehört mir, und wenn sie nicht alles thut, was ich fordere, fällt es mir anheim.

„Das sind nun 60 Mädchen, welche die Kirche besuchen. Einige von diesen Kleidern sind gut gearbeitet. Diese Mädchen füllen eine lange Reihe von Sitzen vorn. Auch die Knaben sitzen auf einem hervorragenden Platz, und das Singen dieser schwarzen Knaben und Mädchen ist eine Freude. Sie kennen die Hymnen auswendig, und viele sind ihnen erklärt.

„Noch etwas von unsern Kostgängern! Es ist keine Kleinigkeit, Kinder von heidnischen Eltern zu erziehen, und doch, wenn sie dauernd auf der Station blieben, wären viele Schwierigkeiten bald überwunden. Ein leider sehr häufiges Hindernis ist ihre Unbeständigkeit. Wenn ein Mädchen ein paar Wochen oder Monate bei uns ist, bittet sie um Erlaubnis, nach Hause zu reisen; eine gute Entschuldigung ist schnell zur Hand, irgend ein guter Freund soll krank sein; ob es wahr ist, bleibt meist zweifelhaft. Wird die Erlaubnis versagt, so ist sie am nächsten Morgen verschwunden. Nach einiger Zeit kommt sie wieder und bittet um Aufnahme; da ist es denn sehr schmerzlich zu sehen, daß sie in alle ihre schmutzigen Weisen zurückgefallen ist. An einigen habe ich viel Vergnügen gehabt, an andern das Gegenteil. Einige waren so anhänglich an die Station, daß sie sich selbst in Krankheiten standhaft weigerten, zu ihrer Mutter zurückzukehren.

„Aber nichts ist so verlockend für sie, als der wilde Dorftanz. Er scheint nie seinen Zauber für sie zu verlieren. Die Kostgänger und Diener erhalten keine Erlaubnis, bei diesen Tänzen zuzusehen, wegen der damit verbundenen Roheit und Trinkgelage. Das dabei reichlich getrunkene Bier ist berauschend und macht aus den ohnehin ziemlich dürftigen Geschöpfen wahre Jammergestalten. Wir müssen diese Tänze und Gelage in jeder Weise einschränken und, soweit unsere Macht reicht, die Teilnahme daran verbieten. Bisweilen warten die Mädchen, bis es dunkel ist, und laufen dann, um zuzusehen. Die Tänze sind sehr häufig und dauern manchmal ganze Wochen. In den Dörfern schlagen die Leute manchmal Tag und Nacht ihre Trommeln und tanzen und schreien. Jetzt lassen sie es aber wenigstens am Sonntag.

„Die Zahl der weiblichen Kostgänger schwankt sehr. Einmal hatte ich 20, ein andermal 4. Zwanzig waren jedoch zu viel. Ich ließ sie ein paar Tage dableiben, bis ich sie kannte, suchte dann die schlechtesten aus und schickte sie nach Hause. Die Arbeit sie zu bessern ist sehr mühsam; oft sehe ich die guten Wirkungen nicht, die ich hoffe. Aber Reinlichkeit und Sauberkeit herrscht wenigstens ziemlich unter ihnen. Wenn ein Europäer ins Land käme, würde er daran leicht jedes Missionsmädchen erkennen. Manche unter ihnen sind leuchtende Beispiele für ihre Dorfschwestern."

Bekehrte und Getaufte sind in Livlezi-Thal*) noch nicht vorhanden; das ist auch bei der Kürze der Arbeitszeit nicht zu erwarten. Jedoch verspricht auch dies Missionsfeld hoffnungsvoll zu werden. Viele Angoni aus dieser Gegend ziehen nach Mandala und Blantyre, um bei den sich dort immer zahlreicher ansiedelnden Pflanzern zeitweilig zu verdingen; so erarbeiten sie sich Kleider und kommen auch sonst mit der Kultur in Verbindung. Vielleicht dient diese Arbeitslust dazu, den kriegerischen Sinn des Volkes zu sänftigen und sie für die geduldige

*) Nach den neuesten Berichten sind in diesem Frühjahre die Erstlinge in Livlezi-Thal getauft. Leider erkrankte Dr. Henry kurze Zeit darnach so heftig am Fieber, daß er zur Erholung eine Zeit lang nach Schottland zurückkehren mußte. Sein treuer Gehülfe, Mac Intyre, ist auf der Heimreise in Kilimane (Januar 1891) gestorben.

Missionsarbeit zugänglich zu machen. Jedenfalls ist hier der Anfang viel leichter gewesen, als auf der nördlichen Angoni-Station, und man muß mit den Erfolgen der ersten zwei Jahre recht zufrieden sein.

## Bemerkungen.

Die Mission der schottischen Freikirche ist die bedeutendste am Nyassa, sie hat deshalb über alle dortigen Verhältnisse die reichsten Erfahrungen gesammelt; sie liegt mit ihrem Arbeitsgebiet den neu zu beginnenden deutschen Missionen am nächsten, ihre Erfahrungen haben deshalb den meisten Anspruch, von uns berücksichtigt zu werden. Wir haben wahrscheinlich in dieser Mission ein Zukunftsbild unserer Mission vor uns.

Wir studieren 1) die Zusammensetzung des Missionspersonals. Die schottische Freikirche hat im Verlauf der verflossenen 15 Jahre 57 Personen nach dem Nyassa gesandt; das ist eine sehr bedeutende Zahl, allein sie vermindert sich zusehends, je genauer wir sie untersuchen. Wir müssen zunächst abziehen 9 Ehefrauen von Missionaren. Einige von ihnen haben sich allerdings eifrig an der Missionsarbeit beteiligt; aber es widerspricht unserm deutschen Gefühl, sie neben ihren Männern besonders zu zählen. Ferner ziehen wir ab 3, die erst Ende 1890 ihr Arbeitsfeld betreten hatten, welche also noch keine Erfahrungen haben sammeln können. Es bleiben 45 Missionsarbeiter. Wir müssen eine weitere, wichtige Reduktion vornehmen. Bis 1883 gehörte der Mission der Schraubendampfer Ilala; dessen Besorgung erforderte einen ziemlich bedeutenden Aufwand von Arbeitskräften; nämlich a) nach einander 3 Kapitäne, b) je 2 und 2 Schiffsingenieure, 6; c) 3 Matrosen; also zusammen 12 Personen. Die übrige Bemannung wurde aus Eingeborenen rekrutiert. Es bleiben mithin 33 Missionsarbeiter, immer noch eine stattliche Anzahl. Sehen wir uns dieselben näher an. Wir übergehen den Seeoffizier, der nur zur Überführung der Mission nach dem Nyassa ausgesandt war, und die beiden Ingenieure, die vorwiegend mit Wegebauten beschäftigt waren. In dem Rest haben wir drei verschiedene Klassen vor uns, Missionare erster Ordnung, solche zweiter Ordnung, und Kafferneyangelisten. Beginnen wir mit den letzteren. Ihrer sind 4, sie stammen alle aus Lovedale, dem berühmten Kaffern-Erziehungsinstitut der Freischotten in Südafrika. Einer derselben ist sehr früh gestorben; ein anderer hat sich wenig hervorgethan; aber die beiden letzten, William Koyi und Georg Williams haben der Mission unter ihren Landsleuten, den kaffrisch redenden Angoni, die wertvollsten Dienste geleistet. Der Versuch, südafrikanische Eingeborene bei der Missionsarbeit in Centralafrika zu verwenden, ist gelungen. Sollte sich unsere Berliner Mission über die Abhänge des Livingstone-Gebirges zu den südöstlich angrenzenden Magwangwara, einem ähnlichen Zulukaffern-Stamm, ausdehnen, so wird die Verbindung dieser Mission mit der Mission in Britisch-Kaffernland von großem Werte sein. — Unter die Missionare zweiter Ordnung gehören die 6 Lehrer und die 9 Handwerkerbrüder. Lehrer sind erst spät, dann aber in wachsender Anzahl ausgesandt; es

ist gewiß praktisch, für die Erteilung des gewöhnlichen Schulunterrichts Arbeitskräfte zu verwenden, die nicht so kostspielig sind, wie universitätlich ausgebildete Missionare. Von den 9 Handwerkerbrüdern war der Weber bei der ersten Expedition wohl der vielen Baumwolle wegen ausgesandt, die man zu finden hoffte; da sich diese Hoffnung nicht verwirklichte, hat er keinen Nachfolger gefunden. Von den 3 Ackerleuten hängen zwei noch mit den kolonisatorischen Ideen zusammen, welche anfangs sich an diese Mission knüpften. Sie haben in ihrem eigentlichen Beruf so wenig zu thun gehabt, daß einer unter ihnen die erste Grammatik des Chinyanja zu verfassen Gelegenheit und Zeit fand. Die Aussendung besonderer Zimmerleute dagegen muß sehr gebilligt werden. Alle Häuser wurden am Nyassa zuerst aus Holz, Gras und Rohr aufgeführt; das ging am schnellsten, war am billigsten und ließ die meiste Freiheit, das Haus zu verlegen. Die Kehrseite ist, daß diese Häuser nur zwei oder drei Jahre dem Klima Widerstand leisten und dann ganz oder teilweise erneuert werden müssen. Das Gras- oder Rohrdach auf allen Häusern muß Jahr für Jahr erneuert werden, weil die tropischen Regen jede schwache Stelle herausfinden und fast allemal nach wiederholten Versuchen einen Durchgang durch das Dach zu finden wissen. Werden aber die Grashäuser im dritten oder vierten Jahr gegen Backsteinhäuser vertauscht, so erfordert es viel Arbeit, Holz zu sägen, Gerüste aufzurichten, zu mauern, Thüren und Fenster zu verfertigen u. s. w. Kurz für Zimmerleute ist reichlich Arbeit vorhanden, und wird auch bei den fortgesetzten, vereinten Anstrengungen der tropischen Regen und der weißen Ameisen nie fehlen. — Endlich Missionare erster Ordnung, sagen wir, akademisch gebildete zählen wir 11: rechnen wir davon ab Dr. Stewart, der nur ein Jahr zur Superintendentur hierher abkommandiert war; Dr. Scott, der nur zur Vertretung des in der Heimat weilenden Dr. Laws 2½ Jahre Bandawe übernommen hatte, Dr. Steele, der erst vor kurzem zur zeitweiligen Vertretung des beurlaubten Dr. Elmslie hinausgegangen ist, und Miß Waterston, eine promovierte Ärztin, die schon nach einem halben Jahr krankheitshalber das Land wieder verlassen mußte, so bleiben nur 7 übrig. Erwägen wir, daß von diesen 7 weiter zwei, Black und Hannigton nur ein halbes Jahr an der Arbeit gewesen sind, so haben wir als eigentliche, leitende Missionare nur 5 übrig, während eines Zeitraums von 15 Jahren gewiß eine recht kleine Anzahl, und verglichen mit den 57 in Summa ausgesandten, oder den 47 männlichen ausgesandten Personen unverhältnismäßig wenig. Um indessen richtig zu urteilen, müssen wir — nach unsern deutschen Begriffen, zu den 5 Missionaren die 6 Lehrer hinzuzählen. Wir haben den Unterschied zwischen Missionaren erster und zweiter Ordnung nicht; wir wünschen nicht, daß sich die akademisch gebildeten Missionare für mehr halten, als diejenigen, welche in den Missionsseminaren ausgebildet sind. Aber die schottische Freikirche hat kein Missionsseminar, sie sendet die sich darbietenden Personen nach kurzer Wartezeit hinaus; da ist es unvermeidlich, daß die Bildungsunterschiede der Heimat sich auch draußen geltend machen. — Eine Eigentümlichkeit dieser Freischotten-Mission ist die starke Vertretung

des ärztlichen Elements. Von den 11 Missionaren sind 2 nur Geistliche, 2 nur Ärzte und 6 geistliche Ärzte oder ärztliche Geistliche, wie man sie nennen will. Es ist gewiß dringend wünschenswert, daß den in Kultur entlegene Fernen hinausziehenden Missionaren ärztliche Hülfe zugänglich gemacht wird, etwa durch Anstellung eines Missionsarztes. Hier ist aber mehr geschehen, hier ist die Hülfe des Arztes in leiblicher Not ausdrücklich als Missionsmittel verwandt, und zwar als das dritte neben Kirche und Schule. Es läßt sich nicht leugnen, daß sowohl in Bandawe, wie bei Mombera und in Livlezi-Thal die ärztliche Hülfe der eigentlichen Missionsarbeit in dankenswerter Weise den Weg gebahnt hat; aber es wird noch einer weiteren Erfahrung bedürfen, ehe andere Missionen diesen in Schottland so beliebten Zweig der ärztlichen Missionen in ihr Programm aufnehmen. —

2) Der Gesundheitszustand der Missionsgeschwister. Es werden grundsätzlich nur solche Leute nach dem Nyassa gesandt, welche nach sorgfältiger ärztlicher Untersuchung für vollkommen gesund befunden sind. Da sie sich obendrein alle im besten Alter befinden, so wären nach dem gewöhnlichen Verlauf Krankheiten oder Todesfälle nur in sehr geringer Zahl unter ihnen zu erwarten. Die bei weitem größte Mehrzahl der Unfälle ist mithin auf Rechnung des Klimas zu setzen. Es ist in erster Linie das Klimafieber, welches immer von neuem für die Missionsarbeit verhängnisvoll geworden ist. Im Verlauf von ungefähr 2 Jahren (1883 bis Anfang 1885) werden im Tagebuch von Bandawe 32 Erkrankungen Weißer am Fieber, darunter 3 mit tödlichem Ausgang berichtet. Die erste Station Livingstonia wurde verlassen, weil sie offenbar ungesund war. Als man Bandawe baute, gab man sich nicht der Hoffnung hin, hier einen gesunden Ort gefunden zu haben, sondern legte zugleich 2000 Fuß höher die Angoni-Station als Sanatorium an. Es hat sich herausgestellt, daß weder Bandawe noch Mombera gesund sind; Fieber wird an beiden Orten nur zu häufig gemeldet. Aber Mwenimanda wenigstens, auf der Hochebene zwischen Nyassa und Tanganyika sollte ganz gesund sein, so hoffte James Stewart, der Erbauer. Aber als Bain nur ein Jahr dort gewohnt hatte, war er so von der Ungesundheit seiner Lage überzeugt, daß er die Verlegung der Station ins Werk setzte. Er zog näher an das Livingstone-Gebirge auf die hohe, luftige Ukukwe-Ebene und erbaute Kararamukas. Die Erfahrungen sind noch zu kurz, um über diese Station ein Urteil zu fällen, aber von den drei Erbauern wurde der eine am Sonnenstich lebensgefährlich krank, der zweite mußte wegen Fieber das Land verlassen und der dritte starb wenige Wochen nach Vollendung der Anlage am Fieber. Also günstig sind die Aussichten auch dort nicht. Unsere deutschen Missionen, die Berliner und die Brüder-Gemeinde-Mission, wollen noch höher hinaufgehen in die Berge. Sie hoffen, über die Fiberlinie hinauszukommen. Ob es eine solche Fieberlinie giebt, und ob sich jenseits derselben wirksam Missionsarbeit treiben läßt, bleibt abzuwarten. Gott gebe es! In die Gesundheitsverhältnisse der Mitglieder dieser Mission thun wir einen noch deutlicheren Blick, wenn wir zum

3) auf die Arbeitszeit achten, die sie am Nyassa zugebracht haben. Wir rechnen dabei, soweit wir es verfolgen können, den Aufenthalt von Kilimane an. Die verheirateten Frauen lassen wir bei Seite, ebenso die Ende 1890 Neueingetretenen. Die meisten haben fünfjährigen Kontrakt, einige — auf dem Schiff Beschäftigte — dreijährigen, d. h. nach Ablauf dieser Frist haben sie Anspruch auf Urlaub und freie Rückreise, und es bleibt ihrem Entschlusse überlassen, ob sie zu einer zweiten Dienstzeit hinausgehen; natürlich wird letzteres sehr gewünscht. Von den 45 selbständigen Arbeitern sind 13 (und eine Ehefrau) während dieses Zeitraums gestorben; 22 sind zeitweilig beschäftigt gewesen, 10 sind noch im Dienst. a) Von den 14 Verstorbenen waren 4 weniger als ein Jahr, 2 weniger als zwei Jahre, 2 weniger als vier Jahre, 4 ungefähr fünf Jahre und einer zehn Jahre im Amt; 12 sind am Klimafieber, einer an Schwindsucht, einer an Lungenentzündung gestorben. Von allen Ausgesandten sind mithin 29% gestorben, mehr als der vierte Teil, und fast alle am Klimafieber. b) Von den zeitweilig Beschäftigten lassen wir die Bemannung der Ilala bei Seite, weil dieselbe 1883 in andere Hände überging. Von den übrigen schieden 6 nach Ablauf ihres Kontrakts aus dem Missionsdienst, 2 waren nur zeitweilig am Nyassa zu arbeiten bestimmt; 4 wurden invalide entlassen, der letzte endlich kehrte zwar zu einer zweiten Dienstzeit zurück, hielt dieselbe aber nicht durch. Da wir zur Ehre der aussendenden Missionsgesellschaft und der Missionare annehmen müssen, daß dringende Gründe, in erster Linie körperliche Unfähigkeit sie an der Fortsetzung ihrer Missionsarbeit verhindert haben, so spiegelt sich in diesem unverhältnismäßig schnellen Verbrauch der Arbeitskräfte die Ungesundheit des Klimas wieder. c) Von den jetzt — Ende 1890 — in Arbeit stehenden — 10 — sind tätig 4 unter drei Jahren; 3 unter fünf Jahren; ferner je einer sechs Jahre, 8½ Jahre und 13 Jahre. Dieser flüchtige Überblick genügt, um die große Gnade Gottes in das hellste Licht zu stellen, daß gerade der Superintendent der Mission, Dr. Laws 13 Jahre, die längste Dienstdauer von allen Ausgesandten hat. Er ist vom dritten Jahre an die Seele dieser Mission gewesen und wird es hoffentlich noch lange bleiben. Er ist gleichsam der bleibende Mittelpunkt, um den herum sich die Peripherie immer wieder erneuert; er ist die verkörperte Tradition dieser Mission. Vergegenwärtigen wir uns die Arbeitsdauer nochmals in den Prozenten der Ausgesandten, so sind verstorben 29%; nach Ablauf des Kontrakts ausgeschieden 33%; vor Ablauf der ersten fünf Jahre durch Tod oder Invalidität ausgeschieden 31%; länger als fünf Jahre in der Arbeit nur 13%, also nur ⅛ der Ausgesandten!

Wir müssen uns diese Zahlen vor Augen stellen, um zu erwägen, welche ernste Entscheidung es für unsere Missionsleitungen war, in diesen Ländern in die Arbeit einzutreten, und welcher Glaube dazu gehört, unter solchen Umständen die Arbeit hoffnungsfreudig zu beginnen.

---

# III. Die Blantyre-Mission.

## Die Lehrjahre.

### 1876—1880.

Alle evangelischen Missionen, die in Central-Afrika direkt oder indirekt durch Livingstone hervorgerufen waren, wurden durch seine Ideen und seine Auffassung der Aufgaben der Missionsarbeit beeinflußt. Aber keine Mission hatte noch den Versuch gemacht, Livingstones ganzes Missionsprogramm in allen Punkten durchzuführen. Sie hatten von Livingstone zwar tiefgreifende Anregungen empfangen, aber gingen doch in ihren Arbeiten eigene Wege. Es war ein Akt der Gerechtigkeit gegen den großen Missionar, daß einmal wenigstens an einem Orte eine Mission sich die Aufgabe stellte, gänzlich in Livingstones Sinn zu arbeiten. Das that die Blantyre-Mission der schottischen Staatskirche.

Der Nerv der Missionsgedanken Livingstones war dieser: Infolge der eigentümlichen, durch den Sklavenhandel hervorgerufenen politischen Zustände und wegen der relativ niedrigen Kulturstufe der in Frage kommenden Völkerschaften genügt in Afrika nicht die Predigt des Evangeliums allein. Soll etwas wirklich Segensvolles geschaffen werden, so muß der Sklavenhandel und Alles, was damit zusammenhängt, das Grundübel Afrikas, bekämpft werden. Dieser ungesetzliche Handel kann nur dadurch beseitigt werden, daß ein gesetzlicher Handel an seine Stelle tritt, welcher unter günstigeren Bedingungen, als sie der Araber gewähren kann, die Afrikaner im Austausch für die Produkte ihres Landes und ihrer Arbeit mit den für sie wünschenswerten, europäischen Produkten versorgt. Da nun aber Afrika im Naturzustande außer Elfenbein nicht genügend wertvolle Produkte hervorbringt, um anders als mit Sklaven die europäischen Waren zu bezahlen, so ist die Vorbedingung für die Schaffung gesunder Zustände die Erschließung der natürlichen Hülfsquellen des Landes, die weitere Ausdehnung und rationelle Betreibung des Ackerbaus, Einführung nutzbarer Kulturpflanzen u. dgl. mehr. Jede Mission in Afrika soll demnach neben der Belehrung der Völker im Evangelium zugleich Industrie-Mission sein; nicht sowohl deshalb, weil die Afrikaner der Handwerke und des Ackerbaus noch ganz unkundig wären, — das ist nicht der Fall —; sondern um sie durch Erzielung solcher Produkte oder durch solche Arbeitsleistungen, welche für die Europäer wertvoll sind, und durch den auf diesem gesetzlichen Wege erworbenen Lohn von den Sklavenhändlern, bisher den einzigen Kaufleuten im Lande, unabhängig zu machen.

Es müßte demnach jede Mission in Livingstones Sinn von vorn herein fünf Departements haben, Predigt und Unterricht der Jugend, die beiden spezifisch missionarischen Funktionen; außerdem Unterweisung im Ackerbau, Belehrung in den gebräuchlichen Handwerken und Handel.

Eine Mission soll nach der damals in England üblichen Terminologie sein evangelistic, educational, agricultural, industrial und commercial.*) Es leuchtet auf den ersten Blick ein, wie nahe sich dieses Missionsideal mit den Ideen berührt, welche seit dem Beginn der kolonialen Ära auch bei uns in Deutschland auf das lebhafteste verfochten sind. Mit um so größerem Interesse werden wir dem Versuche folgen, diese Gedanken in ernster Missionsarbeit zu verwirklichen.

Das Missionsunternehmen der schottischen Staatskirche stand von Anfang an ausschließlich unter dem Einfluß dieser Ideen. Dr. theol. Macrae, der geistige Urheber dieser Mission, lebte und webte in ihnen. Die um Rat gefragten Afrika-Kenner Horace Waller, E. Young, Krapf u. a. stimmten mit Begeisterung zu. Der Sympathien aller Gebildeten Schottlands war man sicher. Der offizielle Aufruf 1875 entwickelte das Programm. Es sollte nicht eine Missionsstation im gewöhnlichen Sinne, sondern eine Missionskolonie gegründet werden: „Wenn wir erst angesiedelt sind, werden die Eingeborenen sich um uns niederlassen, werden unsern Unterricht und unsere Hülfe empfangen, werden sich selbst unter unsere Herrschaft stellen und werden sich durch Ordnung und christliche Aufsicht in den Zustand civilisierter Gemeinden erheben.“ So werden sie zugleich vor den grausamen Händen der Sklavenhändler und vor der unerträglichen Tyrannei der eingeborenen Häuptlinge gesichert sein. „Indem man die christliche Niederlassung gründet, wird es notwendig sein, die Eingeborenen einige von unseren Industrieen als Gärtnerei, Tischlerei und Pflügen zu lehren. Das Land ist reich an allen vegetabilischen Produkten und ist außer der üppigen Vegetation der Tropen in seinen höheren Strichen auch fähig, Korn und die Produkte der gemäßigten Zone zu produzieren; so daß, wenn die Mission einmal gegründet ist, sie fast gänzlich von den Produkten des Landes wird leben können.“

Diesen Ideen entsprach die Zusammensetzung der Missionsexpedition; es wurden 1876 ausgesandt der Arzt Dr. Macklin, der Gärtner John Buchanan, vier andere Handwerker — und kein Geistlicher. H. Henderson, der Generalagent, hatte sich schon im Jahr zuvor (1875) der ersten Expedition der schottischen Freikirche angeschlossen, um den Ort der künftigen Niederlassung auszuwählen und über Land und Leute die erforderlichen Erkundigungen einzuziehen. Am 9. August 1876 kam die Expedition in Kilimane an; in Mazaro trafen sie mit Henderson zusammen; am 13. Oktober langten sie nach einer sehr mühseligen und aufreibenden Reise an ihrem Bestimmungsort im Schire-Hochland an. Sie nannten ihn Blantyre (spr. Blänteir) nach dem Geburtsort Livingstones.

---

*) Vielleicht erinnert sich der Leser des S. 44 entwickelten Missionsprogramms Livingstones und wundert sich, daß das hier Ausgeführte von jenem so auffallend abweicht. Allein der Unterschied ist nicht so groß, als er auf den ersten Blick scheint. Livingstone hatte den unausführbaren Gedanken fallen lassen, eine Auswanderung in größerem Stile nach den Schirehochlanden zu veranlassen. Im übrigen dachte er sich nach wie vor eine Mission in seinem Sinn als eine Kolonie der Kultur und des Christentums zugleich inmitten des Heidentums und der Barbarei.

Die Lage der Missionsniederlassung war in jeder Beziehung glücklich gewählt. Der Krieg zwischen den Adjawa und Mangandja, welcher anderthalb Jahrzehnte zuvor hier gewütet, und in den die Universitäten-Mission zu ihrem Unglück verwickelt wurde, war längst zu Ende. Die Adjawa hatten die östliche, bei weitem größere Hälfte des Hochlandes in Besitz genommen. Der westliche und südwestliche Teil stand jetzt unter der Herrschaft der Makololo, der einstigen Diener Livingstones und allzeit ergebenen Freunde der Engländer. Blantyre lag im Grenzdistrikt zwischen beiden Völkern, jedoch im Adjawa-Gebiet. Dieses ganze Schire-Hochland hatte Livingstones Entzücken wachgerufen: „Es hat Überfluß an hellen, kühlen, fließenden Quellen und Bächen, an schönen Waldlanden mit vielen Arten großer und schöner Bäume und reizender, malerischer Scenerie. Der Boden ist fruchtbar und trägt die reichsten Ernten aller Arten einheimischen Getreides und Gemüses." Blantyre ist der Glanzpunkt dieses schönen Landes; 3000 Fuß hoch über dem Meer gelegen, ist es der gesundeste Ort, der bisher im ganzen Nyassa-Gebiet gefunden ist. Wenn die Reisenden den Sambesi und Schire hinaufreisen, so saugen sie in der Regel Fieberkeime ein; sobald sie aus dem feuchtheißen Thale in das kühlere Bergland aufsteigen, kommt das Fieber zum Ausbruch. Aber ein paar Tage oder Wochen in und bei Blantyre genügen fast immer, um die Gesundheit des Körpers und die Elasticität des Geistes wiederherzustellen. Der allgemeine Gesundheitszustand der in Blantyre angestellten Missionare ist fast so günstig, wie in Süd-Afrika. In den ersten 10 Jahren starb von den Missionaren nur einer, der beigegebene Matrose, und dieser nicht am Fieber, sondern an der Lungenentzündung.

Der Boden rings um Blantyre ist sehr fruchtbar und für industrielle Unternehmungen, besonders Acker- und Plantagenbau wie geschaffen. Auf drei Seiten wird es umschlossen von einem frischen, immer fließenden Flüßchen; auf den Hügeln und Bergen ringsum giebt es Bauholz in Fülle; Eisenerz wird in der nächsten Nachbarschaft in Überfluß und guter Qualität gefunden. Auch Lehm und Thon zu jeder Art von Ziegeln und Backsteinen sind reichlich vorhanden. Die Mission begann also ihre kolonisatorische Arbeit unter den denkbar günstigsten äußeren Verhältnissen.

Die umwohnenden Häuptlinge stellten sich fast ohne Ausnahme freundlich zu der neuen Niederlassung; die Makololo-Herren am Schire freuten sich aufrichtig, daß nun auch sie eine Mission haben sollten; und auch die Adjawa legten durchaus keine Hindernisse in den Weg. Beträchtliche Ländereien wurden erworben, galt es doch nicht allein für den Bedarf der Mission zu sorgen, sondern auch für den erwarteten Zufluß von Eingeborenen Platz zu schaffen. Die Missionare fühlten sich als unumschränkte Herren auf ihrem so erworbenen Grundbesitz, und auch der Adjawa-Häuptling Kapene, der Herr dieser Gegend, hatte die Kaufgeschäfte so aufgefaßt, daß er dadurch auch auf sämtliche Hoheitsrechte über das abgetretene Gebiet Verzicht geleistet habe.

Mit großem Eifer machten sich die Missionare daran, sich häuslich einzurichten. Die ersten Gebäude wurden aufgeführt; der Plan für die

gesamte Stationsanlage entworfen, und ein großes Stück Land urbar gemacht. Arbeitskräfte waren in Fülle vorhanden. John Buchanan, der Gärtner, war ganz in seinem Element. Er konnte umfassende Kulturen von Baumwolle, Zuckerrohr, Tabak, Ananas, Kaffee und dergleichen anlegen, Weizen bauen, Palmen pflanzen und dergleichen mehr. Es waren bald 100, nach ein paar Jahren sogar 500 Eingeborene, die sich freiwillig zu dieser Plantagen-Arbeit um Lohn stellten. Sie erhielten außer freier Verpflegung einen Fuß Kaliko pro Tag. Da ihre Beköstigung nur in Mais bestand, und ein Centner Mais für 90 Pfennig zu haben war, so waren die Arbeitskräfte äußerst billig. Bald ließen sich diese Arbeiter, wie man gehofft hatte, in kleinen Dörfern um die Station her nieder und stellten sich dadurch auch rechtlich und politisch unter den Schutz und die Macht der Missionare. Es konnte auch nicht fehlen, daß sich durch die tägliche Berührung mit der europäischen Kultur bald eine Besserung in ihrer Haltungsweise bemerkbar machte. Schon im Jahre 1879 konnte offiziell berichtet werden: „Bereits reifen in der Mission die Früchte des christlichen und civilisierenden Einflusses; Geschmack, Sitten und Benehmen des Volkes ändern sich, ihre Kleider werden vollständiger; ihre Häuser reinlicher und behaglicher.“

Der Kultur-Erfolg war in die Augen fallend; wäre Blantyre nur eine Kolonie gewesen, so hätte man über ihre schnelle Entwickelung in Entzücken geraten müssen. Aber es sollte doch in erster Linie Missionsstation sein; und die spezielle Missionsarbeit kam über der intensiven Kolonisations-Arbeit entschieden zu kurz.

Es ergaben sich allerdings auch für die Predigt und den Schulunterricht aus diesem Zusammenfluß von Arbeitern Erleichterungen. Die Predigt fand in den Missionsdörfern stets willige, besser gesagt, gehorsame Zuhörer. Die Gottesdienste in Blantyre wurden von denselben Leuten, offenbar aus Pflichtgefühl, stark besucht, und ihre Kinder ergaben eine ganz stattliche Schülerzahl. Aber mit den für diese eigentliche Missionsarbeit zur Verfügung stehenden Kräften sah es doch im Vergleich mit dem Eifer, den man der wirtschaftlichen Entwickelung der Station widmete, nur dürftig aus.

Zuerst war auffälligerweise überhaupt kein Geistlicher unter den Missionaren. Henderson traf deshalb mit den freischottischen Livingstonia-Missionaren das Abkommen, daß diese vorläufig die Predigt- und Schularbeit in Blantyre übernehmen sollten. So hielten sich die beiden Stewart und die beiden Kaffern-Nationalhelfer Koyi und Ntindili vorübergehend in Blantyre auf. Aber mit welchem Ernst sie auch Predigt und Schule begannen, so konnten sie doch nicht viel erreichen, weil sie sich nur zu kurze Zeit derselben widmen konnten. Endlich im Juli 1878 traf der erste ordinierte Missionar Duff M'Donald in Blantyre ein und machte sich sogleich mit rühmlichem Eifer an die Erlernung der Sprache. Es war fraglich, welches die Hauptsprache von Blantyre werden sollte, die Adjawa sprachen Yao, die Makololo Chinyanja. Vom Yao war ein verwandter Dialekt durch Bischof Steere, vom Chinyanja eine nur wenig abweichende Mundart durch Dr. Laws bearbeitet. Je

nachdem sich die Blantyre=Missionare für die eine oder die andere Sprache entschieden, war es angezeigt, daß sie sich nach Nordost zu den Adjawa oder nach Südwest zu den Makololo zu wenden entschlossen waren. Duff M'Donald erlernte Yao und brachte es in wenigen Jahren zu einer ziemlichen Fertigkeit darin, so daß er schon anfing, kleinere Bücher der Bibel ins Yao zu übersetzen. Eine Druckpresse wurde ihm in Blantyre zur Verfügung gestellt, so daß er kleinere Abschnitte selbst zum Gebrauch in Schule und Kirche fertig stellen konnte.

Die Predigt des Evangeliums geschah reichlich, wenn auch nicht mit dem Eifer und dem Umfang, wie bei den Freischotten. Es verging kaum ein Tag, wo nicht außer den Morgen= und Abendandachten der Missionare kürzere oder längere evangelistische Ansprachen sei es an die versammelten Arbeiter, oder in irgend einem benachbarten Dorf gehalten wären. Zur Schule kamen aus den Missionsdörfern fast mehr Kinder, als man beherrschen konnte. Die Makololo vom untern Schire sandten ihre Häuptlingssöhne zum Unterricht; es befanden sich deren zeitweilig 20 in Blantyre, so daß um ihretwillen eine kleine Kostschule eröffnet werden mußte. Im Jahre 1879 befanden sich 140 Kinder in der Schule, und Mac Donald und Macklin hatten Not, der Arbeit Herr zu werden.

Stellt man sich den Zustand von Blantyre im Jahre 1880, nach kaum vierjährigem Bestand vor, so muß man die Entwickelung während eines so kurzen Zeitraumes glänzend nennen. Die zivilisatorischen Ideen, von denen die Mission getragen war, hatten in kürzester Zeit mitten in der afrikanischen Wildnis einen Herd der Kultur geschaffen. 60 Morgen fruchtbarsten Ackerlandes befanden sich in Blantyre, einige 20 weiter in der neueröffneten Außenstation Buchanans am Zombaberge unter Kultur. Die Plantagen gediehen ausgezeichnet; schon hatte man nach Hause geschrieben und um die Maschinen gebeten, mit deren Hülfe man die Rohprodukte von Blantyre zum Export für den Weltmarkt zuzurichten hoffte. Die Missionsdörfer wuchsen zusehends. Zum Knaben=Kosthaus war bereits ein Anbau nötig geworden.

Allein trotz des glänzenden, äußeren Scheines nagte ein Wurm an der Wurzel des Unternehmens. Die Stellung der Missionare war in mehr als einer Beziehung eine widerspruchsvolle. Allein die Erinnernng an den Namen Livingstones genügt, um uns begreiflich zu machen, daß die Missionare vor Eifer brannten, der Sklaverei Abbruch zu thun. Direkt freilich, das lehrte sie das traurige Schicksal der Universitäten=Mission, konnten sie nichts unternehmen, als die Adjawa=Häuptlinge der Nachbarschaft, lauter eifrige Sklavenhändler, ermahnen und warnen. Aber wenn nun ein entlaufener Sklave zu ihnen kam, die Striemen erlittener Mißhandlung an seinem Leibe, ausgehungert, niedergeschlagen, konnten sie den Hülfe Suchenden unbarmherzig von ihrer Thür weisen? Sie hätten geglaubt, damit ein schweres Unrecht zu thun. Blantyre sollte ja ein Zufluchtshaus für die Sklaven sein, und sie predigten den Gefangenen eine Lösung. So kamen also entlaufene Sklaven zu ihnen; erst einige, die wirklich arabischen Sklavenkarawanen entlaufen waren; dann aber kamen auch andere, Sklaven

näher oder ferner wohnender Adjawa, welchen es bei ihren Herrn nicht mehr gefiel. Diese logen den Missionaren jammervolle Geschichten vor, um sie zu ihrer Aufnahme zu bewegen. Die Wahrheit war in den einzelnen Fällen sehr schwer zu ergründen. Aber die Missionare konnten sich nicht verhehlen, daß sie sich durch ihr Verfahren in Widerspruch mit den Gesetzen und Anschauungen des Landes setzten.

Bei den Adjawa war die Sklaverei ein Grundpfeiler ihrer sozialen Ordnung. Die Adjawa-Häuptlinge konnten es nicht gleichgültig mit ansehen, daß ihre flüchtigen Unterthanen bei den Engländern Schutz fanden; es wurde ihnen sauer, trotzdem in diesen ihre Freunde und Wohlthäter erblicken zu sollen. Die Missionare suchten ja die erbitterten Gemüter dadurch zu besänftigen, daß sie in einzelnen Fällen für solche zugelaufene Sklaven den landesüblichen Kaufpreis als Entschädigung anboten. Aber erstens wohnten oft die früheren Herrn Tagereisen entfernt in Gegenden, welche den Missionaren noch völlig unbekannt waren; zweitens nahmen die beleidigten Herrn häufig das angebotene Lösegeld nicht an, sondern forderten ihre Sklaven zurück; und drittens wären auch die Missionare, da es sich schließlich um mehrere Hunderte Chipeta oder entlaufene Sklaven handelte, gar nicht in der Lage gewesen, für alle das Lösegeld zu zahlen. Kurz, die Missionare waren den Sklavenbesitzern gegenüber in einer schiefen Lage, die früher oder später zum Bruch hätte führen müssen, und damals schon viel Reibereien und unaufhörlichen Verdruß verursachte.

Noch verhängnisvoller war die politische Stellung der Missionskolonie. Die Schotten fühlten sich als selbständige, völlig unabhängige Herrn ihres von Kapene erkauften Gebiets. Sie dachten sich diese Stellung natürlich so, daß sie sich von allen kleinen und kleinlichen Streitigkeiten der Eingeborenen absolut fern halten und überhaupt keine Politik treiben wollten. Sie hatten angenommen, daß die eingewurzelte Furcht der Schwarzen vor den Weißen, verbunden mit dem heilsamen Respekt vor ihren untrüglichen Feuerwaffen nicht allein ihr Leben und ihr persönliches Eigentum, sondern auch alle ihre Unterthanen und deren Eigentum vor jedem Angriff sichern würden. Bei den meisten Nachbarn hatten sie unzweifelhaft Recht.

Aber bei einem kleinen Dorfhäuptling Mitiochi überwog die Habgier den Respekt. Er lauerte den Missionsträgern auf und stahl ihre Güter. Als man die Herausgabe des Raubes von ihm forderte, überfiel er eins der Missionsdörfer. Das Missionsvolk war gezwungen, sich mit Gewalt zu verteidigen; ein Mann fiel im Kampfe. Es blieb nicht bei diesem Zerwürfnis. Bald wurden weitere Raubzüge gegen die Missionsdörfer unternommen, um Männer und Frauen zu Sklaven zu machen. Mehrere Wochen gegen Ende 1879 war deshalb die Station in einem Zustand der Unruhe und Aufregung. Was sollte daraus werden? Hatten die Missionare für den Schutz ihrer ganzen Kolonie selbst zu sorgen, so war es kaum zu vermeiden, Mitiochi kraftvoll zu züchtigen. Dann war man genau wieder in den verhängnisvollen Bahnen, die den vorzeitigen Untergang der ersten Universitäten-Mission herbeigeführt hatten.

Noch verderblicher wurde die unabhängige Stellung der Mission für die innere Verwaltung. Man hätte es sich bei einiger Überlegung selbst sagen können, daß nicht die besten Elemente nach Blantyre zusammenströmen würden. Solche, die nichts zu verlieren hatten, Strolche, Taugenichtse und dergl. zweifelhafte Subjekte mehr ließen sich unter dem Schutz der Missionare nieder. Die Missionare konnten einen solchen Haufen von 500 Seelen nicht regieren, ohne strenge Zucht und Ordnung, Gericht und Gerechtigkeit zu üben. So fehlte es denn nicht an mancherlei Veranlassung Strafen zu verhängen, und in dem Wunsch durch Schrecken weiteren Übertretungen vorzubeugen, wurde das Strafmaß öfters sehr hoch genommen. Die Missionare ließen sich mehrere grausame und selbst rachsüchtige Handlungen zu Schulden kommen, ja einmal verhängten sie über einen mutmaßlichen Mörder Todesstrafe, welche auch von dem Missionsvolk mit rücksichtsloser Strenge ausgeführt wurde. Wenn Blantyre eine Kolonie und die Missionare die Herrn derselben waren, ließ sich eine solche Ausübung der Gerichtsbarkeit gar nicht vermeiden. Und die Eingeborenen fanden das auch ganz in der Ordnung, sie nahmen auch an den strengsten Strafen keinen Anstoß. Aber im Prinzip war diese Verbindung von Mission und Justiz unvereinbar, und es konnte auf diesem Wege schlechterdings nicht weiter gehen.

Es war ein großes Unglück für die Missionare, daß gerade während dieses unglücklichen Vorfalls sich ein übelwollender Reisender Chirnside in Blantyre aufhielt. Er sammelte, ohne die schwierige Lage der Missionare zu berücksichtigen, Aussagen über alles, was ihm an deren Verhalten nicht gefiel, lieh dazu noch manchen böswilligen Aussprengungen williges Ohr, und veröffentlichte, kaum nach England zurückgekehrt, eine lange Reihe schwerer Anklagen gegen die Missionare in Blantyre. Die Broschüre machte ungeheures Aufsehen; bis in das Parlament kam die Sache zur Verhandlung. Die wenigsten waren gerecht genug einzugestehen, daß diese schlimmen Vorgänge die fast notwendigen Folgen eines verkehrten Prinzips waren.

Die schottische Kirche hat nicht daran gedacht, ihre Missionare mit der Befugnis, Recht zu sprechen, auszustatten; aber sie hatte es ihnen auch nicht ausdrücklich untersagt. Sie hatte sich überhaupt die Lage einer Kolonie in Afrika nicht genügend klar gemacht, um die Konsequenzen zu übersehen. Aber als ihnen jetzt mit einem Male ein helles Licht über die Konsequenzen aufgesteckt wurde, welche die Missionare in gutem Glauben aus der ihnen angewiesenen Stellung als Pioniere der Kultur gezogen hatten, unterwarfen sie ihre ganzen Missionsprinzipien einer gründlichen Prüfung und überzeugten sich, daß die Stellung ihrer Blantyre-Mission, welche sie derselben nach Livingstones Ideen angewiesen hatten, unhaltbar war. Eine Missionsstation, welche einem unabhängigen Volke das Evangelium bringen und seine Kinder in ihren Schulen erziehen will, ist etwas anders als eine Kolonie, welche Plantagen anlegt, auf derselben Arbeiter beschäftigt, dieselben auf ihrem eigenen Grund und Boden ansiedelt und von ihnen Gehorsam verlangt, so lange sie im Bereich ihres Eigentums thätig sind. Die Mission

muß wünschen, einen möglichst großen Kreis von unabhängigen Eingeborenen regelmäßig zur Predigt und die Kinder zur Schule zu versammeln, um so allmählig einen tiefgreifenden Einfluß auf die Herzen zu gewinnen, der zur Bekehrung führt. Eine Kolonie ist vollkommen befriedigt, wenn sich ihr regelmäßig soviel Arbeitskräfte zur Verfügung stellen, als sie braucht, und wie human sie nebenbei auch wünschen mag, Eingeborene zur Arbeit zu erziehen, so denkt sie dabei doch in erster Linie immer an die Arbeit zu ihrem Vorteil in ihrer Plantage. Eine Mission muß wünschen, als ein Teil des Volksganzen, unter dem sie wirkt, angesehen zu werden, und wird sich demnach, soweit es mit dem christlichen Gewissen vereinbar ist, allen Gesetzen und Ordnungen dieses Volkes fügen. Eine Kolonie ist ein Stück heimatlicher Kultur inmitten einer unkultivierten Umgebung, welche ihre zivilisierte Eigenart nach jeder Richtung hin zu behaupten geneigt ist. Sicherlich kann eine Kolonie, wenn sie vom christlichen Geiste durchdrungen ist und nach christlichen Grundsätzen geleitet wird, eine äußerst wertvolle Bundesgenossin der Mission sein; aber wenn die Mission selbst Kolonie ist, so geraten beider Aufgaben mit einander in Widerspruch. Livingstone hatte gedacht, je völliger ein Stück edler, christlicher Kultur der Heimat nach Central-Afrika versetzt werde, und je unmittelbarer es nach allen Seiten hin sich wirksam erweise, um so tiefgreifender und schneller würde die Wirkung sein. Allein es stellte sich heraus, daß sich solange christliche Kultur und heidnische, mit der Sklaverei verbundene Unkultur verständnislos und selbst feindlich gegenüberstehen, bis das Heidentum innerlich durch das Licht christlichen Glaubens überwunden ist.

Nun könnte man vielleicht sagen, die politisch unabhängige Stellung der Niederlassung, die Idee der Kolonie sei in Livingstones Missions-Ideal von untergeordneter Bedeutung; eine industrielle, Ackerbau und Handel treibende Mission könne auch bestehen, ohne sich politisch unabhängig zu stellen. Allein das ist nicht möglich, wenn Ackerbau und Industrie großen Scharen gelehrt werden sollen, um sie in ihrer materiellen Existenz zu heben, und wenn der christliche Handel der Missionsniederlassung den arabischen Sklavenhandel zu verdrängen im stande sein soll. Zu diesen höheren Zwecken müssen so bedeutende Kapitalien, teils in Äckern, Gärten und Häusern, teils in Werkzeugen und Maschinen, teils in allen gangbaren Waren angelegt werden, daß die Niederlassung zum Schutz derselben eine politische Macht repräsentieren muß. Die Geschichte der Seengesellschaft ist dafür ein schlagender Beweis.

Was sollte nun aber die schottische Staatskirche thun, um das gegebene, öffentliche Ärgernis zu sühnen und den tiefen Schaden der ganzen Anlage dieser trotzdem so hoffnungsreichen Mission zu heilen? Einige Verzagte rieten, ohne weiteres die ganze Mission aufzugeben. Aber dazu konnte sich die General-Versammlung nicht entschließen. Sie ordnete eine mit ausgedehnten Vollmachten versehene Kommission ab, bestehend aus dem Geistlichen Dr. Rankin und dem Ehepaar Pringle, denen sich als Vertreter der weltlichen Gewalt der missionsfreundliche englische Vicekonsul Josef Nunes aus Kilimane anschloß. Diese untersuchten in Blantyre alle vorgefallenen Akte civiler und krimineller Ge-

richtsbarkeit und prüften die Lage der Missionsniederlassung nach allen Seiten hin gründlich. Auf ihre Anträge hin wurden mehrere Missionare ihres Dienstes entlassen; unter ihnen auch der vorstehende Missionar Duff Mac Donald und leider auch der überaus tüchtige Gärtner John Buchanan, welchem letzteren indessen später von der General-Versammlung eine öffentliche Ehrenerklärung gegeben wurde.

Dr. Peden wurde mit der vorläufigen Weiterführung der Arbeiten beauftragt. Auf die politisch unabhängige Stellung der Station wurde gänzlich Verzicht geleistet; alle civile und kriminelle Gerichtsbarkeit wurde den Missionaren auf das strengste untersagt und den benachbarten Häuptlingen übertragen. Das Abhängigkeitsverhältnis der umliegenden Missionsdörfer wurde aufgelöst. Die ganze Industrie-Mission sollte baldmöglichst aufgegeben werden. Die Mission sollte nur soviel Acker unter Kultur behalten, als sie zur Bestreitung ihrer Lebensbedürfnisse brauchte, und nur soweit sie dabei behülflich sein könnten, sollten Eingeborene zur Arbeit angeleitet werden. Der Schwerpunkt der Mission sollte allein und ausschließlich auf Predigt und Unterricht gelegt, und selbst die weiter auszusendenden Handwerker sollten nicht mit Rücksicht auf ihre Berufstüchtigkeit, sondern nach ihrer Unterrichtsfähigkeit ausgewählt werden.

Das war ein Bruch mit Livingstones Missionsprinzipien; wir können uns im Interesse der Sache nur freuen, daß die Konsequenzen des verkehrten Prinzipes sich so bald und verhältnismäßig so milde zeigten, und daß so gründlich mit ihnen verfahren wurde. Kolonisation und Mission sind zweierlei. Sie thun besser ihre Arbeit nebeneinander. Auch hier kommt man am weitesten mit dem Grundsatz: getrennt marschieren und vereint schlagen! Die evangelische Mission in Central-Afrika soll sich die Geschichte der ersten Jahre von Blantyre ein für allemal zum warnenden Beispiel dienen lassen.*)

---

*) Der erzählte Abschnitt der Blantyre-Mission ist eine so treffende Illustration zu der vor kurzem in Deutschland lebhaft erörterten Missionskontroverse, daß es mir gestattet sei, darüber noch einige Worte zu sagen. Bekanntlich wurde mit großem Nachdrucke von Seiten vieler Kolonialpolitiker der evangelischen Mission zugemutet, die Erziehung der Eingeborenen zur Plantagenarbeit als eine ihrer wichtigsten, und jedenfalls als ihre erste Aufgabe zu betrachten. Die Losung war: erst labora, dann ora! Vielleicht ist nirgends in der evangelischen Mission so ernst nach diesem Programm gearbeitet als in Blantyre; und der Erfolg war, daß nach fünf Jahren angestrengter Arbeit, trotzdem die Mission sich in kultureller Beziehung glänzend entwickelt hatte, das ganze System mußte über den Haufen geworfen und gänzlich von vorn angefangen werden! Das Mißlingen kam nicht von den einzelnen ungeschickten Handlungen der Missionare her, diese erfreuten sich der lebhaftesten Sympathie ihrer Arbeiter und Nachbarn. Die Missionare hatten bei ihrer Erziehung der Eingeborenen zur Arbeit aufrichtig das Wohl derselben und nicht ihren eigenen Vorteil im Auge gehabt. Warum hielt trotzdem die schottische Staatskirche das gänzliche Aufgeben der industriellen und ackerwirtschaftlichen Arbeiten in Blantyre für nötig? Sie hatten sich überzeugt, daß alle diese Arbeiten der Predigt und der Schule nicht wesentlich förderlich waren, daß sie aber wegen der mannigfachen Schwierigkeiten, welche sie der politischen und bürgerlichen Stellung der Missionare bereiteten, der ganzen Mission verhängnisvoll zu werden drohten. Und fast unvermeidlich hatte sich dadurch, daß die Plantagen sich glänzend entwickelten, während die geistlichen Arbeiten noch in den ersten Anfängen standen, der Schwerpunkt der Mission in ungesunder Weise

## 1881—1890. Neubegründung.

In dieser Zeit schmerzlicher Sichtung trat an die schottische Kirche die Frage heran, ob es nicht geraten sei, Blantyre überhaupt aufzugeben; allein Dr. Charteris antwortete darauf in der Verhandlung der Generalsynode: „Wir schulden es unserm großen Meister zu zeigen, daß wir, die wir gesündigt haben, indem wir nicht seine Waffen gebrauchten, hinfort vorwärts gehen in seiner Kraft, in der Allmacht des Friedens und der Liebe." Nicht aufgeben, aber reformieren wurde die Losung. Freilich mußte das ganze Missionswerk in Blantyre von Grund auf neugestaltet werden. Die schottische Kirche war so glücklich, in dem jugendlichen, glänzend veranlagten Geistlichen David Clement Scott den rechten Mann für diese schwere Aufgabe zu finden. Es galt, die alte Industriemission abzustoßen, und für die von jetzt an mit aller Kraft zu treibenden Arbeiten in Kirche und Schule, Raum zu schaffen. Des großen Grundbesitzes konnte man sich noch am leichtesten dadurch

---

auf das Außenwerk verlegt. Indem die schottische Staatskirche mit kühnem Entschluß — wahrlich nicht leichten Herzens, denn sie gab damit die bedeutenden Kapitalien preis, die sie in die industriellen Unternehmungen gesteckt — die Erziehung zur Arbeit aus dem Missionsprogramm strich, rettete sie das Wesen der evangelischen Mission. Und der Erfolg hat ihren Entschluß glänzend gerechtfertigt.

Erstens stellte sich neben die Missionsstation Blantyre die Kolonie Mandala, und unabhängig von einander sind beide gewachsen und gediehen. Zweitens stellte sich sehr bald die Notwendigkeit heraus, für diejenigen, welche in ihren Herzen für das Christentum gewonnen waren und aus diesem Grunde Anschluß an die Mission suchten, und für die Getauften angemessene Beschäftigung zu schaffen. Aus diesen Christen und Katechumenen haben sich ganz von selbst wieder etliche zu Gärtnern, andere zu Buchdruckern, Maurern, Tischlern, Lehrern u. s. w. ausbilden lassen. Mit Hülfe dieser Eingeborenen, welche also erst Christen wurden und dann arbeiten lernten, sind die großen Gebäude und die schönen Plantagen errichtet, welche heute die Bewunderung der Reisenden erregen.

Und noch ein Wort über das Verhältnis der evangelischen zur katholischen Missionsarbeit. Bekanntlich legt die katholische Mission großen Wert auf ausgedehnte Plantagen und musterhafte Wirtschaft; sie erzieht ihre Pflegebefohlenen systematisch zur Arbeit, und das hat ihr viel Ehre und Lob eingetragen. Aber es besteht ein großer Unterschied zwischen den Pflegebefohlenen evangelischer und katholischer Missionen. Diejenigen der evangelischen Mission sind freie Leute, welche vollkommen freie Verfügung über ihr Thun und Lassen haben. Die der katholischen Mission sind unfreie Leute, welche von den Missionaren in ihrer Kindheit losgekauft sind, aber über welche die Mission lebenslang volle Gewalt behält. Natürlich läßt sich in allen wirtschaftlichen Arbeiten etwas Bedeutendes leisten, wenn stets eine Arbeiterschar zur Verfügung steht, die nur zu gehorchen hat. Die evangelische Mission kann nicht von ihrem Streben ablassen, zu den tiefgreifenden innern Umwandlungen der Bekehrung und Wiedergeburt, auf welche sie hinarbeitet, auch die bürgerliche Freiheit zu wünschen und zu erstreben. Deshalb schenkt sie selbst da, wo sie Sklaven befreit oder losgekauft hat, diesen auch sofort den ganzen Genuß der Selbstbestimmung. Und die evangelische Mission kann nicht von dem Urteil abgehen, daß alle von der Mission erzielte kulturelle Entwickelung nur Wert hat, insofern sie Beweis und äußere Entfaltung der innern Umgestaltung der Herzen ist. Und auch der Gegner soll wenigstens den Entschluß der schottischen Generalsynode ehren, daß sie ihre glänzenden Plantagen und alles darin angelegte Kapital aufgab, um ihre Blantyre-Mission dem Wesen der evangelischen Mission entsprechend von innen heraus zu reformieren.

entledigen, daß man ihn dem Häuptling Kapene zurückgab. Nur soviel behielt man zurück, daß die Mission ihren Bedarf an Gemüse u. s. w. selbst ziehen konnte. Viel schwieriger war die Auflösung der Dörfer, welche sich hauptsächlich aus weggelaufenen Sklaven unter dem Schutz der Missionskolonie gebildet hatten. Noch lange Jahre darnach gab es immer wieder lange, unerquickliche und zum Teil aufregende Verhandlungen mit solchen Häuptlingen, welche der Mission die Aufnahme ihrer entlaufenen Sklaven als schweres Unrecht vorwarfen, und sich bisweilen nur ungern entschlossen, an Stelle der Flüchtlinge, welche doch die Missionare nun nicht mehr zwingen konnten zurückzukehren, das angebotene Lösegeld anzunehmen.

Es kann nicht Wunder nehmen, daß nach den schweren, gemachten Erfahrungen Scott eine Zeitlang geneigt war, nach der entgegengesetzten Richtung zu weit zu gehen. Er wollte von Missionshandwerkern gar nichts wissen, und die Missionsindustrie ganz aufgeben. Ein paar Jahre genügten, um ihn die rechte Mittelstraße finden zu lassen. Wenn die umfangreichen Neubauten, die in Blantyre und anderswo errichtet werden mußten, ganz im Kontrakt gebaut wurden, so kamen sie der Mission unerschwinglich teuer. Die Missionare mußten aus Rücksicht auf die zahlende Missionsgemeinde, wenn auch sehr auf Kosten ihrer Bequemlichkeit, die Rohmaterialien selbst beschaffen: die Stationsleute mußten alle möglichen Handdienste leisten. Scott selbst bat bald wieder um Anstellung von erst einem, dann zwei Missions-Zimmerleuten. — Ebenso ging es nicht an, sich in betreff der Nahrungsmittel ganz von der fernen Heimat und von dem Markt einheimischer Produkte abhängig zu machen. Die Verbindung mit Schottland war weder regelmäßig, noch billig genug, um die meist gebrauchten Lebensbedürfnisse von dorther zu beziehen. Und sich auf die Eingeborenen zu verlassen, war gefährlich. Hatten sie viel geerntet, so brachten sie viel zum Kauf; trugen ihre Gärten wenig, so blieben sie weg. Auf der Station aber wollten jeden Tag über 100 Kinder satt gemacht werden. Da mußte man sich bald entschließen, auf Garten- und Feldwirtschaft wieder Sorgfalt zu verwenden. Es wurden alle erforderlichen Gemüse, Mais, Weizen und dergleichen gebaut, daneben auch eine kleine Kaffeeplantage und eine Zuckerrohrpflanzung angelegt. Auch der Viehstand wurde vermehrt, Ziegen und Schafe wurden in größerer Anzahl gekauft. Kurz, es gliederte sich ganz allmählich und von selbst der Hauptstation wieder eine Missionsfarm an. — Ähnlich ging es mit dem Missionsladen und Warenlager. Es war ja für die Missionare keine Annehmlichkeit, demselben vorzustehen, und Scott hätte ihn gern eingehen lassen, zumal Mandala, die Central-Station der afrikanischen Seengesellschaft, nur 20 Minuten von Blantyre lag. Aber da in Afrika Geld keinen Wert hat, sondern alles nur mit Waren gekauft und bezahlt werden kann, wäre es leichtsinnig gewesen, wenn sie sich ganz von ihren guten Freunden in Mandala hätten abhängig gemacht. Auch so noch, wo die Missionare in Blantyre eine Art von Reservelager neben dem Kaufladen in Mandala hielten, kam es vor (1884), daß weder in Mandala noch in Blantyre in einer Zeit

großer Not auch nur eine Elle Kaliko vorhanden war! — Industrie bis zu diesem Umfang ist der notwendige Ballast, ohne den keine centralafrikanische Station existieren kann; wir haben in Blantyre ein lehrreiches Beispiel, inwieweit sich jede evangelische Mission in derartige weltliche Arbeiten einlassen muß.

Ehe wir nun von dem neuen inneren Aufbau der Mission erzählen, ein paar Worte über die politische Geschichte des Landes während des letzten Jahrzehnts. Zwei Kriegs-Epochen unterbrachen den Frieden. Das Jahr 1884 war voll Kriegs und Kriegsgeschrei. Im Frühjahr jene unselige Verwickelung zwischen den sonst so eng befreundeten Makololo und der Seengesellschaft infolge der Ermordung des Makololo-Häuptlings Chipatula. Im Sommer der Aufstand der Machinjiri gegen die neuen Steuern des Portugiesen. An diesen beiden Kriegen war die Blantyre-Mission nur indirekt beteiligt; um so schwerer wurde sie von dem Überfall der Angoni im Herbst betroffen. Scott hatte diesem Kriegszuge des räuberischen Zuluvolkes vorbeugen wollen und hatte deshalb eine lange, mühsame und nicht gefahrlose Reise zu dem Häuptling Chikuse unternommen. Seine Bemühungen waren vergeblich. Die Horden waren schon losgelassen, sengten und brannten im Lande. In Blantyre konnte man des Abends ringsum den Himmel sich röten sehen von den Flammen der brennenden Dörfer. Die Missionare thaten, was in ihrer Macht stand; sie nahmen die Flüchtigen mit ihrer Habe auf der Station auf, und Scott ging schließlich direkt in das Lager der Feinde, um sie zum Rückzug zu bewegen. Das hatte Erfolg. Sei es, daß auch diese Angoni die den Zuluvölkern Central-Afrikas gemeinsame abergläubische Furcht vor den Weißen beherrschte, sei es daß auch in den Köpfen dieser Wilden ein Verständnis für das Friedenswerk der Mission dämmerte, sie zogen ab, und sind bis heute (1891) nicht wieder in der Nähe von Blantyre erschienen.

Weit gefährlicher waren für die Mission die Wirren der Jahre 1887—90. Zwar von den Arabern und ihren Gewaltthaten am Nordende des Nyassa war Blantyre hinreichend weit entfernt. Um so drohender waren die Portugiesen im Süden. Das Schirehochland hat eine eminente strategische und kommerzielle Bedeutung für Afrika. Die Wasserstraße den Sambesi und Schire hinauf führt vermittels der beiden Seen Nyassa und Tanganyika an 180 Meilen weit von der Küste des Indischen Ozeans in das Herz Afrikas. Diese einzigartige Straße hat ihren Mittelpunkt in der Stewartstraße, welche an den Murchison-Fällen entlang den untern und oberen Schire verbindet. Und Blantyre liegt im Mittelpunkt dieser Straße. So hat Blantyre den Schlüssel zu Central-Ostafrika in der Hand. Kein Wunder, daß die Portugiesen auf die Engländer eifersüchtig waren, und dieses Schirehochland mit allen Mitteln der Gewalt und List an sich zu bringen suchten. Wir kommen an anderm Ort auf diese politischen Verhältnisse zurück; wir mußten sie hier nur erwähnen, um die bedrängte Lage der schottischen Missionare während der letzten Jahre zu würdigen. Selten haben die schottischen Missionare etwas mit größerer Freudigkeit auf ihrer Presse in Blantyre gedruckt, als im Herbst 1889 die Proklamation der

beiden englischen Konsuln Johnston und Buchanan, durch welche das Schirehochland unter englisches Protektorat gestellt wurde.

Unter allen äußeren Unruhen ging das Missionswerk im wesentlichen ungestört vorwärts und wuchs von innen heraus. Die Arbeit war im großen und ganzen eine dreifach gegliederte: ärztliche Hülfe, Erziehung und Predigt. Die ärztliche Hülfe war wie bei den Freischotten nicht in erster Linie zum Vorteil der europäischen Missionare und sonstigen Weißen, sondern zum Besten der Eingeborenen bestimmt. Der Arzt sollte der Pionier, der Vorarbeiter und Bahnbrecher des Missionars sein. Bei der besondern Natur des afrikanischen Aberglaubens kann man sich den Wert solcher Hülfe leicht vorstellen. Dem Afrikaner ist jede Krankheit, jeder Todesfall Wirkung von zauberischen Einflüssen; es muß deshalb nach seiner Anschauung einerseits der Veranlasser des Unheils irgend ein Zauberer sein und deshalb zur Rechenschaft gezogen werden; und es muß andererseits die Krankheit auch durch zauberische Mittel ausgetrieben werden. Wenn im Gegensatz dazu der englische Arzt eine verständige Ursache der Krankheit nachweist und sie durch verständige Mittel beseitigt, so wird dadurch die Axt an die Wurzel ihres Wahnglaubens gelegt. Es standen der schottischen Mission eine Anzahl tüchtiger Ärzte zur Verfügung; und in einigen Fällen hatte die erfolgreiche ärztliche Hülfe in augenfälliger Weise die Wirkung, verschlossene Thüren zu öffnen. Ein geheilter Dorfhäuptling sandte z. B. aus Dankbarkeit sieben seiner Töchter mit sieben Sklavenmädchen nach Blantyre in die Schule.

Unmittelbarer aber als die ärztliche Hülfe diente der Mission die Schularbeit. Und es ist insonderheit eine Eigenart der Schotten, diesen Zweig zu pflegen. Die Missionsschule in Blantyre war schon vor 1880 ganz gut im Gang gewesen; es hatten sich nur, weil die Aufmerksamkeit vorwiegend auf andere Arbeitsgebiete gerichtet war, allerlei Mißbräuche eingeschlichen, die beseitigt werden mußten; und es war weniger auf gründliche Ausbildung als auf große Schülerzahl Gewicht gelegt. Nachdem unter den vorhandenen Schülern gründlich aufgeräumt, und dadurch eine Zeitlang die Zahl zurückgegangen war, hat sich die Schule von Jahr zu Jahr gehoben. Bis zum Jahre 1887 wurden Knaben und Mädchen gemeinsam unterrichtet. In diesem Jahr hielt man es wegen des zunehmenden Wachstums für wünschenswert, eine besondere Mädchenschule neben der Knabenschule einzurichten. Im Mai 1891 wurde erstere von 65, letztere von 122 Kindern besucht.

Der Schulunterricht hat in diesen Gegenden mit Schwierigkeiten zu kämpfen, von denen wir kaum eine Vorstellung haben. Schulzwang existiert nicht. Es ist von einem Tage zum andern vollständig freier Wille, ob ein Knabe oder Mädchen zur Schule kommt. Die Knaben sind dort vielleicht noch freiheitslustiger als bei uns; häusliche Erziehung ist nicht vorhanden. Die Schule ist der erste Zaum und Zügel, der dem wilden Völkchen angelegt wird. Ein großer Prozentsatz bäumt sich dagegen auf, wie ein junges Fohlen, wenn es zum ersten Mal den Sporn des Reiters fühlt. Paviane aus dem reifenden Ährenfeld zu jagen und Maulaffen feil zu halten ist ihnen interessanter, als Tag

um Tag das Abc zu lesen und zu schreiben. Die Mädchen aber müssen von früh an ihren Müttern in allen häuslichen Arbeiten helfen; sie müssen den Mais stampfen, das trockene Holz zur Feuerung holen, die Kinder warten u. s. w. Kurz, sie haben selten Zeit zur Schule zu gehen. Zudem werden sie meist im Alter von 10 Jahren, wenn nicht noch früher verheiratet, und der Vater, der seine Töchter als eine wichtige Einnahmequelle ansieht, kann nicht begreifen, wie er um der Erziehung willen jahrelang auf die Brautgabe verzichten soll. Kommt gar die Zeit des Unyago, der Mannbarkeitserklärung für Knaben und Mädchen, mit ihren wilden, unsittlichen Festlichkeiten, oder irgendwo ein Dorftanz mit Biergelage, oder ein mlandu, eine öffentliche Volksversammlung und dergl. mehr, so bleibt die Hälfte oder noch mehr von Knaben und Mädchen wochenlang weg, — wenn sie überhaupt wiederkommen. Es ist sehr anerkennenswert, wenn sich trotz dieser großen Hindernisse durch Weckung des Lerneifers und besonnene Anspornung des Ehrgeizes ein einigermaßen regelmäßiger Schulbesuch hat erzielen lassen.

Unterricht ist in der Regel vormittags von $7\frac{1}{2}$—$10\frac{1}{2}$ und nachmittags von 12—$1\frac{1}{2}$. Der Anfang wird mit Gesang und Gebet in der Schule, der Schluß täglich mit Gottesdienst in der Kirche gemacht. An die Leistungen darf nicht der Maßstab unserer Volksschulen gelegt werden. $\frac{4}{5}$ lernen nur eben lesen und schreiben in ihrer Sprache. Das sind meistens die unregelmäßigen Schulbesucher, oder die, welche nur kurze Zeit aushalten. Der Kern ist das Fünftel, welches übrigbleibt. Nachdem sie drei Jahre in ihrer Muttersprache unterwiesen sind, werden sie in die englische Klasse versetzt. Diese ist für alle diejenigen bestimmt, welche sich eine höhere Bildung aneignen wollen. Besonders machen sie alle die durch, welche Lehrer oder Missionsgehülfen werden wollen. Der Kursus währt hier nochmals, wie in der Volksschule, drei Jahre. Die fortgeschrittensten Schüler lesen fließend englisch und verstehen es auch. Besonderer Nachdruck wird in allen Klassen auf den religiösen Unterricht, biblische Geschichte, Katechismus, Bibellesen, Kirchenlied u. s. w. gelegt. Ist nun dieses Maß der Schulbildung im allgemeinen für Knaben und Mädchen auch ausreichend, so liegt doch der Mission daran, aus den Lerneifrigsten und Begabtesten sich eine Helferschar für Schule und Kirche heranzubilden. Früher schickte man diese Auswahl nach Lovedale um dort weiter gebildet zu werden. Das hat sich als zu kostspielig und zugleich unpraktisch erwiesen. So haben die Missionare in Blantyre die Ausbildung ihrer männlichen und weiblichen Hülfslehrer selbst in die Hand genommen. Sie haben auch schon einige Erfolge gehabt. Etwa anderthalb Dutzend schwarze Hülfslehrer thun jetzt schon zur Seite der weißen Lehrer Schularbeit.

Das Schulwerk in der Mission hat noch eine andere Schwierigkeit. Die Schule in Blantyre war auf 100 Meilen im Umkreis die einzige; sollten nur die Kinder den Segen derselben genießen, welche zufällig in unmittelbarer Nähe der Station wohnten? Nein, es mußte offenbar der Mission sehr angenehm sein, daß z. B. die Makololo vom Schire oder die Adjawa-Häuptlinge Kinder nach Bantyre schickten.

Diese Kinder hatten ihre Heimat zu weit entfernt, als daß sie von da aus die Schulen besuchen konnten. So mußten sich die Missionare entschließen, in Blantyre ein Kosthaus zu bauen. Hier erhielten die Kinder außer dem freien Schulunterricht auch Nahrung und Kleidung frei. Die Kostschule für die Knaben stammte schon aus der ersten Zeit der Mission; sie wurde von den neuen Missionaren nur ausgebaut und wohnlich gemacht. Thüren und Fenster sicherten die Kinder vor den Unbilden der Witterung; im Innern wurde rings längs der Wände eine Estrade 1½ Fuß hoch aufgemauert. Darauf legten die Knaben ihre kleinen Matten, so hatten sie ein nach ihren Begriffen bequemes Nachtlager. Der wichtigste Teil afrikanischer Gemütlichkeit aber war das große Herdfeuer in der Mitte. Das ist die ganze Freude eines Afrikaners, um ein brennendes Feuer bis tief in die Nacht hinein zu sitzen, zu schwatzen, zu singen, die Neuigkeiten des Tages zu besprechen. Und die Mission ging von dem weisen Grundsatz aus, die Kinder so wenig als irgend möglich ihren nationalen Sitten und Gewohnheiten zu entfremden. Das Knabenhaus bevölkerte sich in wenigen Jahren mit 40—60 Kindern. Auch für ein Mädchenhaus wurde das Bedürfnis lebhaft. Sobald der Knabenlehrer Hamilton durch die Ankunft der Lehrerinnen Miß Walker und Miß Beck einigermaßen entlastet war, richtete man auch ein Mädchenheim ein, und auch dieses wurde bald von einer stattlichen Mädchenschar bevölkert. Diese Pflegehäuser sind ja eine rechte Last für die Mission; die beständige Aufsicht der Knaben sowohl wie der Mädchen nimmt neben dem Schul-Unterricht die volle Kraft sowohl des Lehrers, wie der Lehrerin in Anspruch; und die Beschaffung der Nahrungsmittel, wenn sie sich auch durchschnittlich nur auf 90 Pf. pro Kind pro Woche stellt, macht den Missionaren manche Sorge. Aber andererseits ist auch in der Abgeschlossenheit dieser Pflegehäuser eine weit sorgfältigere Aufsicht und außer der Schulzeit eine mannigfaltigere Beschäftigung der Kinder möglich. Die Knaben lernen allerlei Werkzeuge gebrauchen, und die Mädchen werden in die Geheimnisse aller häuslichen Arbeiten, Kochen, Waschen, Plätten, Nähen u. s. w. eingeweiht.

Mit Hülfe dieser Kostschülerinnen ist in den letzten Jahren in Blantyre eine Wasch- und Plätt-Anstalt eingerichtet, welche im Jahre 1890 einen Reingewinn von 800 Mark abgeworfen hat, ein Beweis, daß die Mädchen fleißig gewesen sind und ihre Sache gelernt haben. Und aus den Reihen der Kostschüler, welchen durch jahrelangen Aufenthalt die Station und der Umgang mit den Missionaren lieb geworden ist, gehen hauptsächlich die männlichen Hülfskräfte, die Lehrer, Maurer, Schreiner, Buchdrucker, Tischler und Ziegler hervor, welche mehr und mehr den Missionaren wertvolle Hülfe zu leisten im stande sind.

In dem Maße, als eingeborene Hülfslehrer zur Verfügung standen, konnte die Blantyre-Schule neue Schößlinge treiben. Es wurden in der Nachbarschaft inmitten volkreicher Orte neue Volksschulen eröffnet. Die ersten waren Soche und Ndirandi 1884. Davon ist die erste wieder eingegangen, die andere hat sich bewährt. Dazu sind im Lauf der Jahre noch die Schulen von Mandala, Chilomoni und Chirazulo

gekommen; so daß zur Zeit (Anfang 1891) außer den beiden Blantyre-Schulen fünf Außenschulen mit ca. 200 Schülern im Gang sind. Eine Sonderstelle nimmt unter diesen Außendörfern Chirazulo ein. Hier wohnte mehrere Jahre der junge Missionar Cleland, und es war volle Missionsarbeit im Gang. Chirazulo wird deshalb vielfach als besondere Missionsstation gezählt. Allein da es nur 3 Meilen von Blantyre entfernt liegt, ist es schwerlich je die Absicht Scott's gewesen, es zu einer Missionsstation zu erheben; Cleland sollte hier nur Vorstudien machen, um sich für das ihm ausersehene Gebiet in den Milandji-Bergen vorzubereiten. Seit Juni 1890 wird Chirazulo auch nur noch als Außen- oder Schulstation von Blantyre aus verwaltet.*)

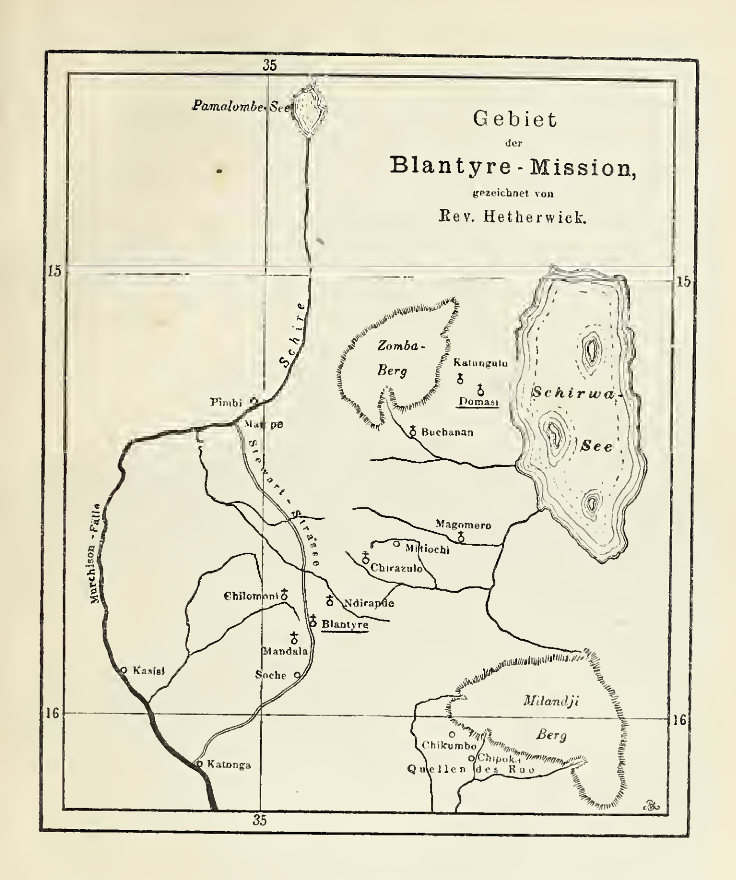
Fast überall, wo die Mission einem noch ungebrochenen Heidentum gegenübersteht, ist die Arbeit an den Erwachsenen, die eigentliche Predigt, schwieriger, als die Pflege der Jugend. Das Heidentum, auch das afrikanische, ist eine kompakte, in sich geschlossene Macht, welche das Leben jedes Einzelnen mit ehernen Ketten umschließt. Die Alten sind in der heidnischen Denkweise festgewurzelt und durch unzählige Interessen an das Heidentum gefesselt. Es ist ein schweres Werk, einen wirklichen Heiden zu bekehren. Das einzige Mittel, welches dieses Wunder hervorbringen kann, ist das Wort Gottes. So haben denn auch die Schotten in Blantyre es sich angelegen sein lassen, das Wort Gottes reichlich zu verkünden. Das war nicht leicht, denn die Blantyre-Missionare, auf der Grenze zweier Sprachgebiete, des Chinyanja und des Yao angesiedelt, mußten beide Sprachen beherrschen. Missionar Scott hat es zur Meisterschaft im Chinyanja gebracht, und uns ein wertvolles Wörterbuch dieser Sprache geschenkt. Missionar Hetherwick ist der Meister des Yao und ist seit Jahren beschäftigt, das Neue Testament in diese Sprache zu übersetzen. Die Erfahrung anderer centralafrikanischer Missionen hat sich auch in Blantyre wiederholt. An Zuhörern, sogar an eifrigen Zuhörern des Wortes Gottes fehlte es fast nie. Zu den verschiedenen Sonntagsgottesdiensten in Blantyre und auf den benachbarten Predigtstationen stellen sich nicht selten 600—700, gelegentlich sogar 1000 und mehr Heiden ein. Aber es ist sehr schwer, auch nur einige wenige zu dem weiteren, entscheidenden Schritt, zum Bruch mit dem Heidentum zu bewegen. Nach den neuesten Nachrichten (April 1891) gehören zur Blantyre-Mission 74 Getaufte; nämlich 46 Kommunikanten und 28 Kinder. Von den Kindern gehören einige christlichen Eltern an, die andern sind durch die Schule gewonnen. Und auch von den 46 erwachsenen Christen sind die Hälfte den Schulen, und nur etwa 23 der eigentlichen Heidenpredigt zuzuschreiben. Die Blantyre-Mission ist eine sittlich-religiöse Macht im Schire-Hochland

*) Die Station in den Milandji-Bergen hat leider noch immer nicht eröffnet werden können. Der niederträchtige Yao-Häuptling Chikumbo hält die Missionare immer von neuem hin. Der treffliche, jugendlich begeisterte Cleland ist infolge der Strapazen eines längeren Aufenthaltes bei Chikumbo im November 1890 am Fieber gestorben. Jedoch hat er vor seinem Tode die feierliche Erlaubnis zur Eröffnung der Station erhalten. Das provisorische Missionshaus, welches er gebaut hatte, ist in diesem Frühjahr (1891) niedergebrannt.

geworden, aber noch nicht eine Macht zur Bekehrung der Heiden. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß die Taufkandidaten durch sorgfältigen Katechumenen-Unterricht in den Wochentagsabenden zur Taufe vorbereitet und die Getauften soweit als möglich durch Bibelstunden und dergl. weiter gefördert werden. Im ganzen scheinen sich die Getauften bisher ihres Christenstandes würdig geführt zu haben.

Missionar Scott hat in Blantyre außer der Heidenpredigt noch eine andere Aufgabe, die für das Gedeihen der Mission von Wichtigkeit ist. Nur 20 Minuten von Blantyre liegt Mandala. Da halten sich jederzeit einige Engländer auf. In der Nähe haben sich in neuester Zeit einige Pflanzer angesiedelt, darunter einer mit dem deutschen Namen Scharrer. Außerdem ist Blantyre der Knotenpunkt der Straße in das Innere von Central-Afrika; alle Reisenden von und nach dem Innern müssen hier vorbeipassieren. So befinden sich in der Nähe von Blantyre in der Regel zwei bis drei Dutzend Europäer. Nun ist es eine bekannte Rede, daß die wenigsten in fremdem Lande und losgelöst von allem Zwange heimatlicher Sitte Charakterfestigkeit genug haben, um ihrem Christennamen auch inmitten der Heiden Ehre zu machen. Da nun die Heiden, von einem nicht unrichtigen Gefühl geleitet, weit mehr auf das Leben als auf die Lehre der Fremden achten, so können einige gottlose Reisende den ganzen Segen der Missionsarbeit zerstören. Scott betont mit Recht, daß in Central-Afrika jeder Reisende durch seinen Wandel Tag für Tag predigt; es kommt aber darauf an, ob diese Thatpredigt eine Bestätigung oder eine Verleugnung des Christentums ist. Von diesem Gesichtspunkt geleitet hat Scott versucht, Blantyre auch zu einem geistlichen Mittelpunkt für die Weißen im Lande zu gestalten. Zwei Gottesdienste an jedem Sonntag zu den heimatlich gewohnten Zeiten, vormittags 9 Uhr und nachmittags 6 Uhr, finden in der Kirche von Blantyre in englischer Sprache statt. Es scheint auch, als wüßten die Weißen den Wert dieses Dienstes zu schätzen. Scott berichtet, daß im Durchschnitt 23 Europäer diesen Predigten anwohnen; und eine in die Augen fallende Bestätigung dieses angeregten kirchlichen Interesses sind die bedeutenden Gaben, welche von diesen weißen Nachbarn zum Bau der neuen Kirche in Blantyre beigesteuert sind.

Von diesen in der Nachbarschaft von Blantyre gegründeten Niederlassungen weißer Pflanzer ist bei weitem die wichtigste Mandala, die Hauptstation der afrikanischen Seengesellschaft. Von ihr müssen wir noch einiges erzählen. Wir hörten bereits, daß die afrikanische Seengesellschaft im Jahre 1878 zu dem Zweck gegründet wurde, den evangelischen Missionen am Nyassa die Kommunikation von der Küste zum See zu erleichtern, ihnen in allen weltlichen Dingen hülfreich zu dienen und das ganze Nyassa-Land einem rechtmäßigen Handel zu erschließen. War mithin die ganze Seengesellschaft von christlichem Geist durchdrungen und nach christlichen Grundsätzen organisiert, so waren besonders die beiden ersten Vertreter derselben, die Gebrüder Moir, edle christliche Persönlichkeiten. Als wohlhabende Söhne eines angesehenen schottischen Geistlichen hatte sie nur den Drang, in Livingstones Sinn



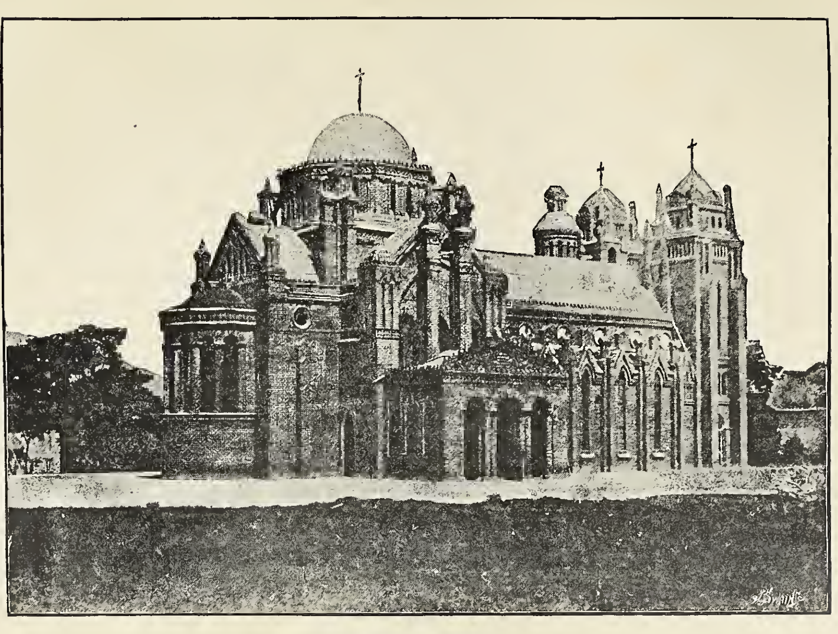

sich dem Dienste Afrikas zu widmen, veranlaßt, auf eine Karriere in der Heimat zu verzichten und die Geschäftsträger der Seengesellschaft im Nyassa-Lande zu werden. Und gerade diese beiden Brüder, John und Frederik Moir, ließen sich in unmittelbarer Nähe Blantyres in Mandala nieder und machten diesen Ort zum Verkehrsmittelpunkt des gesammten Nyassa-Handels. Die Mission in Blantyre konnte sich keinen angenehmeren Nachbar wünschen. Es war gerade, als solle nach göttlicher Fügung die Hälfte des Livingstoneschen Missionsprogramms, welche sie sich in der Krise von 1880 hatten gedrungen gefühlt aufzugeben, neben ihnen, aber unabhängig von ihnen ausgeführt werden. Mandala-

Blantyre ist ein echtes Zwillingspaar geworden, das eine eine echte Missionsstation, das andere eine rechte Kolonie, beide zusammen ein einzigartiges Kulturcentrum im Innern Afrikas.

Das Kaufgeschäft in Mandala hat jährlich einen ganz bedeutenden Umsatz. Rings um die Station dehnen sich die Anpflanzungen von Kaffee, Zuckerrohr, Tabak und Ananas aus. Auch mit dem Theebau ist ein Anfang gemacht. Die Station selbst bietet einen respektablen Anblick. Das Hauptgebäude ist ein bequem eingerichtetes, zweistöckiges Haus mit allen Annehmlichkeiten schottischer Sitte bis zu den Kaminen herab. Sogar eine ausgesuchte Bibliothek fehlt nicht. An dies Haus schließt sich der Hof, der zum Fort ausgebaut ist. An den vier Ecken sind feste Türme aufgeführt, welche durch Mauern mit einander verbunden sind. In geringer Entfernung liegen die weiteren Gebäude, Warenlager, Beamtenwohnungen, Wirtschaftsgebäude u. s. w. Eine schöne Allee führt nur eine englische Meile weit nach Blantyre, dessen stattliche Häuser durch die Bäume freundlich herübergrüßen. Die Schotten in Blantyre und Mandala leben im besten Einvernehmen und fördern sich gegenseitig.

Große, stastitisch nachzuweisende Missionserfolge sind in Blantyre noch so wenig errungen, wie auf den meisten andern Stationen im Nyassa-Land. Sie ist bisher, wie sich für eine rechte evangelische Mission geziemt, mehr in die Tiefe, als in die Breite gewachsen; auf die schwachen, unsicheren Anfänge zurückblickend, ist kein Zweifel, daß auch diese Mission aus dem ersten Stadium in das zweite, aus der Zeit der Grundlegung in die des stillen, sichern Wachstums eingetreten ist. Voraussichtlich wird jedes Jahr fortan von größeren Zahlen der Heidentaufen zu berichten haben. Auch der äußere Anblick Blantyres legt dafür lebhaft Zeugnis ab. Im Verlauf des letzten Jahrzents sind alle die mangelhaften Gebäude der ersten Zeit aus Stangen und Lehm verschwunden, und geräumige, luftige Häuser aus Backsteinen und Ziegeln sind an ihre Stelle getreten. Am 10. Mai dieses Jahres (1891) ist die neue Kirche, das größte und schönste Gebäude, in feierlichem Gottesdienst geweiht. Sie ist in Backsteinen in Form eines lateinischen Kreuzes gebaut mit kurzen Querarmen, einem kurzen Chor und einer halbkreisförmigen Apsis. Sie ist 106 Fuß lang, 30 Fuß breit und bis zum Frist 35 Fuß hoch.

Welchen Eindruck Blantyre nach dem Umbau auf den Reisenden macht, dafür nur ein beredtes Zeugnis aus dem Munde des hochkirchlichen Archidiakon Maples: „Herrn Scotts wundervolle Backsteinkirche ist über allen Preis und wird ein Denkmal, würdig seines Geistes und seiner Kunst, bleiben. Die Gastfreundschaft und Freundlichkeit der Blantyre-Mission gegen uns (von der Universitäten-Mission) sind so wohl bekannt, daß ich mich dabei nicht aufzuhalten brauche, sondern mich begnüge zu bemerken, daß wenn irgendwo in der Welt eine Mission treibende Kirche in vollständiger Harmonie mit einer andern leben kann, so ist es in Blantyre. Es war interessant, daß während der wenigen Tage unseres dortigen Aufenthalts die letzten alten Gebäude niedergerissen wurden. Die neuen Missionsgebäude mit ihrem



Kirche in Blantyre.



schön ausgelegten „Quadrat",*) mit dem anheimelnden Rasen, den Blumenbeeten und der schönen Kirche, vom Ende des Gartens aus gesehen, bilden einen Anblick, der alles übertrifft, was ich je auf einer Missionsstation in Afrika gesehen habe."

Es war selbstverständlich von Anfang an die Absicht der schottischen Kirche, von Blantyre als der Mutterstation aus sich mit einem Kranz von Tochterstationen über das ganze Schirehochland auszudehnen. Verschiedene Marschrouten wurden der heimischen Missionsleitung vorgezeichnet; die einen wünschten, daß sich die Mission nach Osten und Norden zu den Yao, die andern, daß sie sich nach Süden und Westen zu den Makololo wende. Angenommen wurde schließlich der einfache und einleuchtende Vorschlag Scotts: Es sollten in den dichtest bevölkerten Gegenden des Schirehochlands in gehöriger Entfernung von Blantyre und von einander fünf Tochterstationen angelegt werden.

Domasi, 11 Meilen Nordost von Blantyre, am Ostabhang des Zomba-Berges gelegen, war die erste dieser Stationen; Hetherwick wurde ihr Missionar. Dieser Distrikt, reines Yao-Land, war der nördlichste Zipfel des Schirehochlandes; er empfahl sich durch die Gesundheit und Fruchtbarkeit des Landes, durch die Dichtigkeit seiner Bevölkerung und durch das freundliche Entgegenkommen des alten Häuptlings Malemya. Es verstrichen indessen einige Jahre, ehe hier die Missionsarbeit energisch in Angriff genommen werden konnte. Erst mußte Hetherwick den Missionar Scott in Blantyre vertreten, als dieser einer schweren Halskrankheit wegen zwei Jahre in der Heimat weilte; dann reiste er selbst auf ein Jahr nach Schottland zurück; und in diesen langen Zwischenpausen wurde Domasi nur ungenügend verwaltet. Trotzdem ist auch hier ein guter Anfang gemacht. Die Schule in Domasi und die Außenschule in Katungulu sind gut im Gange und werden von 200 Kindern besucht. Zwei Pflegehäuser, eins für Knaben und das andere für Mädchen, sind eingerichtet; dem einen steht ein schottischer Lehrer, dem andern eine schottische Lehrerin vor. Seit vorigem Jahr (1890) ist auch hier der Aufbau dauerhafter Häuser angefangen.

Nur 2 Meilen südwestlich von Domasi, 9 Meilen von Blantyre, liegt die großartige Plantage der Gebrüder Buchanan. John Buchanan stand früher im Dienst der Blantyre-Mission und war der erfolgreichste Vertreter der „Industrie-Mission". Als mit dem alten System gebrochen wurde, wurde auch Buchanan, wiewohl an den vorgefallenen Ungehörigkeiten nicht unmittelbar beteiligt, aus dem Missionsdienst entlassen. Ohne aber durch dies nicht sehr freundliche Verfahren der heimischen Missionsleitung abgeschreckt zu sein, beschloß er, auf eigene Rechnung sein Missionsideal zu verwirklichen und auf seiner Station am Südfuße des Zomba-Berges Evangelisation und Erziehung zur Arbeit zu verbinden. Wie früher, als er im Dienst der Mission stand, hielt er allsonntäglich Gottesdienst; dazu richtete er auf seiner Pflanzung eine Schule ein und stellte an derselben einen tüchtigen eingeborenen Lehrer

*) Alle Gebäude der neuen Stationsanlage liegen um einen viereckigen freien Platz her, der zum Blumengarten mit schattigen Laubgängen umgeschaffen ist.

an. Freunde in der Heimat brachten dessen Gehalt auf. Die Einrichtung dieser Mission unterschied sich in mancher Hinsicht von der in Blantyre. Die Zuhörer bei den Gottesdiensten waren in erster Linie seine Plantagenarbeiter. Die Kinder hatten nur an 5 Tagen, und zwar je 2 Stunden Schule; an allen 6 Wochentagen aber hatten sie 3 Stunden in der Plantage zu arbeiten, wofür sie in ortsüblicher Weise bezahlt wurden. Ein Zwang wurde weder auf die Eltern noch auf die Kinder ausgeübt, und doch kamen sowohl die Erwachsenen zu den Gottesdiensten, als auch die Kinder zur Schule. John Buchanan's Pflanzung entwickelte sich glänzend. Von den 2000 von ihm angekauften Akres (= 810 ha) sind nun bereits 100 unter sorgfältiger Bearbeitung: „70 Akres sind unter Kaffee-Kultur. Was für ein Anblick ist diese Blütenfülle auf Land, welches wenige Jahre zuvor dichte Wildnis war! Sie haben auch 8 bis 10 Akres Zuckerrohr, außer Cinchona, Kakao, Thee und Federharz; alles steht gut. Buchanan hat sich eine prächtige Lage für sein neues Backsteinhaus ausgesucht. Ich bin gewiß, wenn es fertig ist und der Boden umher in Ordnung, so wird kein Gebäude seines gleichen im Lande sein. Von der Vorder-Veranda hat man einen herrlichen Blick auf die Milandji-Berge, und in der Ferne ist die Scenerie ringsum großartig. Der Zomba-Berg, 7000 Fuß hoch, liegt vor der Thür; auf seinen Abhängen sind Mengen jeder Art von Baumfarrn, Königsfarrn, wilde Dattelpalmen, Orchideen und Immergrün, die ohne jede Pflege oder Kultur üppig gedeihen. Die Scenerie ist reizend; der Berg ist in Wald gekleidet, prächtige Wasserfälle und Bäche rauschen herab. In dem reichen Thal unten hat Buchanan Bananenhaine und Alleen von Blaugummibäumen, die längs dem Ende seiner Kaffeeplantage üppig wachsen. An den Sonntagen halten die Brüder Buchanan um 9 Uhr Gottesdienst für die Leute der Umgegend; um 2 Uhr ist Sonntagsschule. In der Tagschule sind durchschnittlich 43 Kinder gegenwärtig. Der Lehrer Somanje ist mit großem Eifer bei seiner Arbeit.“ (Report 1890 S. 88.)

Es ist anerkennenswert, daß die Gebrüder Buchanan trotz der angesehenen Stellung, die sie im Lande einnehmen — John Buchanan war zeitweilig englischer Konsul des Schirehochlands — ihre Freimission mit Eifer betreiben und sich in steter, engster Verbindung mit den Blantyre-Missionaren halten. Der Missionar Hetherwick in Domasi überwacht Buchanans Schule und kommt alle Monat zur Inspektion herüber. Wollte Gott, es gäbe in Afrika viele Pflanzer, welche sich mit solchem Eifer nicht nur das leibliche, sondern auch das geistige und geistliche Wohl ihrer Arbeiter am Herzen gelegen sein lassen.

*) Während des Drucks geht die Nachricht durch die Missionsblätter, daß die Gebrüder Buchanan in ihrer Kaffeeplantage jetzt eine Million Kaffeesträucher haben. Die bei weitem größte Mehrzahl stammt von einem einzigen Kaffeestrauch her, dem einzigen, der 1876 in Blantyre Wurzel geschlagen hatte, von der ganzen Menge, welche der Direktor des Botanischen Gartens in Edinburg der ersten Missionsexpedition mitgegeben. Aus diesem einen Bäumchen ist also in anderthalb Jahrzehnten ein großer Wald hervorgewachsen; ein schönes Sinnbild für die Missionsarbeit im Lande.

# IV. Die Universitäten-Mission.

## Die Pionier-Arbeit.

Als Bischof Tozer im Frühjahr 1864 die Mission im Schire-hochland aufgelöst hatte, verlegte er das Hauptquartier der Universitäten-Mission nach Sansibar. Hier führte dieselbe ein Jahrzehnt hindurch ein behagliches Stillleben. Sie widmete ihre Kraft, nicht unähnlich beliebten römischen Mustern, der Erziehung und Ausbildung der von den englischen Kriegsschiffen aufgegriffenen und befreiten Sklaven. Erst Bischof Steere brachte wieder Geist und Leben in das Missionswerk. Er war voll hochfliegender Missionspläne, die er mit zündender Begeisterung vertrat. „Ich denke," so führte er aus, „wir haben uns nicht mit zerstreuten Fragmenten von Stämmen zu beschäftigen, oder mit kleinen Volksgruppen, die durch Entfernung oder Sprache von einander getrennt sind. Es scheint auf dem Kontinent Nationen zu geben, jede mehrere Millionen groß, welche dieselbe Sprache reden, und die Landstriche von hunderten von Quadratmeilen bewohnen. Wenigstens jede von diesen Nationen sollte eine eigene Kirche, Bischof und Geistlichkeit haben." Um den Weg zu solchen Missionsniederlassungen in der Mitte mächtiger, unabhängiger Volksstämme zu bahnen, schlug er vor, zuerst ein kleines Korps von ein paar urteilsfähigen Männern auszusenden, um mit den Häuptlingen Bekanntschaft zu machen, und das Land zu erforschen, um den gesundesten, annehmbarsten und centralsten Ort auszufinden, wo die Hauptstation zu errichten wäre. „Wie Afrika jetzt ist, werden wir die Lage der künftigen Städte zu fixieren haben, wie die Mönche in England und die englischen Missionare in Deutschland thaten. Das Volk wird sich um uns versammeln, und wenn wir unsern Platz gut wählen, wird es dort bleiben."

Bischof Steere machte sich selbst an die Ausführung seiner Ideen. Von dem ersten, verunglückten Missionsunternehmen war der Universitäten-Mission das Volk der Yao oder Adjawa in lebhafter Erinnerung. So machte sich Steere im Jahre 1875 auf den Weg zu dem mächtigsten Oberhäuptling der Yao, Mataka in Mwembe. Mataka gewährte die Erlaubnis zur Anlegung einer Missionsniederlassung in seinem Lande; nur sollten sich die Missionare nicht in Mwembe, seiner Hauptstadt, sondern in Losewa am Nyassa niederlassen. Das war ein zweifelhaftes Versprechen; denn wie sich später herausstellte, erstreckte sich Matakas Macht kaum bis an das Seeufer, und Losewa wurde bald darauf zerstört. Da indessen nicht mehr zu erlangen war, begnügte sich Bischof Steere und kehrte nach Sansibar zurück, um die Missionsniederlassung in Mataka's Land zu beschleunigen.

Er hatte aber schon auf der Hinreise und noch mehr auf der Rückreise seine Augen auf einen andern, der Küste weit näher gelegenen

Landstrich am Rovuma geworfen. Als daher die für Mataka bestimmte Schar im nächsten Jahr durch die Nachricht erschreckt wurde, auf dem ganzen Wege zu Mataka herrsche Hungersnot, und es werde unmöglich sein, dorthin vorzudringen, gab Steere fürs erste das Yao-Land auf und gründete unfern des Rovuma die Station Masasi. Die Boten Matakas, welche, unwillig über die Verzögerung, die Missionare abholen sollten, wurden auf eine spätere Zeit vertröstet.

Man verlor indessen Mataka's Land nicht aus den Augen. In der Erwartung künftiger Mission unter den Yao lernte Missionar Johnson in Masasi die Yao-Sprache. Es verging noch ein halbes Jahrzehnt, ehe er Gebrauch davon machen konnte. Aber im Jahre 1880 machte er sich mit einer kleinen Karawane von fünf befreiten Sklaven und zwei Burschen, die als Lehrer helfen sollten, nach Mwembe auf den Weg. Mataka nahm sie freundlich auf und gab ihnen Vollmacht, in seinem ganzem Lande zu predigen und Schule zu halten. Johnson machte sich mit großer Freudigkeit an die neue Missionsarbeit.

Mwembe war eine sehr große Stadt von mehr als 5000 Häusern; ihre Einwohnerzahl muß deshalb auf über 20000 Seelen geschätzt werden. Sie lag in einer sanft gewellten Ebene auf einem ganz unvermittelt sich erhebenden, hohen und felsigen Berge, so daß alle Häuser zwischen Felsen und Abhängen eingestreut lagen, und das ganze einen ebenso romantischen Anblick, als natürlichen Schutz vor feindlichen Angriffen gewährte. Sie bedurfte dieses Schutzes in hohem Grade. Johnson brachte bald in Erfahrung, daß nicht allein Mataka und sein Volk, sodern alle Yao bis zu den Ufern des Nyassa und überhaupt alle Völkerschaften zwischen dem Nyassa und den Küsten des Indischen Ozeans in beständiger Furcht vor den Überfällen der mächtigen Magwangwara im Norden lebten. Wie die Angoni im Westen des Nyassa, so waren und sind bis heute die Magwangwara im Osten die Zwingherrn und Tyrannen aller andern Völker. In jedem Jahre ziehen ihre Kriegsscharen aus nach Osten, Westen und Süden. Wo sie hinkommen, flieht blasser Schrecken vor ihnen her. In nächtlichem Ueberfall suchen sie die Ortschaften zu überrumpeln. Dann werden die Dörfer niedergebrannt, die Widerstrebenden hingemordet, die Übrigen in die Gefagenschaft abgeführt und teils den Magwangwara einverleibt, teils als Sklaven verkauft. Unendliche Landstriche sind durch sie verödet. Von den Häfen des Indischen Ozeans reist der Wanderer bisweilen wochenlang, ohne einen einzigen Menschen zu treffen. Die verwilderten Getreidefelder, die Unkraut überwachsenen Trümmer verbrannter Dörfer, und die vermoderten Gebeine der Ermordeten sind die einzigen Spuren der ehemals so dichten Bevölkerung dieses weiten Landes. Und unwiderstehlich drängt die Sturmflut der Magwangwara Überfälle nach Süden, diese Räuber leben von dem Fett der Unterdrückten, sie suchen deshalb in jedem Jahr neue Beute, und es kommt ihnen auf ein paar Tagemärsche nicht an, wenn nur der Erfolg ihre Mühen lohnt. Je mehr dem Missionar Johnson ein Verständnis für diese unseligen, politischen Zustände aufging, um so mehr begriff er auch die eigentümlichen Verhältnisse der Bevölkerung. Alle Völker lebten beständig

auf der Flucht vor den Magwangwara. Sie wurden nach Süden, Osten und Westen mit unwiderstehlicher Gewalt zurückgedrängt. In den Gebirgen an der Ostküste des Nyassa und an den Ufern des Sees lebten sie zu Tausenden und Abertausenden, obwohl die Seeküste ihnen nur spärliche Nahrung schaffte, und die empfindlichen Neger schauerten über die Kälte der hohen Berge. Oder wo sich die Yao weiterhin im Lande zu halten suchten, da siedelten sie sich auf unzugänglichen Bergfesten an, wie Mwembe, Unyango, Tschiwagulu und so manche andere, deren romantische Lage das Auge des Reisenden entzückt. Mochten dann immerhin die Gärten und Äcker in der Ebene geplündert werden, oder die Rinderherden fortgetrieben werden, so blieben sie doch ihres Lebens sicher.

Konnte sich so Johnson auf der einen Seite des Mitleids mit der elenden Lage des Volkes nicht erwehren, so kochte ihm andererseits sein Herz vor Unwillen über die Greuel, die er täglich mit ansehen mußte. Matakas Stadt war einer der wichtigsten Knotenpunkte des ostafrikanischen Sklavenhandels. Ohne Aufhören zogen hier die Karawanen durch, die einen von der Küste her mit Flinten, Pulver und Zeug, um im Innern Sklaven aufzukaufen; die anderen lange Reihen elender Sklaven, mit Sklavengabeln und Ketten gefesselt und mit schweren Lasten Elfenbein beladen. Johnson staunte über den Umfang, den der Handel vermittels der Karawanen auch in diesem menschenleeren Lande angenommen hatte, und es war ihm weh, daß dieser ganze Handel in den Händen gewissenloser, muhammedanischer Suaheli lag und von ihnen in schändlicher Weise ausgenutzt wurde.

Johnson als christlicher Missionar hatte noch besondere Ursache zur Klage, machten sich doch durch diese Karawanen sogar muhammedanische Einflüsse im Lande geltend. Makanjila, der mächtige Nebenbuhler Matakas am See, war Muhammedaner geworden und hatte eine arabische Schule und arabische Schulmeister in seiner Stadt. Und Mataka neigte in seinem Herzen nach derselben Seite. Dieser Muhammedanismus hatte keine Spur von geistigem Gehalt; die Suaheli, die ihn brachten, waren die gewissenlosesten Säufer, Hurer und Mörder, ein Auswurf der Menschheit. Aber auch so noch übte der Islam einen störenden Einfluß, weil er auch in seiner verderbten Gestalt eine dem Christentum feindliche Kultur repräsentierte.

Trotz dieser erschwerenden Umstände machte sich Johnson mit Freuden an seine Arbeit. Die Sonntagsgottesdienste wurden leidlich gut besucht. Zu der Schule fanden sich immer wieder Kinder zusammen. Einige Kinder kamen schon über die Elemente weg und versprachen weitere Fortschritte. Ein kleines Häuflein konnte zum Katechumenen-Unterricht angenommen werden. Mataka versprach sogar, mitten in der Stadt eine christliche Kirche zu bauen. Johnson knüpfte Beziehungen mit den Missionaren am Kap Maclear und darüber hinaus mit den Angoni an, um sich einen kleinen Viehstand anzulegen und sich dadurch von der zweifelhaften Zufuhr von der Küste her unabhängig zu machen. Zwischenhindurch machte er Predigtausflüge in weiterem Umfang durch Matakas Land, um sich und seine Sache bekannt zu machen. Kurz alles war in so gutem Gang, daß Johnson bereits um

einen zweiten Missionar geschrieben hatte, da er allein der Arbeit nicht mehr Herr werden konnte.

Da wurde mit einem Schlage das hoffnungsvolle Werk zerstört. Eine der Sklavenkarawanen Matakas wurde von dem englischen Konsul Foote bei Lindi aufgegriffen und in Freiheit gesetzt. Die Küstenleute, welche Mataka die unangenehme Nachricht hinterbrachten, setzten böswilligerweise hinzu, es sei Johnson gewesen, der den Engländern die Ankunft der Sklaven in Lindi verraten habe. Wütend befahl Mataka, an Johnson Rache zu nehmen. Dieser war gerade auf einem Predigtausfluge jenseit des Lujenda abwesend. Sein Haus wurde erstürmt, sein ganzes Mobiliar zertrümmert, sein Zeug und Perlen, seine Flinten und Revolver, sein ganzes Eigentum im Wert von mindestens 4000 Mark geraubt. Hinter ihm wurden Boten hergesandt, die ihm befahlen auf der Stelle Matakas Land zu verlassen und sich bei Gefahr seines Lebens nicht wieder in Mwembe sehen zu lassen. Johnson blieb nichts übrig, als sich, von allen Mitteln entblößt, wie er war, einer Karawane, die zur Küste reiste, anzuschließen. Am 20. November 1881 traf er niedergeschlagen, aber nicht entmutigt wieder in Sansibar ein.

Ein neuer Plan war auf Grund der im Yao-Lande gesammelten Erfahrungen schnell entworfen. Er wollte versuchen, an dem überaus dicht bevölkerten Ostufer des Nyassa eine Missionsniederlassung zu gründen. Losewa oder Chitesi war das Ziel seiner Reise. Noch vor Ende des Jahres 1881 machte er sich von neuem auf den Weg. Charles Janson, ein neuangekommener, ihm zur Hülfe bestimmter Missionar, war sein Begleiter. Ihre Reise war schwierig, einmal weil sie viel von tropischen Regengüssen zu leiden hatten; vor allem aber, weil sie weite Landstriche durch die Magwangwara gänzlich verödet und entvölkert fanden und deshalb oft wegen der notdürftigen Nahrung in Verlegenheit waren. Aber je näher sie dem See kamen, um so mehr wurden sie entzückt von den glänzenden Aussichten, die sich ihrer Missionswirksamkeit eröffneten. Die hohen dichbewaldeten Gebirgszüge, welche das Ostufer des Sees von der östlichen Hochebene trennen, trugen stellenweis große Dörfer der Eingeborenen. Auf diesen Höhen, bis an 5000 Fuß, war gesunde, frische Luft, Fels und Kalk in Menge, ein Volk, das sie zum Schutz gegen die Magwangwara gern hätte willkommen geheißen, und als angenehme Zugabe eine Fülle landschaftlicher Schönheit, welche die Missionare überraschte. Sie stiegen zum Seeufer hinab. Da reihte sich Dorf an Dorf; von Losewa im Süden bis Chitesi und Ngofi im Norden, Stunde um Stunde eine Stadt von 1000 und mehr Häusern, Und die Eingeborenen schienen in jedem Dorf erpicht, die Missionare bei sich festzuhalten; sie hatten so viel schlechtes über die Nachbardörfer zu berichten und so viel gutes von sich zu rühmen, daß nur der Entschluß Johnsons, bis zu Chitesi, dem mächtigsten unter diesen kleinen Häuptlingen, vorzudringen, ihn verhinderte, schon unterwegs sich anzusiedeln. Leider starb, kurz nachdem sie den See erreicht hatten, Charles Janson am Fieber. Das war der erste Wermutstropfen in den Kelch missionarischer Freuden für Johnson. Der Unfall öffnete ihm aber die Augen für eine verhängnisvolle Schattenseite aller dieser Seestädte. Um sich

vor den Überfällen der Magwangwara zu sichern, waren alle Städte auf Küstenstreifen erbaut, welche auf ihrer Hinterseite von Sümpfen und Morästen umgeben waren. Auf diesen schmalen Lagunen aber drängte sich Haus an Haus, so daß z. B. selten sich auch nur soviel freier Platz finden ließ, daß Johnson sein Zelt hätte aufschlagen können. Stellt man sich nun die bekannte Unreinlichkeit der Afrikaner, die durch die Sonnenglut verursachte starke Transpiration der Menschen und die tötlichen Ausdünstungen der benachbarten Sümpfe vor, so kann man nicht im Zweifel sein, daß das Wohnen in diesen Städten für Europäer einfach unmöglich und lebengefährlich ist. In Chitesi, wo sich Johnson niederließ, mußte er schon nach wenigen Wochen sein Zelt aus der Stadt entfernen, weil er es dort nicht aushalten konnte. Aber er tröstete sich, die Hauptstation konnte ja hoch oben auf den gesunden Bergen angelegt werden. Hier unten am See sollte der Missionar ein Segelboot haben und mit Hülfe dessen eine große Anzahl von Dörfern besuchen.

Wäre Johnson weniger gewissenhaft gewesen, so hätte er vielleicht, nachdem er diesen Plan entworfen, seine Aufgabe, der Mission den Weg zu bahnen, für erledigt gehalten. Aber es drängte ihn, um zu einer vollständigen Klarheit über alle Verhältnisse zu kommen, zunächst einen Besuch bei den gefürchteten Feinden der Küstenstädte, den Magwangwara zu machen. Nach einer sehr mühseligen Reise fand er deren Hauptquartier an den Quellen des Rovuma und wurde von den beiden Oberhäuptlingen Mharuli und Sonjela zwar sehr reserviert, aber doch nicht unfreundlich aufgenommen. Es ist eigentümlich, daß diese selben Magwangwara, welche der Schrecken aller Völker des Südens und Westens waren, so daß einmal die Anwesenheit von vier ihrer Krieger genügte, um die ganze, dicht bevölkerte Stadt Mwembe in die furchtbarste Aufregung zu versetzen, ihrerseits wieder vor den Weißen eine so ungemessene, abergläubische Furcht haben, daß z. B. keiner der führenden Häuptlinge wagte sich vor Johnson sehen zu lassen, in der Erwartung, daß dieser sie durch einen Blick töten könne. Auf das höchste überrascht ward Johnson durch die Nachricht, welche ihm im Lager der Magwangwara mitgeteilt wurde, daß diese selbst auch nur ein arg geplagtes, stets bedrohtes, und wiederholt besiegtes Volk seien. Ihre überlegnen Gegner seien die noch weiter nördlich wohnenden Wabena. Johnson entschloß sich, seine Untersuchungen auch noch bis auf dies Volk auszudehnen. Er unternahm im Sommer 1883 eine Reise zu ihnen; es scheint aber dabei nicht viel herausgekommen zu sein.*)

---

*) Es ist auch fraglich, ob jene Nachricht der Wahrheit entsprach. Die Wabena waren ein Volk, welches zu Ende der siebenziger Jahre von den Wahehe unterjocht wurde, aber das Joch seiner grausamen Zwingherren bald wieder abschüttelte. Es wäre möglich, daß sie in dem Aufschwung nach dem Siege über die Wahehe auch mit den ihnen sonst überlegenen Magwangwara angebunden hätten. Die Magwangwara sowohl wie die Wabena wohnen in Deutsch-Ostafrika.

Durch diesen fortgesetzten persönlichen Verkehr mit allen beteiligten Völkerschaften und die dadurch erlangte genaue Kenntnis von Land und Leuten entwickelte sich in Johnson ein auf den ersten Blick phantastischer, aber doch tief durchdachter Plan künftiger Missionsarbeit. Die leitenden Gedanken waren diese: Ein möglichst großer Streifen der Küste mit ihrer dichtgedrängten Bevölkerung müsse in Angriff genommen werden, jedoch ohne den dauernden Aufenthalt von Europäern in diesem ungesunden Lande zu erfordern. Um dies zu ermöglichen sollen in allen wichtigen Küstenstädten eingeborene Lehrer aus dem großen Lehrerseminar der Universitäten-Mission in Kiungani bei Sansibar angestellt werden. Zu ihrer Unterstützung und Kontrolle, sowie zur eigentlichen geistlichen Versorgung soll ein Dampfer am Ufer hin kreuzen und möglichst in jeder Woche jedes Dorf einmal besuchen. Natürlich braucht der Dampfer einen festen Stützpunkt und die Mission einen festen Mittelpunkt. Dieser muß einmal für die Europäer gesund sein, zum andern für den Dampfer einen sichern Hafen bieten. Der einzige sichere Hafen an der Ostküste ist Mbampa-Bai. Dieser Hafen liegt aber nördlich von dem starkbewohnten Landstrich an dem Teil der Küste, welcher den Angriffen der Magwangwara am meisten ausgesetzt ist. Hier wagen es die Eingeborenen überhaupt nicht mehr, ihre Dörfer am Gestade zu bauen, sondern sie nisten wie die Seevögel auf den Felseninseln längs der Küste und kleben ihre Hütten in den waghalsigsten Lagen an schroffe Felsen an. Johnson glaubte in diesem elenden Lande dadurch einen festen Stützpunkt gewinnen zu können, daß er im Hafen Mbampa ein stets dort zu stationierendes Schleppdhow vorschlug, einen sichern Zufluchtsort bei jeder drohenden Gefahr. Dann könnten dort die aus dem Nyassa-Land gebürtigen befreiten Sklaven angesiedelt werden, eine Kolonie nach dem Muster von Masasi. Schließlich könnte diese Kolonie der Stützpunkt auch für die in Aussicht genommene Mission unter den Magwangwara werden.

Der ganze Plan Johnsons war geistreich und im wesentlichen überzeugend; es handelte sich nur noch darum, ob sich nicht etwa ferner von den Magwangwara und näher dem dichtbevölkerten Küstenstrich ein gesunder und sicherer Hafen finden ließ, der besser als das menschenleere Mbampa den übrigen Zwecken der Mission entsprach.

Mit diesem Programm kehrte Johnson Ende 1883 nach England zurück, um die Genehmigung zu seiner Durchführung von seinen Vorgesetzten, und die bedeutenden dazu erforderlichen Kapitalien, ca. 120000 Mark von der „Kirche von England“ zu erlangen.

## Die Niederlassung.

Ungefähr ein Jahr verstrich, bis in der Heimat alle Vorbereitungen zu dem neuen Missionsunternehmen getroffen waren. Am 31. Oktober 1884 verließ der neu erbaute Dampfer „Charles Janson“, so genannt zu Ehren des Freundes Johnsons, der 1882 am Nyassa gestorben war, mit seiner Bemannung von 6 Engländern die Heimat.

Johnson war der Leiter der Expedition. Der Missionar Swinny, welcher der Zulusprache mächtig war, sollte zu den Magwangwara gehen. Bis Kilimane ging die Reise glücklich von statten. Hier hatte man einen kleinen Dampfer gepachtet, um die 804 Stücke des Charles Janson bis Katunga am unteren Ende der Murchisonfälle hinaufzuschleppen. Es verging beinahe ein halbes Jahr, bis alle Stücke auf dem kleinen Dock der Seengesellschaft in Matope lagen, und die Zusammensetzung des Dampfers begann. Inzwischen traf die Expedition ein schweres Mißgeschick. Johnson war von Kilimane nach Sansibar hinaufgefahren, um sich in den dortigen Stationen seiner Missionsgesellschaft eine brauchbare Hülfsmannschaft von Eingeborenen auszuwählen. Als er aber mit seiner stattlichen Schar nach Kilimane zurückkehrte, wurde er so schwer augenkrank, daß er, um nicht gänzlich zu erblinden, schleunigst nach England zurückkehren mußte. Dadurch war die Expedition ihres sachkundigen Führers beraubt.

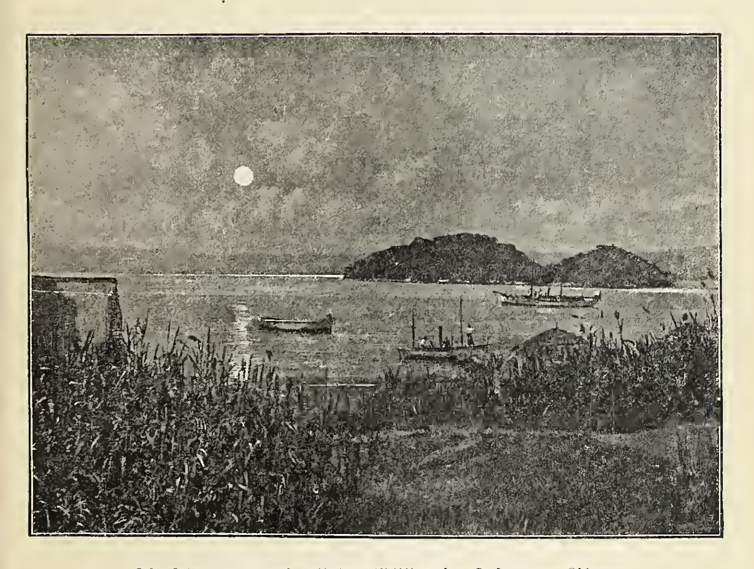
Um den Schaden einigermaßen gut zu machen, begab sich Bischof Smythies an den Nyassa. Er war noch nicht lange in Matope, da brach ein neuer Unfall herein. Der Kessel des Dampfschiffs wurde in einem Schuppen aus Gras und Rohr zusammengeschraubt. Während nun der Ingenieur im Innern des Kessels die Schrauben vernietete, muß ein Funke zu dem trockenen Dach aufgeflogen sein. In einem Augenblick stand der ganze Schuppen in Flammen. Die benachbarten Häuser, das Vorratshaus, die Werkstatt, die Interimskirche, das Zelt, alles brannte in wenigen Augenblicken. Alle Mitglieder der Gesellschaft strömten herbei, um zu helfen nnd zu retten. Aber sie hatten äußerste Mühe, den Kessel mit kaltem Wasser zu überschütten, um den unglücklichen Ingenieur vor dem gräßlichen Tode, bei lebendigem Leibe geröstet zu werden, zu bewahren. Fast die ganzen Vorräte und ein guter Teil des wichtigsten Handwerkszeugs waren vernichtet.

Wenige Tage nach diesem Unglück machte sich der Bischof in der Ilala auf den Weg, um das zukünftige Hauptquartier der Mission auszuwählen. Seine Aufmerksamkeit war auf die kleine Insel Likoma hingelenkt. Er besuchte dieselbe und untersuchte sie gründlich. Er fand sie in jeder Beziehung für die Zwecke seiner Mission vorzüglich geeignet. Da sie eine Insel war, so war sie vor den räuberischen Überfällen der Magwangwara sicher. Sie liegt fast genau in der Mitte der Ostküste des Sees, der großen Stadt Chitesis gegenüber, nur eine Meile vom Festlande entfernt. Ihre dem Festland zugekehrte Küste ist eine Kette von schönen, klaren, tiefen Buchten, von denen jede für den Dampfer einen sichern und geschützten Ankerplatz bietet. Zudem hat sie im Verhältnis zu ihrer Größe, etwa eine halbe Quadratmeile, eine dichte Bevölkerung von etwa 2000 Seelen. Schon Young war, als er zum erstenmal den See umschiffte, entzückt von der Schönheit dieser Insel. „Nichts kann die Schönheit dieses Ortes übertreffen. Ich glaube, sie ist nicht länger als ¾ Stunden und nicht breiter als 10 Minuten; aber doch ist Raum da für hübsche Hügel und Thäler, schön bewaldet mit allen Arten von Bauholz, und malerische, parkartige Lichtungen mit zahlreichen Dörfern. Rindvieh weidete in Menge, und die Scenerie machte

einen tiefen Eindruck auf uns.“ Allerdings war die Insel nur steriler Sandboden, und die Missionare hatten nicht viel Aussicht, ihm mehr als das dürftigste Gemüse abzugewinnen. Aber vielleicht war gerade deshalb die Insel um so gesunder; es bestand nirgends ein Sumpf, der Fieberdünste hätte ausatmen können, und die frischen Seebrisen von Ost und Süd hatten ungehindert Zutritt.

Likoma also sollte der Mittelpunkt der Universitäten-Mission werden. Da noch Monate vergehen konnten, ehe der Charles Janson sein Werk begann, so beauftragte der Bischof Bellingham und die Kiungani-Lehrer, inzwischen die Stationsgebäude auf Likoma zu errichten. Das war für Bellingham keine leichte und angenehme Arbeit. Chitesi, zu dessen Machtbereich Likoma gehörte, hatte sich bisher immer wunder wie erfreut gezeigt, daß sich die Missionare bei ihm ansiedeln wollten. Nun sie aber wirklich kamen, war er nichts weniger als freundlich zu ihnen. „Ihr könnt predigen, sagte er ihnen, bis euer Mund müde ist; wir werden trotzdem nicht mehr Acht darauf geben. Wir trinken Bier und schlagen uns untereinander tot. Das ist unsere Sitte und wird es allezeit bleiben.“ Die Unfreundlichkeit des Häuptlings wirkte natürlich ansteckend auf die Unterthanen. Bellingham konnte nur mit größter Anstrengung Leute bekommen, die ihm Bauholz, Gras, Rohr und andere Rohmaterialien brachten. Und dabei verlangten sie die unverschämtesten Preise. Er war nahe daran, daß ihm die Geduld riß. Das Jahr 1885 ging zu Ende, ohne daß mehr als die dürftigsten Gebäude fertig gestellt waren. Bellingham hatte inzwischen schon versucht, ein wenig Schule zu halten, aber auch da war der Anfang sehr schwer. Alle Unterrichts-Utensilien waren bei dem Feuer in Matope verbrannt. So mußte ein aufgespanntes, schwarzes Ziegenfell als Wandtafel dienen; darauf wurden die aus Pappe geschnittenen Buchstaben und Silben aufgeklebt — freilich ein schwacher Anfang!

Endlich im Januar 1886 lief der Charles Janson in den Nyassa ein. Nun war also alles bereit, um die Missionsarbeit zu beginnen. Trotzdem wollte es erst noch gar nicht recht gehen. Missionar Johnson, für dessen Bedürfnisse das ganze, eigenartige Dampferunternehmen zugeschnitten war, war auf der Reise von Kilimane zum Nyassa zum zweiten Mal so gefährlich erkrankt, daß er nach Kapstadt reisen mußte. Missionar Swinny aber, der vorläufig Leiter der Expedition war, wußte mit dem Dampfer nichts rechtes anzufangen. Er unternahm mehrere Ausflüge landeinwärts nach Unyango, Chisoma und Amakita; aber die hatten weiter keine Folgen. Die drei Häuptlinge Makanjira, Maendaenda und Chingomanji am See erklärten sich zwar bereit, eingeborene Lehrer bei sich aufzunehmen; aber es wurde dort zunächst noch keine Schule eröffnet. Swinnys Sinn stand eben zu den Magwangwara, für die er eigentlich bestimmt war, und er verstand von den beiden am See üblichen Sprachen, Chinyanja und Yao, zu wenig, um wirksame Missionsarbeit zu treiben. Nur auf Likoma faßte in dieser Zeit die Mission festen Fuß. Missionar Frere eröffnete mit Hülfe der Kiungani-Lehrer eine Knabenschule, Frau Missionar Swinny richtete eine kleine Mädchenschule ein. Es waren doch wenigstens schon



**Die Flotte der Universitäten-Mission im Hafen von Likoma.**

(Stahlboot Amsel. Dampfboot Charlotte. Dampfschiff Charles Janson.)



20 Kinder in der Schule, und vier davon gaben den Wunsch zu erkennen, Christen zu werden.

So war es sehr gut, daß im Sommer 1886 Bischof Smythies nochmals nach dem Nyassa reiste, um die Missionsarbeit in rechten Gang zu bringen. Er fand die Lage des zur Station erwählten Platzes auf Likoma entzückend. „Von den Fenstern meines Hauses aus Gras, Bambus und Pfosten habe ich einen reizenden Blick auf Hügel und Bäume mit Durchblicken auf das blaue Wasser der Bucht und des Sees darüber; und noch weiter als Hintergrund die hohen Berge, welche den See umgürten.“ Er beeilte sich, mit Hülfe seiner Träger eine vorläufige Kirche zu erbauen; sehr groß brauchte sie nicht zu sein, die eigentliche Heidenpredigt fand im Freien statt, nur die spezifischen Kultusakte wurden in der Kirche gefeiert. Dann setzte er Maples zum Archidiakon, wir würden sagen zum Superintendenten, ein und entwarf einen genauen Arbeitsplan für alle Zweige der Missionsarbeit.

Maples und Frere gingen alle Nachmittage außer Sonnabend und Sonntag nach 4 Uhr hinaus auf die Dörfer, welche alle Buchten rings um die Insel umdrängen, um dort zu predigen. Für den Charles Janson wurde eine Wochentour eingerichtet. Er ging am Sonntag zu Chitesi, von wo er am Montag zurückkehrte. Von Montag bis Donnerstag lief er bei verschiedenen großen Städten an der Küste an bis Chingomanji, 12 Meilen nach Süden. Am Freitag und Sonnabend lag er in Likoma vor Anker, um etwaige Reparaturen vorzunehmen.

## Vier Jahre Missionsarbeit.

Vier Jahre sind seither verstrichen, eine sehr kurze Zeit, wenn es sich um das Einwurzeln einer Mission auf neuem Boden handelt. Es wäre zu viel verlangt, in so kurzer Zeit schon glänzende Erfolge sehen zu wollen. Doch kam es dem Hauptquartier Likoma zu statten, daß es durch seine Lage von den großen politischen Ereignissen des Festlandes ringsum unberührt blieb. Die Station Likoma zeigt demnach auch ein schnelles und gesundes Wachstum.

Es ist hier vielleicht notwendig, ein Wort über die Missionspraxis der Universitäten-Mission zu sagen. Diese Gesellschaft hat ihren Nährboden in ausgesprochen hochkirchlichen Kreisen; ist sie doch eine Zwillingsschwester der Ausbreitungs-Gesellschaft (S. P. G.), welche sich auf manchen Missionsgebieten in letzter Zeit leider einen recht schlechten Namen gemacht hat. Die Universitäten-Mission verleugnet auch ihren hochkirchlichen Charakter nicht. Es kommt allerlei vor, was uns stutzig macht. Darin daß die Initiative fast ausschließlich in der Hand des Bischofs liegt, können wir keinen Nachteil finden, wenn die Bischöfe so tüchtige Leute wie Steere und Smythies sind; aber auch keinen Vorteil, die Mission kommt darum eher langsamer, als schneller vorwärts. Daß auf würdige Ausstattung der Kirchen, korrekte Liturgie und Beobachtung von allerlei Heiligentagen Wert gelegt wird, ist nicht zu

verwundern. Nicht gefallen will uns die Wiedereinführung der Arkandisziplin, daß nämlich Ungetaufte nicht allein von der Abendmahlsfeier, sondern auch von den Tauffeiern und sogar von gewissen Abschnitten des Gottesdienstes ausgeschlossen werden. Anstößig ist bei der bekannten Neigung der Afrikaner zum Aberglauben, daß allen Katechumenen zu Anfang des Taufunterrichts ein Kreuz geschenkt wird, das sie während des Katechumenats zu tragen haben. Aber von diesen und derartigen Kleinigkeiten abgesehen macht die Arbeit auch dieser Missionare einen gesunden, evangelischen Eindruck. Man hört zwar nicht soviel von Bibellesen, wie jenseit des Sees bei den Freischotten. Aber es wird auf Schulunterricht großer Wert gelegt, mit dem Katechumenat wird es ernst genug genommen, auf Predigt wird viel Zeit und Kraft verwandt. Und vor allem, grundverschieden von jeder katholischen Mission, richtet sich auch diese Mission an ein freies Volk, um ohne Einmischung weltlicher Beweggründe ein Christentum selbsterfahrener Überzeugung zu pflanzen. Diesem evangelischen Charakter der Universitäten-Mission entspricht, daß sie mit den presbyterianischen Schotten im Westen und Süden nicht allein schiedlich friedlich sich verträgt, sondern sogar Freundschaft und Liebe pflegt.

Die Arbeit in Likoma hat sich normal entwickelt. In den beiden Schulen, der Knaben- und der Mädchenschule, wurde der Besuch der Kinder erst regelmäßiger, dann auch von Semester zu Semester zahlreicher. Beide Schulen zusammen werden jetzt von etwas mehr als 70 Kindern besucht; hoffentlich wird die Zahl weiter zunehmen. Sehr bald stellte sich das Bedürfnis heraus, einen Teil der Schulkinder gänzlich auf die Station zu nehmen, bei den Mädchen, um sie wenigstens zeitweilig von den schädlichen Einflüssen ihrer heidnischen Umgebung zu befreien; bei den Knaben, um ihr Interesse an der Schule zu erhöhen. So wurden größere Häuser zum Aufenthalt für die Knaben und Mädchen gebaut; es wohnen zur Zeit etwa 50 der Schulkinder auf der Station. Für die der Schule entwachsenen Knaben suchte man in den mancherlei Arbeitszweigen der Mission, im niedern Schuldienst, in der Tischlerwerkstatt oder auf dem Dampfer Beschäftigung. Ein guter Prozentsatz der Kinder zeigte Ernst und Freudigkeit Christen zu werden. — Neben der Schularbeit wuchs auch die Arbeit an den Erwachsenen. Die regelmäßigen, täglichen Predigtbesuche auf den Dörfern kamen den Sonntagsgottesdiensten auf der Station zu gute: es kamen bisweilen hunderte von Zuhörern; einmal 700, der dritte Teil aller Bewohner von Likoma. Aus denen, die regelmäßig zur Predigt kamen, den Hörern, sonderten sich die Katechumenen aus, die besondern Unterricht erhielten. — Getauft wurden bisher auf Likoma einige 60 Eingeborene. — Eine kurze Zeit versuchte man es auch mit einem Missionsarzte; da aber zu diesem ernstere Fälle nicht gebracht wurden, er selbst aber schwer erkrankte, so hat man den Versuch nicht wiederholt. — Von größerer Bedeutung ist die Aufstellung einer Druckpresse gewesen, mit deren Hülfe bereits einige kleinere Stücke, besonders liturgischen Inhalts in dem auf diesem Missionsgebiete gesprochenen Dialekt des Chinyanja gedruckt sind. Warum auch sobald schon der Versuch mit

der Herausgabe einer eigenen Chinyanja-Zeitschrift (Msimulizi Mdogo = Unser Bote) gemacht ist, versteht man nicht recht. Die Macht des Heidentums ist auf Likoma noch nicht gebrochen, das beweisen die immer noch hin und wieder vorkommenden Verbrennungen von Menschen unter Anklage der Zauberei. Trotzdem ist die Mission fest eingewurzelt, und es ist ein zeitgemäßer Fortschritt, wenn seit einem Jahr daran gearbeitet wird, die verfallende Rohrkirche durch ein würdiges, steinernes Gebäude zu ersetzen.

Die Mission auf Likoma hat einen Absenker getrieben nach der Nachbarinsel Tschisumulu; sie liegt eine Meile weiter nach Westen in den See hinein, ist auch noch kleiner als Likoma und hat eine Bevölkerung von etwa 1000 Seelen. Seit Frühjahr 1889 hat Williams hier Schule und Gottesdienst begonnen. Die Bevölkerung kam ihm freundlich und vertrauenvoll entgegen. Bereits sind ein halbes Dutzend Getaufter vorhanden. Eine Freude war es dem Missionar, als Anfang dieses Jahres (1891) der Häuptling der Insel, Mkumpa zu ihm kam, ihm seinen Uta oder Zauberfinder brachte und sagte, „er wolle das jetzt aufgeben und das Kreuz nehmen“ (d. h. Katechumene werden).

Das Interesse an der Universitäten-Mission konzentriert sich wesentlich auf den „Charles Janson“; dieses „Kirchenschiff“ ist das Eigentümliche und Neue dieser Missions-Unternehmung. Johnson, der so lange durch Krankheit fern gehalten war, hatte die Freude, im November 1886 zum Nyassa zurückzukehren und die Leitung des Charles Janson zu übernehmen. Er hatte vollständig freie Hand, die ganze Ostküste des Sees lag offen vor ihm, eine treue und willige Schiffsmannschaft stand ihm zur Seite. Wie reizvoll mußte es sein, an der entzückend schönen Ostküste des Sees, wo die kühnen Berge von dichten Wäldern bedeckt, sich fast unmittelbar aus dem See Tausende von Fuß hoch erhoben, hin und her zu kreuzen und bald hier, bald dort anzulegen, um der schnell sich versammelnden Menge die Botschaft des Friedens zu bringen. Aber es handelte sich nicht um poetisches Genießen, sondern um energisches Arbeiten. Johnson, enthusiastisch begeistert für diese Art der Arbeit, ließ es wahrlich daran nicht fehlen. Er richtete sein Augenmerk hauptsächlich auf zweierlei, einmal einen möglichst großen Kreis der Küste evangelistisch in Arbeit zu nehmen; zum andern aber in einigen Dörfern durch Anstellung von Kiungani-Lehrern und Einrichtung von Schulen feste Stützpunkte zu gewinnen. Deshalb fuhr er einmal mit großem Eifer an der ganzen Küste von Sumba im hohen Norden bis Matope im Süden entlang, überall Beziehungen anknüpfend und predigend. Andererseits konzentrierte er seine Kraft auf das dichtest bevölkerte Stück der Küste von Mayendaenda bis Chitesi und richtete hier schon im Jahre 1887 drei Schulen ein (in Mayendaenda, Msumba und Chitesi).

Leider sollten die politischen Wirren, in welche das Land während der nächsten drei Jahre gestürzt wurde, sich dem Werk des Charles Janson hinderlich erweisen. Als Johnson 1888 mit Konsul Buchanan den Häuptling Makanjira besuchte, wurde er mit jenem gefangen genommen und nur gegen hohes Lösegeld freigelassen. Das war der erste

Riß in dem Vertrauen, welches man bis dahin den Engländern ohne Unterschied gezeigt. Noch störender wirkte in den Jahren 1889 und 90 der Wettkampf der Engländer und Portugiesen um den nominellen Besitz dieser Länder. Suchte sich auch Johnson vor jeder politischen Parteinahme zu hüten, so hielt er es doch für seine Pflicht, die Häuptlinge über die Tragweite ihrer Entschließungen aufzuklären und sie vor unüberlegten Schritten zu warnen. Es ärgerte die Häuptlinge der Ostküste, daß Johnston, der englische Konsul, der die Fürsten der Westküste mit so königlichen Geschenken bedachte, für sie gar nichts übrig zu haben schien. Die Verstimmung gegen die Engländer im allgemeinen bekam Johnson im besondern reichlich zu spüren. Von einem gedeihlichen Fortschreiten konnte bei dieser hochgradigen Beunruhigung der Geister nicht viel die Rede sein. Kam nun dazu noch, daß einmal der Dampfer auf dem oberen Schire strandete und ein halbes Jahr dort festgehalten wurde; und ein andermal Johnson mehrere Monate mit der Leitung des Werkes auf Likoma belastet und dadurch von seiner speziellen Arbeit ferngehalten wurde, so kann es niemand Wunder nehmen, daß Erfolge mit dieser eigentümlichen und interessanten Missionsmethode bisher noch nicht erzielt sind. Das ist nicht als Scheitern des Unternehmens zu deuten; im Gegenteil, wenn man die ernste Arbeit und die nüchterne und klare Beurteilung Johnsons sich vergegenwärtigt, so bekommt man den Eindruck, daß diese Säemanns-Arbeit noch reiche Frucht bringen wird, wenn sie nur in Johnsons Geist fortgesetzt wird.

Die Arbeit des Charles Janson ist ein so eigenartige, daß es gewiß den Leser interessieren wird, etwas genaueres über dieselbe zu erfahren. Zuerst einen Abschnitt aus dem Schiffstagebuch, um den äußeren Verlauf der Arbeit zu skizzieren:

„Sonntag, 28. September 1890. Schiff vor Anker. — 29. Reparatur am Schiff. Leute beim Bau des Likoma-Hafens beschäftigt. — 30. Schiff nach Amapunda. Als wir dort ankamen, fanden wir es schwierig zu landen wegen der starken Brandung. Wir landeten Johnson, gehörig durchnäßt, da das Boot viel Wasser fing und beinah unterging. — 1. Oktober. Verließen Likoma 8 Uhr vormittags. Kamen nach Kango, dann Mataka, dann Chitesi, dann Utongo, dann Nye Bai; landeten Johnson bei allen diesen Dörfern. — 2. Verließen Nye Bai, kamen nach Chisanga, dann Mayendaenda, dann Msumba. — 3. Verließen Msumba, kamen nach Chingomanji; zur Nacht zurück nach Msumba. — Chingomanji und einige Ratsleute kamen an Bord. — 4. Verließen Msumba 6[25] vormittags. Kamen nach Mayendaenda, landeten Johnson für den Morgengottesdienst mit seinen Lehrern am Ufer. Wir nahmen Holz, Öl u. s. w. ein; nach fünf Stunden Aufenthalt kehrten wir nach Msumba zurück, wo guter Ankergrund ist. — 5. Sonntag. — Vor Anker in Msumba. Gottesdienst an Bord und am Ufer den ganzen Tag über.“

„Wir haben bei den meisten dieser Dörfer Schuppen gebaut, ein Grasdach auf Pfosten ohne Seitenwände. Bei vielen Dörfern sind bei den Predigten diese Schuppen dicht gedrängt voll. Können sie nicht alle im Schatten sitzen, so nehmen manche noch außen vor den Pfosten

Platz. Diese Schuppen sind nützlich als Schutz vor Regen und Sonne, aber auch um diejenigen, welche Gottes Wort zu hören wünschen, von den Lastern des Dorfes zu trennen. Bei sieben Dörfern (Ngofi, Chitesi, Msumba, Chisanga, Nye Bai, Utonga und Mayendaenda) haben wir Land und Ankergerechtsame gekauft, nur kleine Stücken Land von zwei bis fünf Acker und Wasser vom Ufer bis fünf Klafter Tiefe, so daß wir Schulen und Häuser für die Lehrer bauen und in ihrer Nähe vor Anker gehen können."

Und nun zum Schluß die wichtigsten Abschnitte aus dem letzten Jahresberichte Johnsons, einem Schriftstück, das uns mit photographischer Genauigkeit den Zustand des Werkes vor Augen stellt:

„Das Volk ist durchaus nicht begeistert über uns; wir werden ihm Fremdlinge bleiben. Wenn wir unser Werk thun, haben wir in jedem Dorfe für einen Freund zehn Gegner; sie sind uns nicht persönlich feind, aber sie wollen nicht unsern Erfolg. Da ist eine große Anzahl, die jeden Fremden für überflüssig halten, der nicht das Joch der Magwangwara oder Yao brechen kann. Alle diese würden entzückt sein, wenn wir zum alten Eisen gethan würden. Aber ein paar Schillinge, ein paar Jahre harter Arbeit würden Lastträger und Fischerknechte unseres Volkes auch nicht gewinnen, wie viel weniger Leute hier zu Lande. Dies zugegeben, finden wir die Opposition zu stark in einigen Dörfern, in andern nicht zu stark. Wir sind fast gänzlich abgeschnitten von der Verbindung mit Jao-Gebieten (südlich von Mkalawili). Wo wir ankommen können, sprechen wir von Gott, von der Auferstehung und von der Bruderliebe, der gemeinsamen Quelle des Lebens für sie und uns. Denen, welche keine Verwandten haben, bringen wir den einzigen Schimmer von Trost.

„Nur schrittweise dämmert die tödliche Atmosphäre des Heidentums über diesem und jenem. Die Lust, so stark, in mancher Beziehung noch stärker als bei uns, findet bei den Heiden keinen Widerstand. Tyrannei herrscht in hohem Grade, mit tragischen Verbrennungen und Vergiftungen, Furcht vor Löwen oder plötzlichen, nächtlichen Überfällen und Ermordung einer Mutter oder eines nahen Verwandten, der seinen Anverwandten besonders lieb gewesen war.

„Wir kommen gerade von Ngofi im Norden und wollen zu Msumba im Süden. Wir versuchen noch, von Matope aus in Pamolombe und von Mponda aus in Affenbai Eingang zu finden; wir haben nicht gänzlich mit Mtengula, Chingomanji und Mluluka gebrochen.

„Wenn wir ganz im Gange sind, haben wir etwa 400 Schulkinder, ungezählt die drei neu eröffneten Schulen in Ngofi, Chitesi und Mataka oder die kleine Außenschule von täglich einer halben Stunde.

„Die Zahlen sind aber nichts weniger als zuverlässig. Teils führen die Lehrer die Register nicht genau, vor allem aber kommen die Kinder sehr unregelmäßig. Da mag zur Hackezeit im Frühjahr oder zur Ernte im Herbst die halbe Schule fehlen, oder ein Tanz hat alle Mädchen weggefegt, oder die Lehrersfrau ist krank geworden vor Ärger in der Schule oder hat überhaupt die Schularbeit aufgegeben, und dergleichen mehr.

„In Ngofi, Chitesi und Mataka haben wir zwei verheiratete Lehrer mit ihren Frauen und zwei unverheiratete, welche, fürchte ich, bald nach Sansibar zurück wollen. In Chisanga ist ein verheirateter Lehrer; seine Frau hat eben erst angefangen zu unterrichten. In Mayendaenda sind zwei verheiratete Lehrer mit ihren Frauen, alle unterrichten. In Msumba sind drei verheiratete Lehrer mit ihren Frauen, von denen zwei mit unterrichten.

„Ein guter eingeborener Lehrer sammelt einen Stamm von ungefähr zehn Knaben; die andern Kinder werden nur in das Schulleben eingeführt, viele lernen kaum das Abc.

„Außerhalb Likoma und Chisumulu haben wir 6 eingeborene Christen, die konfirmiert sind und zwei, die nicht konfirmiert sind; 31 männliche Katechumenen und 5 weibliche; 104 männliche und 11 weibliche Hörer, natürlich ohne die Schulkinder. Mehr als die Hälfte dieser Hörer sind in geordneter Unterweisung; die übrigen kommen, fürchte ich, nur strichweise.

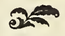
„Außerdem haben wir noch ein Missionsgebiet am oberen Schire zwischen Mponda und Matope mit 15 Katechumenen, die ab und zu von den Lehrern besucht werden. Fragen wir: Sind die Leute am Fluß alle begierig uns zu sehen? so ist zu antworten: Sie sind noch Heiden, d. h. mehr erpicht auf ihre Gärten, Jagden, Kriege, Tanzvergnügen und dergleichen als Landleute bei uns zu Hause. Wir bringen ihnen, was sie noch nicht kennen. Die Katechumenen werden sich freuen, wenn wir kommen, außer wenn sie die einfachen Gebote gebrochen haben, die sie gelernt haben, und gewillt sind, in der Übertretung zu beharren. Aber wenn man nur Erbarmen hat, ist deshalb kein Grund, sie fallen zu lassen.

„Die Knaben und jungen Leute in Msapa und Matope können kaum ein so deutliches Bewußtsein geistlicher Bedürfnisse haben wie Kinder und Männer bei uns, welche doch alle, wenn auch unbewußt durch das Leben der Kirche leben, das sie überschattet."

Das ist kein glänzender Bericht; aber er ist nüchtern und klar, er zeigt ohne Schleier, mit welchen Nöten eine noch im ersten Stadium befindliche Mission zu kämpfen hat. Hoffentlich wird es Johnson, dessen Gesundheit nach den letzten Berichten tief erschüttert war, noch vergönnt sein, Früchte seiner aufopfernden Arbeit zu sehen.

## IV.

# Die neueste Geschichte des Nyassa-Landes.





## Die politische Entwickelung seit 1890.

Als Livingstone den Schire und Nyassa erforschte, lag es ihm fern, dies neuentdeckte Land irgendwie in ein Abhängigkeitsverhältnis von England zu bringen. Was er und sein Auftraggeber, das englische Volk, wünschten, war, dem Lande die Wohlthaten christlicher Gesittung zuzuführen und als Gegengabe handelsfähige Rohprodukte für den Welthandel zu erhalten. So weit ging damals die Abneigung gegen irgend welche koloniale Aspirationen, daß man Livingstones Plan der Besiedelung des Schire-Hochlands durch englische Arme verwarf, um nicht zur Aufrichtung einer Kolonie am Schire gedrängt zu werden.

Auch die Missionsgesellschaften, welche später in die Arbeit eintraten, hielten sich von jeder Einmischung in die politischen Verhältnisse des Landes mit fast peinlicher Sorgfalt fern. Die freischottischen Missionare hatten strenge Instruktion, auch nicht einmal den Schein aufkommen zu lassen, als wollten sie sich neben, geschweige denn über die lokalen Autoritäten stellen. Ihre Missionsstationen unterstanden der Gerichtsbarkeit der betreffenden Häuptlinge, und die gesammelten Christen blieben Unterthanen ihrer früheren Machthaber. Im wesentlichen dieselbe Stellung wurde nach kurzem Schwanken auch den Missionaren der schottischen Hochkirche und der Universitäten-Mission vorgeschrieben. Darum hatte man den verlockenden Plan fallen lassen, die Missionsstationen zu Mittelpunkten von Kolonieen zu machen, um welche sich die Eingeborenen in Scharen sammeln sollten; die Ausführung dieser Idee hätte die Missionare zu kleinen Häuptlingen, mithin zu Rivalen der Stammeshäuptlinge gemacht.

Die Afrikanische Seengesellschaft endlich war lediglich eine von humanen Prinzipien geleitete und humanen Zwecken dienende Handelsgesellschaft. Ihre Grundidee war Livingstones Parole, den Sklavenhandel durch Einführung eines gesetzmäßigen Handels zu bekämpfen. So hatte auch sie kein wesentliches Interesse daran, Hoheitsrechte sich im Lande zu erwerben. Die englischen Konsuln, welche am Nyassa stationiert waren, hatten außer der Aufgabe, Leben und Eigentum der im Lande befindlichen Engländer nach Kräften zu schützen, auch nur die ideale Aufgabe, dem Sklavenhandel entgegenzuwirken und Frieden unter den Eingeborenen herzustellen. So war in dem ersten Vierteljahrhundert der englischen Verbindung mit dem Nyassa-Land (1859 bis 1885) kein Versuch gemacht, in irgend welcher Weise eine Herrscherstellung im Lande einzunehmen.

Da kam die koloniale Ära. Europa gefiel sich in dem Gedanken, in Afrika sei noch unendlich viel herrenloses Land, um es sei höchste Zeit, allen diesen Gebieten die Wohlthat des Protektorates einer Kulturmacht zuzuwenden. Die europäischen Großmächte teilten Afrika unter einander; wem sollte das Nyassa-Land zufallen?

Es kam, verständig betrachtet, nur eine Macht in Frage: England. Briten hatten das Land entdeckt und erforscht; alle Niederlassungen im Lande waren englisch. Hatten auch die Engländer bis dahin keine Herrschaftsstellung, hatten sie nicht einmal den Versuch gemacht, eine solche zu erwerben, so waren sie doch die Wohlthäter des Landes gewesen.

Aber die Portugiesen waren nicht geneigt, den Engländern den Raub leichten Kaufes zu überlassen. Die Portugiesen hatten von Anfang an mit argwöhnischen Augen das Eindringen der Engländer mit angesehen; sie hatten mit Eifersucht alles beobachtet, was sich die Engländer am Nyassa und Schire zu schaffen machten Zu nahe war ihnen ja Livingstone wahrlich nicht getreten, außer daß er den Schleier von ihrem schädlichen Treiben weggezogen und sie der Verachtung der Welt preisgegeben hatte. Aber sie hatten einmal die fixe Idee, daß alles Land vom Atlantischen bis zum Indischen Ozean, von Angola bis Mozambique ihnen gehörte, portugiesische Kolonie sei. Sie hatten in diesem ungeheuren Gebiet absolut nichts zu sagen, ihre Macht reichte nirgends weiter als die Kanonen ihrer Forts, ihre Kaufleute und Grundbesitzer mußten den eingeborenen Häuptlingen Zoll und Steuer zahlen. Ja, die ganze Kolonie kostete der Krone Portugal wesentlich mehr für Verwaltung und Militär, als das Land irgend jemand einbrachte. Aber wenn auch die Portugiesen nichts von dem Lande hatten, so gönnten sie es doch erst recht andern nicht. Sie machten einen energischen Versuch, das ganze Schire- und Nyassa-Land unter portugiesisches Protektorat zu bringen.

Wir hören sonst von diesen Ländererwerbungen der kolonialen Ära in der Regel nur durch Vermittelung derer, welche die Acquisitionen gemacht haben; da sieht alles so friedlich aus und scheint so glatt zu gehen. Es ist deshalb interessant, im Nyassa-Land den Kampf um das Protektorat nach den Briefen der mitten in den Verhältnissen stehenden Missionare zu verfahren, um dadurch gleichsam einen Blick hinter die Kulissen zu werfen.

Die ersten Projekte der Portugiesen sollten wohl nur dazu dienen, dem nicht eingeweihten Publikum Sand in die Augen zu streuen. Sie planten eine Chaussee von Kilimane über Land nach Blantyre und später eine Eisenbahn längs des Schire durch das Makololo-Land. Von der Chaussee ist gar nichts sichtbar geworden, von der Eisenbahn wurde wenigstens die Bahnlinie abgesteckt. Damit war es denn freilich auch genug.

Da kamen den Portugiesen die Wirren vom Nordende des Nyassa zu statten. Während die Seengesellschaft alle Hände voll bei Karonga zu thun hatte, machten die Portugiesen den Versuch, den Sambesi zu sperren. Sie belegten den Sambesi-Dampfer der Seengesellschaft mit

Beschlag. So waren sie die natürlichen Bundesgenossen der arabischen Sklavenhändler, hatten sie doch mit ihnen dasselbe Interesse, die Schotten vom Nyassa zu verdrängen. Gerade die Schwierigkeit, auf dem Sambesi Proviant und Munition für die Truppen am Nyassa hinauf zu schaffen, erschwerte die Operationen der Seegesellschaft aufs äußerste.

Bald gingen die Portugiesen direkter ans Werk. Im Jahre 1888 machte sich Senhor Cardoso auf der Landroute auf den Weg und kam bis zu einem der Unterhäuptlinge Makanjiras. Diesen bewog er dazu, das portugiesische Protektorat anzuerkennen und die portugiesische Flagge zu hissen. Das bekam allerdings diesem Häuptling schlecht. Sobald Makanjira davon gehört, ließ er ihn absetzen und die portugiesische Fahne wieder einziehen.

Im nächsten Frühjahr (1889) kehrte Senhor Cardoso mit bedeutenden Vorräten an Tauschwaren, Munition und Spirituosen zum Nyassa zurück. Jetzt machte er sich systematisch an alle Häuptlinge im Osten und Süden des Sees, von Mponda bis Chitesi. Die einen besuchte er persönlich; den andern ließ er seine Botschaft durch Gesandte mitteilen. Überall teilte er glänzende Geschenke aus, besonders die den Häuptlingen so äußerst willkommenen Flinten und Pulverfässer; überall drängte er die Häuptlinge, ihren Handel nach Kilimane zu dirigieren, weil dort ihre Karawanen alle ihre Produkte loswerden und die Waren einhandeln könnten, die ihnen am liebsten wären. Ob er direkt dem Sklavenhandel das Wort redete und Kilimane als Absatzgebiet dafür empfahl, läßt sich nicht nachweisen. Jedenfalls stellte er ihnen wie Pulver und Gewehre, so Branntwein in Menge in Aussicht. Überall aber war die Bedingung, an welche diese glänzenden Versprechungen geknüpft waren, das Hissen der portugiesischen Flagge. Daß sie damit die portugiesische Oberherrschaft anerkannten, und daß sie sich in den Briefen, die er ihnen zur Unterschrift vorlegte, für das portugiesische Protektorat aussprachen, hütete er sich wohl, ihnen auseinander zu setzen. Die Absicht des ganzen Unternehmens war offenbar, vor den Augen der politischen Welt scheinbare Rechtstitel zu erwerben und den Handel des ganzen Landes nach Kilimane zu leiten.

Das Unternehmen mißlang aber. Die Missionare der Universitäten-Mission, wiewohl prinzipiell jeder Einmischung in die Politik abhold, hielten es für ihre Pflicht, den irre geleiteten Häuptlingen die Konsequenzen ihrer Handlungsweise klar zu machen und sie besonders davor zu warnen, unüberlegt die portugiesische Flagge zu hissen. Ihre Vorstellungen hatten denn auch bald genug den Erfolg, daß alle Häuptlinge ohne Unterschied, selbst Makanjira, die portugiesische Flagge zurücksandten oder verbrannten und Cardoso Botschaft sandten, daß sie wohl gern die guten Dinge der Portugiesen kaufen würden, aber nicht daran dächten, sich unter portugiesische Herrschaft zu stellen. Damals war noch der englische Einfluß am See nicht herrschend.

In jener Zeit langte fast keine Karawane am Ostufer des Nyassa an, die nicht eine Flagge zu überbringen hatte, Flaggen der Engländer, der Franzosen, der Portugiesen, der Deutschen, selbst des Kongostaates. Die Häuptlinge am See mußten sich ordentlich großartig bei diesem

Wettbewerb um ihre Freundschaft vorkommen. Die Entscheidung war in ihren Augen nicht einfach. Einen Eindruck hatten sie eigentlich nur von der Größe der Engländer. Aber diese waren die Feinde der Araber, der Einzigen, die sie bisher mit allen wünschenswerten Produkten der Kultur versorgt, und Gegner des Sklavenhandels, des einzigen Gewinn bringenden Handels, den sie zu treiben verstanden. Kann man es heidnischen Häuptlingen verdenken, wenn sie sich in ihrem Herzen mehr auf die Seite der Portugiesen neigten, welche im wesentlichen denselben Handelsgrundsätzen zu huldigen erklärten wie die Araber?

Da aber Cardosos Unternehmen die gewünschten Erfolge nicht gehabt, planten die Portugiesen eine große kriegerische Aktion gegen das Schirethal. Serpa Pinto, der berühmte portugiesische Forschungsreisende, wurde an die Spitze gestellt. Unter dem Schein einer wissenschaftlichen Expedition wurden ihm anderthalb tausend eingeborene Truppen, zwei Kanonenboote und alles Zubehör beigegeben. Diesmal aber kamen die Engländer den Portugiesen zuvor. Während Lord Salisbury am 26. November 1889 erklärte, daß er den Portugiesen das Nyassa-Land nicht lassen werde, eilte der Konsul Johnston vor dem portugiesischen Herrn her und schloß zunächst mit den Makololofürsten, den alten treuen Freunden der Engländer, Verträge und hißte überall die englische Flagge, dann eilte er weiter zum Nyassa und gewann vor allem den mächtigen Jumbe in Kotakota durch das Versprechen einer bedeutenden jährlichen Pension, man sagt 4000 oder 6000 Mark. Schließlich gelang es ihm auch, mit den aufständischen Arabern am Nordende des Sees fertig zu werden. Als er am 22. Oktober 1889 in Karonga die englische Flagge hißte, war das englische Protektorat über das ganze weite Gebiet von der Mündung des Ruo in den Schire bis Karonga erklärt. Nur das Ostufer des Nyassa hatte Johnston sich selbst überlassen.

Serpa Pinto kam zu spät. Als er am Ruo anlangte, wehte ihm jenseits schon die englische Fahne entgegen. Er wollte sich damit nicht begnügen, sondern erklärte den Makololo den Krieg. In dem ersten Treffen gelang es ihm auch ohne Schwierigkeit, den nächsten Makololo-Häuptling empfindlich zu schlagen, so daß dieser, wütend, daß er von den Engländern im Stich gelassen sei, die englische Flagge zerriß. Aber sei es, daß Serpa Pinto die Vergeblichkeit weiterer Versuche einsah, sei es, daß er Befehle von Hause erhielt, er kehrte nach Kilimane zurück.

So war also der wichtigste Teil des Nyassa-Landes, das obere Schirethal und die gesamte Westküste des Sees für die Engländer gerettet. Es kam nur noch darauf an, die Interessensphären mit den angrenzenden Kolonialmächten, Deutschland im Nordosten und Portugal im Südosten, abzugrenzen.

Am 1. Juli 1890 wurde das deutsch-englische Abkommen unterzeichnet. Wir können in Bezug auf diesen Teil unserer Kolonie Deutsch-Ostafrika mit demselben durchaus zufrieden sein. Uns ist der schönste Teil der reichen Konde-Ebene am Nordende des Sees zugefallen, gerade das Land, das vor den Greueln des Sklavenhandels zu bewahren, die

Schotten sich hatten so sauer werden lassen. Auf der andern Seite sind uns freilich auch die Magwangwara, die Quälgeister des Landes, zugesprochen. Es wird eine große Aufgabe unserer kolonialen Regierung sein, dies unruhige Räubervolk an ein seßhaftes Leben zu gewöhnen.

Kurze Zeit darauf ist auch die englisch-portugiesische Konvention unterzeichnet. Den Portugiesen ist im wesentlichen die ganze dichtbevölkerte Ostküste zugesprochen; nur ihren alten Feind Makanjira, den Beleidiger des Konsuls Buchanan, haben sich die Engländer vorbehalten.

Damit waren äußerlich feste Grenzen für die Interessensphären der einzelnen Länder geschaffen; es kam nun darauf an, in welchem Umfange die einzelnen Nationen an die Erschließung und Kultivierung der ihnen zugesprochenen, weiten Länder gehen würden. Da ist man mit den Portugiesen am schnellsten fertig, sie haben für die ihnen zugesprochenen Gebiete im Nyassa-Lande bisher rein nichts gethan; weder in den an das Schirehochland angrenzenden, hochgelegenen und für Kaffeeplantagen wahrscheinlich vortrefflich geeigneten Bergländern, noch in den dichtbevölkerten Landstrichen am Ostufer des Nyassa haben sie auch nur einen Versuch gemacht, ihre Oberhoheit zur Geltung zu bringen.

Die energische und umsichtige Thätigkeit der Engländer steht im wohlthuendsten Gegensatz zu dieser portugiesischen Schläfrigkeit. Der zum Generalkonsul, Kommissioner und Administrator des Britischen Centralafrika ernannte H. H. Johnston setzte seine ganze Kraft daran, die britische Einflußsphäre zu einem für sein Vaterland wertvollen Kolonialbesitz zu gestalten. Die wie im Sturm gewonnene, nominelle Anerkennung der englischen Oberhoheit im Jahre 1889 hatte doch nur Wert, wenn ihr eine planmäßige Geltendmachung der englischen Macht auf dem Fuße folgte. Wir übergehen hier die großafrikanischen Bestrebungen der südafrikanischen Kompagnie unter dem bekannten Premierminister Cecil Rhodes; im Auftrage Johnstons, der zugleich Generalbevollmächtigter dieser kapitalkräftigen Gesellschaft war, durcheilten die Reisenden Sharpe, Joseph Thompson und Grant die weiten Gebiete vom Sambesi oberhalb des portugiesischen Sumbo und dem Südende des Tanganjika nach Westen bis an das Barotseland, um überall von den Häuptlingen die Anerkennung der englischen Oberherrschaft zu erwirken. Es ist bisher zur Erschließung dieser unendlich weiten Länder noch sehr wenig geschehen. Johnston beschränkte sich weise auf die Grenzen des unter englisches Protektorat genommenen Gebietes, welches mit dem uns hier beschäftigenden englischen Teile des Nyassalandes zusammenfällt. Seine Aufgabe war eine doppelte, eine friedliche und eine kriegerische; einmal sollte er eine Verwaltung des Landes einrichten, und dann sollte er die nominelle Anerkennung der englischen Oberhoheit in eine wirkliche Machtstellung der Engländer verwandeln.

Die Einrichtung der Verwaltung war dadurch sehr vereinfacht, daß es eigentlich nur eine Haupthandelsstraße im Protektorate gab, die große Route Sambesi-Schire-Nyassa, und dieser Weg war so leicht

übersehbar und kontrollierbar, daß sich sowohl das Post- und Telegraphen-, wie das Zollwesen einfach im Anschluß an diese Hauptverkehrsstraße organisieren ließen. Es traf sich günstig, daß gerade damals die Tschindemündung des Sambesideltas entdeckt wurde, der einzige von den vielen Mündungsarmen des versumpften Sambesideltas, welcher den Ozeandampfern gestattet, bis unmittelbar an das Land zu fahren und aus dem transatlantischen Dampfer die Güter direkt in die Flußdampfer zu verladen. Die Portugiesen traten den Engländern ein kleines Landstück auf der sandigen und sumpfigen Tschindehalbinsel ab, um darauf einen Freihafen für alle nach Britisch-Centralafrika gehenden Transporte anzulegen. Um diesen Freihafen, die „Britische Concession", ist schnell eine Stadt im Entstehen begriffen, die das Bindeglied zwischen der zivilisierten Welt und der weit im Innern Afrikas gelegenen, aufstrebenden Kolonie darstellt.

Sobald das englische Protektorat über das westliche Nyassaland ausgesprochen war, ergoß sich ein Strom von englischen Einwanderern in das Land, um möglichst viel Vorteil aus der neuen Kolonie zu ziehen. Die leitenden Gesichtspunkte der Besiedelung stellten sich sehr bald fest. Wertvoll war für Plantagenbau zunächst nur das Schirehochland. Alle die andern weiten Gebiete im Westen und Norden des Nyassa hatten vorläufig nur einen begrenzten Handelswert, kamen aber für eine dauernde Ansiedelung von Weißen noch nicht in Frage. Auf dem Schirehochland war durch die schottische Mission die Kaffeekultur und zwar die Kultur des edlen, arabischen Mokkakaffees eingeführt. Diese Kultur bildete sehr bald die anerkannte Grundlage der Plantagenwirtschaft. Das Schirehochland war dazu bestimmt, eine Kaffeeplantagen-Kolonie zu werden. Die Arbeiterfrage löste sich dabei überraschend leicht. Die Mission, welche seit anderthalb Jahrzehnten im Lande war, hatte dem europäischen Namen ein so gutes Vorurteil bei den Eingeborenen erweckt und hatte in den Eingeborenen selbst eine unbestimmte Sehnsucht nach Kultur und Zivilisation wachgerufen, daß sich den Pflanzern bald Scharen von Atonga- und Angoni-Arbeitern zur Verfügung stellten. Die Verwaltung des Landes hatte nur darauf zu achten, daß diese eingeborenen Arbeiter gut behandelt, richtig bezahlt und rechtzeitig wieder entlassen wurden, weil nur durch eine unparteiische, gerechte Behandlung der Zuzug von eingeborenen Arbeitskräften gehoben und erhalten werden konnte. Schwieriger war die Landfrage zu lösen. Begreiflicher Weise suchten die ins Land kommenden Engländer sogleich möglichst große Landstrecken mit Beschlag zu belegen, und die Häuptlinge, welche sich so in den Stand gesetzt sahen sich schnell zu bereichern, schlugen gegen ein Spottgeld Quadratmeilen über Quadratmeilen los, ohne auf die Ansiedelungen ihrer Unterthanen Rücksicht zu nehmen. Nun waren aber nach afrikanischen Rechtsbegriffen die Häuptlinge gar nicht Herren des Grund und Bodens, dieser ist vielmehr unveräußerliches Stammeseigentum. Und andererseits lag es durchaus nicht im Interesse der Landesverwaltung, daß einige Spekulanten sich zu Besitzern des Grundes und Bodens machten und hernach zu spekulieren anfingen. Johnston nahm deshalb die Landfrage

gründlich in die Hand, richtete eine Art Katasteramt ein und ließ alle Grundstücke nur durch seine Vermittelung verkaufen. Abgesehen davon, daß diese Maßregel im eigensten Interesse der Verwaltung lag, welche dadurch große Ländereien als Kronland in ihren Besitz bringen konnte, so entsprach sie auch den Lebensinteressen der Eingeborenen, deren Dörfer samt den zugehörigen Äckern unter Regierungsschutz gestellt wurden; und schließlich war es auch für die Pflanzer mehr wert, ein beschränktes Areal mit gesicherten Rechtstiteln zu besitzen als ganze Quadratmeilen auf rechtlich unsicherer und anfechtbarer Grundlage.

Es sind jetzt etwa hundert Kaffeepflanzer im Schirehochlande ansässig. Bei der Bedeutung der Plantagenwirtschaft auch für unsere Kolonien und zur Beurteilung einiger Missionsunternehmungen ist es von Wert, einen Blick in den Haushalt einer solchen Pflanzung zu thun. Nach dem Urteil Johnstons ist ein Kapital von 20000 Mark erforderlich, wenn ein Pflanzer sich mit Aussicht auf Erfolg und ohne Nahrungssorgen im Schirehochland etablieren will. Eine normale Pflanzung umfaßt 500 Acker[1]) und kostet nach ortsüblichen Preisen etwa 2500 Mark. Der Anbau der Kaffeebäume erfordert große Sorgfalt und unablässigen Fleiß, den Boden von Unkraut rein zu halten. Im dritten Jahre bringt die Pflanzung die erste Ernte, von diesem Termin ab ist also auf eine Rente von dem Anlagekapital zu rechnen. Bei sorgfältiger Bearbeitung und einigermaßen gutem Boden bringen die Pflanzen im Durchschnitt jährlich $3\frac{1}{2}$ Zentner Kaffeebohnen pro Acker, eine Pflanzung von 500 Ackern also 1750 Zentner, gleich $87\frac{1}{2}$ Tonnen. Schirekaffee steht in London hoch im Preise und erzielt im Durchschnitt 99 bis 115 Mark pro Zentner. Nehmen wir nur 100 Mark als Durchschnitt, so kann also ein Pflanzer mit 20000 Anlagekapital bei einigermaßen günstigen Verhältnissen auf einen Jahresertrag von 175000 Mark rechnen, wenn es ihm gelingt, sein ganzes Grundstück in eine gute Kaffeeplantage zu verwandeln.[2]) Ist's ein Wunder, daß das Schirehochland vielen Engländern wie ein gelobtes Land erscheint und in wachsendem Maße seine Anziehungskraft auszuüben beginnt? Da die Kaffeekulturen erst anderthalb Jahrzehnte alt sind und die meisten Pflanzungen sich noch im Anfangsstadium befinden, ist ein abschließendes Urteil über die Aussichten dieser Kaffeeplantagen noch nicht möglich. Das Jahr 1896 brachte 320 Tonnen Schirekaffee auf den Londoner Markt, was auf ca. 2000 Acker tragende Plantagen schließen läßt.

Die schwierigere Aufgabe Johnstons war ohne Zweifel die Begründung der englischen Autorität in dem Schutzgebiete. Denn selbstverständlich hatten die Plantagen im Schirehochlande nur Aussicht auf Gedeihen, wenn sie sich unter dem Schutze einer geordneten britischen Herrschaft entwickeln konnten. Es ist nötig, daß wir diese Frage recht nüchtern betrachten. Auf den ersten Blick erscheint es als ein

---

[1]) Ein Acre gleich $1\frac{1}{2}$ Magdeburgischen Morgen.

[2]) Die meisten nehmen zunächst nur 50 oder höchstens 100 Acker in Kultur, weil die Bearbeitung zu viel Fleiß und Sorgfalt erfordert. Aber auch eine Kaffeeplantage von 100 Morgen kann schon ohne zu große Schwierigkeit einen Ernteertrag von 35000 Mark abwerfen!

himmelschreiendes Unrecht, daß die englische Nation, sobald sie sich überzeugt hat, daß im Schirehochlande Schätze zu sammeln sind, sich auf dies Land stürzt, den größeren Teil desselben in seinen Besitz bringt, die Eingeborenen dementsprechend zurückdrängt und nun die eingeborenen Häuptlinge, die rechtmäßigen Herren des Landes, auf ein Mindestmaß von Hoheitsrechten einschränkt. Denn das soll doch ja keiner behaupten, die Engländer seien in das Schirehochland gekommen, um dessen Reichtümer im Interesse seiner schwarzen Einwohner zu entwickeln, oder mit der Absicht, die Schwarzen an dem Reichtum dieser Plantagen auch nur teilnehmen zu lassen. Nein, sie wollen die Plantagen mit all ihrem Reingewinn haben, und die Eingeborenen sollen ihnen die Plantagen bearbeiten und sie im übrigen so wenig als möglich belästigen. Allein so schlimm, wie es zuerst erscheint, gestaltet sich die Sache doch in Wirklichkeit nicht. Es sei ferne von mir, die moderne Kolonialpolitik weiß zu waschen; aber man muß in der Beurteilung der thatsächlichen Verhältnisse gerecht sein. Das Schirehochland war zu Anfang der sechziger Jahre von den rücksichtslosen und grausamen Yao- oder Adjawa-Stämmen überschwemmt und unterjocht worden. Die einheimische Njanga-Bevölkerung steht also unter dem harten Regiment der eingedrungenen Yaofürsten, die obendrein alle Sklavenhändler sind, und die Engländer erscheinen dem weit überwiegenden Teile der Bevölkerung als Retter und Befreier von ihren harten Drängern. Anders liegt es am Ost- und Westufer des Nyassa. Da sind die mächtigen Häuptlinge alle ohne Unterschied erpichte Sklavenhändler; sie haben es zum großen Teil verschuldet, daß das Nyassaland Jahrzehnte lang eines der ergiebigsten Sklavenexport-Gebiete war; sie haben den arabischen Sklavenmarkt und die portugiesischen Pflanzungen mit zehntausenden von Sklaven versorgt. Ist es ohne allen Zweifel ein Ruhmestitel der christlichen Nationen, daß sie diesem fluchwürdigen Handel und aller mit dem Sklavenfang und Sklaventransport verbundenen Grausamkeit mit unerbittlicher Strenge ein Ende gemacht haben, so ist es auch eine Ehre für die Engländer, daß sie teils in Güte, teils mit Gewalt alle eingeborenen Fürsten ihres Gebietes dazu gebracht haben, den Sklavenhandel aufzugeben. Daß sie, um dieses Ziel zu erreichen, die Häuptlinge ihre Oberherrschaft fühlen lassen mußten, — daß die Unterdrückung des Sklavenhandels gerade das Mittel zur Aufrichtung der englischen Herrschaft war, ändert an diesem Urteil nichts. — Noch wieder anders gestalteten sich die Verhältnisse am Nordende des Nyassa. Dort hatten sich, wie wir oben bereits sahen, die Araber eingenistet und versucht, ein arabisches Reich aufzurichten. Daß der Friedensschluß im Oktober 1889 nur ein vorläufiger war, wußten die Araber so gut wie die Engländer. Hier gab es nur ein Entweder — Oder, entweder die Araber oder die Engländer waren die Herren der Tanganjikahochebene und hatten damit den Schlüssel zum Herzen Afrikas in der Hand. Und wenn die Frage so gestellt wird, kann die Antwort hier so wenig zweifelhaft sein als in irgend einem Gebiet Zentralafrikas, wo sich die Araber eingenistet hatten. Da jede Araberherrschaft in Zentralafrika mit dem schrecklichsten

Sklavenraub und Sklavenhandel verbunden ist, muß sie immer und überall ausgerottet werden.

Die Jahre 1891 bis 1896 sind eine fast ununterbrochene Kette von größeren und kleineren Kriegszügen, die Johnston an der Spitze seiner kleinen Truppe von 100 Sikhs und 2—300 Makua- und Atonga-Soldaten ausfocht. Nur wenige englische Offiziere, manchmal nur zwei oder drei, auch in den günstigsten Zeiten nicht mehr als zehn bis zwölf, standen ihm bei dieser Aufgabe zur Seite. Aber diese Kriegszüge dürfen auch nicht nach europäischem Muster gemessen werden. Jeder einzelne Zug dauerte in der Regel nur zwei bis drei Tage, höchstens einige Wochen. Der Verlust der Engländer belief sich meist nur auf zwei oder drei Sikhs und ein Dutzend Eingeborener. Die ungleich überlegene Kriegsausrüstung, besonders die sicher und weithin treffenden Granaten, führten meist in wenigen Stunden die Entscheidung zu Gunsten der Engländer herbei. Wir widerstehen nur ungern der Versuchung, im einzelnen die Geschichte dieser Fehden zu verfolgen, sie ist voll interessanter Episoden und Wechselfälle. Mehr als einmal schien die ganze Machtstellung der Engländer erschüttert, ja es hing nur an einem seidenen Faden, so wäre ihnen alles bisher Gewonnene wieder entrissen worden. Aber immer wieder trugen die unerschütterliche Kaltblütigkeit und Überlegung der Engländer den Sieg davon, immer wieder bewährte sich ihre divide et impera Politik, indem sie es nie zu Bündnissen ihrer Feinde kommen ließen, sondern jeden einzeln angriffen und unterwarfen. Wir werden bei der Geschichte der einzelnen Missionen noch auf einige dieser Fehden eingehen müssen, wodurch der Bestand einzelner Missionsstationen bedroht wurde. Hier erwähnen wir nur noch, daß der gefährlichste Feind der Engländer, der Yaohäuptling Makanjira am Südufer des Sees, im Herbst 1893 nach dreijährigen, hartnäckigen Kämpfen besiegt wurde. In diesen Kämpfen, den blutigsten von allen, büßten drei Engländer ihr Leben ein. Im Dezember 1895 vernichteten die Engländer endlich auch durch einen schnell und sicher geführten, vernichtenden Schlag das arabische Wespennest am Nordende des Nyassa.

Mit dem Jahre 1896 sind diese Kämpfe — die kriegerische Periode in der Geschichte des Protektorates — zu einem vorläufigen Abschluß gelangt. Die durch dieselben geschaffene Situation ist kurz diese: Im Schirehochlande sind alle Häuptlinge nacheinander unterworfen, die allzu widerspenstigen nach dem Fort Port Herald in die Verbannung geschickt. An allen den Punkten, wo bisher mächtige Häuptlinge die englische Herrschaft bedrohten, sind vorläufig englische Forts mit einer kleinen Besatzung als Beobachtungposten erbaut, die das ganze Schirehochland mit einem Netz von festen Punkten überziehen. Die englische Herrschaft kann im ganzen Schirehochlande als völlig gesichert gelten. Blantyre-Mandala ist der Mittelpunkt des kommerziellen und geistigen Lebens, Zomba die offizielle Residenz und der Mittelpunkt der Verwaltung und des Militärs. Außerhalb des Schirehochlandes denken die Engländer vorläufig nicht daran, weitere Landstriche unter eigene Verwaltung zu nehmen, es liegt ihnen auch gar nicht an der Ausübung detaillierter

Hoheitsrechte. Erstrebt und erreicht haben sie nur ein dreifaches, erstens daß im ganzen Protektorat Ruhe herrscht und die ewigen Kleinkriege der Eingeborenen zu einem gewissen Stillstand gekommen sind; zweitens daß die englische Oberhoheit im ganzen Lande anerkannt wird und die meisten Häuptlinge die starke Hand der Engländer gefühlt haben; drittens daß der Sklavenhandel im wesentlichen im ganzen Nyassalande überwunden, die Sklavendhaus zerstört, die alten Sklavenstraßen von englischen Forts beherrscht sind.

Im Vergleich zu den Anstrengungen der Engländer sind die Arbeiten der Deutschen im deutschen Teile des Nyassalandes gering; das hat aber in den Verhältnissen des Landes seinen guten Grund. Die uns zugefallene Ostküste des Nyassa ist von einer sechs- bis neuntausend Fuß hohen Bergkette, dem Livingstone-Gebirge, eingefaßt, die nach dem See zu steil abfällt. Dahinter dehnt sich nach Osten zu die weite Hochebene, welche von dem wilden, noch ungebändigten Volke der Magwangwara innegehalten wird. Nach dieser Seite hin ist also vorläufig eine Ausdehnung des deutschen Einflusses nicht möglich, bis die Magwangwara mit bewaffneter Hand zum Frieden und zur Unterwerfung gezwungen sind. Den Nordrand des Sees umgiebt zwar die schöne und fruchtbare Ebene, welche von dem liebenswürdigen und betriebsamen Kondevolke bewohnt wird. Allein diese Ebene ist zu ungesund, als daß sie zu irgend einer europäischen Ansiedelung Raum böte. Trotzdem wurde der Nyassasee auf eine eigentümliche Weise in den Bereich unserer kolonialen Unternehmungen gezogen. Es geschah im Verlauf der Unternehmungen des Antisklaverei-Komitees. Die berüchtigte Antisklaverei-Lotterie hatte bekanntlich im Jahre 1891 die ungeheure Summe von fast 2 Millionen Mark in die Hände dieses Komitees gelegt, und es handelte sich nun darum, was mit diesem vielen Gelde zu beginnen sei. Das ist nun eine lange, traurige Geschichte, die wir hier nicht im einzelnen erzählen können.*) Uns geht hier nur die eine Hälfte derselben, die Geschichte des Dampfers „Hermann von Wißmann" an. Für diesen Dampfer waren bereits vorher 280000 M. gesammelt, und er war ursprünglich für den Viktoria-Njansa bestimmt. Da aber für diesen See ein weiterer Dampfer, der Petersdampfer, erbaut werden sollte, — der nie über die Ostküste der Kolonie hinausgekommen ist — so wurde für diesen Dampfer der Tanganjikasee ins Auge gefaßt. Verständigerweise wollte man den Transport nicht auf der schwierigen Landroute quer durch Deutsch-Ostafrika, sondern auf der damals eben erschlossenen Tschinde-Sambesi-Schire-Nyassa-Route in die Wege leiten.

Der allgemeine Plan des Unternehmens ging dahin, den auf Schleppkähnen zu verladenden Wißmanndampfer durch einen Schleppdampfer den Sambesi-Schire hinaufschaffen zu lassen. Um die Schirefälle herum dachte das Antisklaverei-Komitee den Schleppdampfer auf

---

*) Vergl. darüber den orientierenden Artikel des Grafen von Schweinitz in der Juninummer der „Afrika", des Organs des evangel. Afrika-Vereins, der auch im folgenden fleißig benutzt ist.

einem eigens zu diesem Zweck konstruierten Wagen herumfahren zu lassen, die Wißmanndampferteile aber sollten durch eine Feldbahn, Ochsenwagen, Karren oder Träger, je nach den Verhältnissen herumgeschafft werden. Auf dem oberen Schire und dem Nyassa sollte dann der Schleppdampfer wieder in Thätigkeit treten.

Im Verfolg dieses allgemeinen Planes konzentrierte sich im Juni 1892 die Wißmannsche Expedition an der Sambesi-Mündung im Tschindelager. Die Wißmanndampferteile und der von Deutschland gesandte Schleppdampfer „Pfeil“ wurden dorthin geschafft.

Die Expedition brach mit kurzen Zwischenräumen in drei Abteilungen auf: die erste mit dem Major von Wißmann am 14. Juli 1892, die zweite unter Dr. Bumiller und die dritte unter von Eltz. Der Dampfer „Pfeil“ erwies sich als unbrauchbar und konnte trotz aller Bemühungen nur bis nach dem unteren Schire gebracht werden; doch wurde der Expedition die Unterstützung englischer Kanonenboote zu teil, welche das Schleppen der Kähne übernahmen. Da der Schire im Jahre 1892 ganz außerordentlich wenig Wasser hatte, ging der Transport nur mit den größten Schwierigkeiten und mit großem Zeitverlust vor sich.

Der erste Sammelplatz wurde Port Herald am Schire, wo am 8. Oktober 1892 der letzte Dampferteil anlangte. Von hier ab gab Major von Wißmann die Dreiteilung der Expedition auf und nahm eine Zweiteilung vor, indem er selber mit Dr. Bumiller, der Militärmacht und mehreren Stahlbooten vorauseilte, den von Eltz aber mit der Nachführung der Dampferteile beauftragte.

Von Port Herald bis Katunga konnte noch der Wasserweg, wenn auch mit großen Schwierigkeiten, gewählt werden, von da ab aber mußte der Landweg zur Umgehung der Schirefälle über das Schirehochland genommen werden. Hier war es hauptsächlich der Trägermangel, welcher die Expedition unaufhörlich aufhielt. Am 14. Januar 1893 kam Major von Wißmann am Nyassa an.

Inzwischen hatte sich derselbe entschlossen, den Wißmanndampfer nicht nach dem Tanganjikasee zu schaffen, sondern ihn auf dem Nyassa zu belassen. Er hat hierfür in seinem Berichte 12 Gründe angegeben, es ist aber nach seinen eigenen Erklärungen kein Zweifel, daß unter den 12 Gründen der Grund Nr. 3 der entscheidende war. Es ist dies der Geldmangel bei dem Antisklaverei-Komitee!

Major von Wißmann schien die Finanzlage des Komitees so bedenklich, daß er lieber einen Dampfer sicher auf dem Nyassa haben wollte als einen infolge Geldmangels liegen gebliebenen zwischen dem Nyassa und dem Tanganjikasee. So wurde denn bereits am 5. März 1893 in Mpimbi der Kiel zum Wißmanndampfer gelegt. Während Major von Wißmann am Nyassa Rekognoszierungen vornahm, einige Sklaventransporte aufhob, die Station Langenburg am Nordufer des Nyassa errichtete und auch einen Abstecher nach dem Tanganjikasee unternahm, setzte das technische Personal den Dampfer zusammen. Am 9. Oktober 1893 konnte Major von Wißmann melden: „Dampfer schwimmt!“

Die finanzielle Lage des Komitees gebot eine baldige Auflösung auch dieser Unternehmung, und da sich die Regierung bereit erklärt hatte, den Dampfer sowie die Station Langenburg zu übernehmen, hatte das Komitee bereits im Verein mit dem Gouvernement eine Übergabe-Kommission entsandt, so daß schon 10 Tage nach dem Indienstsetzen des Wißmanndampfers Major von Wißmann seine Expedition der Kommission übergab. Damit war die Thätigkeit des Antisklavereikomitees auch an dieser letzten Stelle beendet und dafür eine Summe von 1190000 Mark ausgegeben.

Wenn auch hier das Ziel nicht völlig erreicht wurde und wenn auch hier viel Geld ausgegeben wurde, so ist doch hier für das Geld etwas geschaffen worden. Der Wißmanndampfer schwimmt auf einem innerafrikanischen See!

Ob allerdings der Erfolg in einem richtigen Verhältnis zu dem Aufwande steht, kann hier nur die Zukunft lehren. Wir möchten nur bemerken, daß nach den offiziellen Berichten des englischen Generalkonsuls Johnston die gesamte Verwaltung Britisch-Centralafrikas mit Einschluß aller kriegerischen Expeditionen während der Jahre 1891—95 in Summa 1750000 Mark gekostet hat, also nur 560000 Mark mehr als die Indienststellung des einen Wißmanndampfers, und dadurch ist nicht allein England mit einer zukunftsreichen Kolonie beschenkt, sondern auch der 1891 noch in ziemlicher Blüte stehende Sklavenhandel in einem Gebiete halb so groß wie Deutsch-Ostafrika unterdrückt worden. Nun, wir haben wenigstens ohne allen Zweifel bei weitem den schönsten und größten von den sechs Dampfern, welche den Nyassa zur Zeit befahren, und die Station Langenburg ist ein fester und gesicherter Stützpunkt der deutschen Macht am Nyassa. Ohne Zweifel ist es für die Zukunft von Wert, daß wir an der Hauptverkehrsstraße in das Herz Afrikas, der Nyassa-Tanganjika-Route, ein Wort mitzusprechen haben.

## Missionsleben im Nyassa-Lande.

Wenn wir auf der Karte die Namen und die Lage der Missionsstationen lesen, so können wir uns nur sehr schwer eine Vorstellung davon machen, was dieselben in ihrer Umgebung bedeuten; und die Missionare sind zu bescheiden, um selbst ihr Lob zu singen. Da hat der wiederholt erwähnte Generalkonsul H. H. Johnston, dem Britisch-Zentralafrika so viel verdankt, ein Bild davon entworfen, was Missionsarbeit im Nyassalande ist. Wir lassen ihn mit seinen eigenen Worten berichten.*)

Versuche Dich, Leser, in die Lage eines müden Mannes zu versetzen, der in Zentralafrika in Regierungsangelegenheiten oder als Kaufmann oder mit naturwissenschaftlichen Untersuchungen beschäftigt, auf Forschungswegen oder zum Sport reist. Du hast eben den halb-

*) Nineteenth Century Review Nov. 1887 und British-Centralafrica S. 192ff.

zivilisierten Küstenstrich mit dem wenig bekannten, wilden Innern vertauscht und hast vielleicht eben den ersten Fieberanfall überstanden. Trotz aller Begeisterung für Entdeckungen, welche die meisten Weißen in diesen ungesunden, aber verführerischen Erdteil treibt, fühlst du dich zur Zeit niedergeschlagen und betrübt in dem Gedanken, daß nun alle Bande mit der Welt der Kultur und des Komforts zerschnitten sind. Dein Zelt ist obendrein nicht wasserdicht und läßt den Regen durch, oder es mildert die glühende Hitze des Mittags nicht; dein unerfahrener Koch versteht die Kunst noch nicht, inmitten aller Schwierigkeiten des Zeltlebens ein anständiges Mittagbrot zu stande zu bringen; du hast schon lange kein Brot mehr bekommen oder beißt an den schimmeligen Resten alter Brotschnitten herum, den erbärmlichen Überresten des angenehmen Mahles in der verhältnismäßig zivilisierten Stadt, von der du aufgebrochen bist.

Oder vielleicht reist du unter anderen Umständen. Du stehst am Ende einer großer Reise oder Expedition, die ihre Zeiten aufheiternden Erfolges und wundervoller Entdeckungen hatte; aber jetzt ist die Erregung vorüber, ihr ist eine dumpfe, fast an Verzweiflung grenzende Apathie gefolgt. Du denkst nicht mehr mit kaum einzudämmender Freude an die Genüsse, welche dich für die Monate von Arbeit, Entbehrung und Gefahr entschädigen sollen, — an die erste Nachtruhe in einem geräumigen und bequemen Bett, das erste gutgekochte Mittagessen mit allen deinen Lieblingsgerichten, das erste gute Konzert und Theater. Du bist es überdrüssig, dir wieder und wieder die öffentlichen Festessen vorzustellen, die man dir zu Ehren geben wird, oder die Ehrungen wissenschaftlicher Gesellschaften, die dich für deine Entdeckungen belohnen. Du denkst nur noch darüber nach, wie groß wohl die Wahrscheinlichkeit ist, daß du dein Ziel lebend erreichst, und zweifelst, ob überhaupt und besonders unter den gegenwärtigen Umständen das Leben lebenswert ist. In beiden Fällen, ob dein Werk vollendet hinter dir liegt oder unvollendet vor dir, wanderst du auf dem schmalen, sich windenden Fußpfade müde, allein, schwermütig, von Heimweh geplagt dahin, deine müden und wunden Füße stolpern über Wurzeln und Steine, deine schmerzenden Augen starren auf den Boden, ohne etwas zu sehen, dein Gesicht ist von dem heißen Wind ausgetrocknet, deine Hände sind von den Grasstauden zerkratzt, die du bei jedem Schritt vorwärts zur Seite biegen mußt. Vielleicht geht dir's noch schlechter; du bist trotz deines Regenmantels von einem Gewitterschauer bis auf die Haut durchnäßt und, von deinem schweren, triefenden Mantel niedergedrückt, stolperst du halb blind durch die sumpfige, nasse Vegetation. Da hörst du deinen Führer jemand zurufen, daß er das Land kenne, des weißen Mannes Haus sei nahe. „Welches weißen Mannes Haus?" fragst du apathisch. „Die Missionsleute", antwortet der Führer, und wenn du von dieser modernen Art von Evangelisten nur vom Hörensagen weißt, lachst du bitter und sagst zu dir selbst: „O ein Missionar! Ich bin gerade nicht in der Stimmung, zu beten oder Lieder zu singen!" Dann gehst du in stumpfer Ergebung weiter, was dir auch bevorstehen mag.

Um das Bild noch wirksamer zu machen, nehme ich an, es ist spät am Nachmittag. Die Sonne — wenn es die Sonne war, die dich hauptsächlich während deines Tagemarsches gequält hat — sinkt endlich hinter einer mächtigen Gruppe von Waldbäumen, und die glühende Mittagshitze wird durch den sich erhebenden Lufthauch gemäßigt. Oder die trüben Regenwolken treiben in zerrissenen, aufgetürmten Massen weg nach Osten und lassen einen großen Teil des westlichen Himmels hell; und diese Fläche offenen Himmels wird goldig beleuchtet durch die Strahlen der untergehenden Sonne. Die Umgebung erscheint freundlicher. Hier und da sieht man in der Ferne helle, grüne und gelbe Flecke, die in das graue Gebüsch und den dunklen Wald Abwechselung bringen und deutlich anzeigen, daß da Pflanzungen sind. Die Nähe von Menschen macht sich durch die blauen Rauchwolken bemerklich, wo die Eingeborenen das trockene Gras verbrennen. Auch der Pfad wird deutlicher und besser; die üppige Vegetation an den Seiten ist abgeschnitten und hemmt deinen Schritt nicht mehr. Jetzt triffst du ab und zu Einwohner der fernen, noch nicht sichtbaren Ansiedelungen, Frauen mit Kindern auf dem Rücken und irdenen Töpfen auf dem Kopfe; sie sind auf dem Wege zur Quelle, um ihren Wasserbedarf für den Abend zu holen; oder von der Jagd heimkehrende Männer mit langrohrigen, altertümlichen Flinten, Speeren, Assagaien oder Keulen; hinter ihnen her laufen ein paar knurrende Hunde mit kleinen Glocken um den Hals. Zu deiner Überraschung springen sie nicht voll Schrecken in den Busch, noch nehmen sie eine trotzige oder feindliche Haltung an, sondern jeder Eingeborene grüßt dich höflich auf englisch: „Guten Morgen! Morgen!", — sie haben vom Missionar unsern Morgengruß gelernt und brauchen ihn nun bei jeder Gelegenheit bei Tag und bei Nacht. Zu beiden Seiten der jetzt breiteren Straße erscheinen Reihen üppig gedeihender, junger Platanen, die offenbar später eine schattige Allee bilden sollen. Hinter einem hölzernen Gehege siehst du reiche Gemüsebeete und Ananasreihen; schließlich bringt dich eine Biegung der Straße in einen Garten von blühenden Blumen und Gesträuchen, die in üppiger Farbenpracht glänzen, und dahinter liegt ein langes, niedriges, einstöckiges Wohnhaus. Die Wände sind weiß getüncht, die Fensterläden grau, das weitüberhängende Strohdach bildet rings um das Haus herum eine Veranda. Hinter dem Hause sind andere kleinere Gebäude mehr oder weniger unter grünen Sträuchern und Bäumen versteckt; und weiter im Hintergrund liegt ein großes, scheunenartiges Gebäude, gleichfalls weiß getüncht und mit einem Strohdach, welches einen undefinierbaren, kirchlichen Zug hat; es ist gewiß die Kirche und dient vielleicht während der Woche auch als Schule.

Wie du müde den roten Pfad nach dem Hause zugehst und langsam und abgespannt alle diese Einzelheiten in dich aufnimmst, kommt dir mit langen Schritten ein Weißer entgegen, dessen äußerer Eindruck dem der Kapelle nicht unähnlich ist — eine Art Compromiß zwischen gemütlicher Behaglichkeit und kirchlicher Steifheit. Wahrscheinlich trägt er einen großen, weichen, grauen Filzhut mit breiter Krämpe, ein zerknittertes, weißes Halstuch, einen langen, grauen, am Halse eng an-

schließenden Lutherrock, graue Hosen und Gamaschen und schwere Stiefel. Sein Gesicht hat einfache Züge, ist aber jetzt mit einem Ausdruck herzlicher Freundlichkeit angenehm erhellt.

Hinter deinem neuen Bekannten, der sich als den Arbeiter irgend einer wohlbekannten evangelischen Mission vorgestellt hat, kommt ein halbes Dutzend tölpischer Knaben; die meisten sind in hellfarbige Jerseys oder Hemden mit Baumwollstücken um die Hüften gekleidet; ein oder zwei mehr begünstigte tragen Röcke und Kniehosen, was ihnen nicht gut steht. Diese Burschen haben das leichte, unabhängige Benehmen der unphilosophischen Eingeborenen verloren und schlendern und stolzieren in einer trägen, nachlässigen Weise umher, die einen energischen und thätigen Mann entschieden reizt; und ihr rundes Grinsen, wie sie mit lautem Gruße sich zu dir hinbewegen, bringt dich unwillkürlich eher in eine steif ablehnende Haltung als zu einem freundlich antwortenden Lächeln. Halb unlustig nehmen sie den vordersten Trägern ihre Lasten ab, und die schnell wachsende Prozession geht nun auf dem roten Pfade weiter durch den Blumengarten hindurch nach dem Hause. Wahrscheinlich steht oben an der Treppe, die zur Veranda hinaufführt, des Missionars Frau und erwartet dich; es ist ja begreiflich, daß sie in etwas nervöser Spannung der Erwartung ist, hat sie doch keine Ahnung, was das für ein Fremder sein mag, der jetzt auf ihr Haus zukommt. So unmittelbar von ihrer Hausarbeit weg ist sie hinausgeeilt. Sie glättet die zerknitterten, blaßblauen Seidenschleifen, die ihrem Hauskleide einen rührenden Schimmer ehemaliger Schönheit geben; sie zieht die Puffärmel zurecht, streicht sich über das Haar, um zu sehen, daß es ganz glatt ist, räuspert sich, ruft ein Lächeln hervor, da du jetzt ganz nahe bist, — und läßt schließlich alle Ziererei, wie sie deine Hand faßt und in dein blasses, müdes, geisterhaftes Gesicht schaut, und mit einem Ausbruch mütterlichen Mitgefühls heißt sie dich herzlich willkommen und eilt hinweg, um für deine Bequemlichkeit zu sorgen.

Du hast dich gebadet und die Kleider gewechselt; eine angenehme Müdigkeit ist der niederdrückenden Erschöpfung gefolgt. Die Missionarsfrau hat im Hause zu thun und überlegt eine Erweiterung des Abendbrotes; der Missionar hat sich entschuldigt; er muß die Schule schließen und die Kinder aus der Kapelle entlassen. Du bist für kurze Zeit in nicht unwillkommener Einsamkeit. Wie du auf der Veranda sitzst, träumerisch in den prächtigen Sonnenuntergang schaust und den starken, süßen Duft der Nikotianas, Frangipanis, Mignonetten und Lilien aus dem Garten einathmest, dringen die hellen, schrillen Stimmen der Kinder an dein Ohr, die fünf Verse eines Abendliedes singen. Wärst du mit ihnen in der Kirche, so würde dich die undeutliche Aussprache, die dünne Melodie und der näselnde Tonfall stören; aber hier, durch die Entfernung erweicht, ist der Gesang ein süßer Klang in der ungestörten Harmonie deiner Umgebung. Von dem hinter großen Bäumen halb versteckten Dorfe der Eingeborenen kommt ein leises Gemurmel von Stimmen; hier und da lachen Frauen und Mädchen, die mit ihren Wassertöpfen von der Quelle zurückkehren, und ihre Stimme tönt angenehm durch die Abendluft. In der gelbblühenden

Dornenhecke am Ende des Gartens singt eine Nachtigall ihre süßen Melodien. Du fühlst dich in einer Atmosphäre des Friedens, die im Gegensatz zu dem aufreibenden Leben der letzten Wochen doppelt erfrischend ist.

Das laute Anschlagen der Schulglocken weckt dich aus deinem Traume. Der Missionar ist wieder an deiner Seite und entschuldigt sich tausendmal, daß er dich eine Weile deinen eigenen Gedanken überlassen hat. Es wird zum Abendbrot gerufen, und du folgst deinem Gast in das Eßzimmer oder vielmehr das einzige große Wohnzimmer des Hauses. Hier sitzt seine Frau vor einer großen Theemaschine und heißt dich bei der Mahlzeit willkommen, fügt auch vielleicht noch eine ganz unnötige Entschuldigung für seine Einfachheit hinzu. Wie du die saubere Serviette auseinanderfaltest, läßt du deine Blicke über den Tisch schweifen und bist ganz mit deinem Lose zufrieden. Da ist z. B., um die Mahlzeit zu eröffnen, eine Terrine mit guter Hühnerbouillon, eine kalte Taubenpastete, gerollte Zunge, Sardinen, gekochte Eier und anderes. Da ist eine Schüssel mit frischen Pellkartoffeln und eine andere mit goldigen Schnitten geschmorter Bananen. Ein herrlicher Ananas mischt seinen Duft in den Wohlgeruch des dampfenden Thees und der leckeren Suppe. Kleine Glasschüsselchen mit süßem Yams und Biskuits füllen die Lücken zwischen den Hauptgängen; und wahrscheinlich fehlt auf dem Tisch auch die schlanke Vase mit ein paar blühenden Blumen nicht und verleiht dem Ganzen ein anmutiges Aussehen, wie es nur ein Frauenauge herzurichten vermag. Wie deine Gedanken und deine Blicke so umherwandern, siehst du deine freundliche Wirtin plötzlich verstummen, das Haupt senken und die Hände falten, und dein Wirt, der schon ein oder zweimal versucht hat deine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, erhebt sich endlich und spricht ein kurzes Tischgebet. Ist diese Pflicht erledigt, so macht er sich mit Eifer daran aufzuschneiden und zu servieren. Wenn du irgendwie Takt hast, wirst du deiner Wirtin deine Anerkennung für den vortrefflichen Thee aussprechen. Dann wird sie dir erzählen, wie schwierig es ist, in Afrika frische Milch zu beschaffen, und wie sie sich geholfen hat. Sie wird von ihren Ziegen und von den Streichen ihrer halbwilden Kuh berichten. Dann mußt du ohne Zweifel den Wohlgeschmack der Taubenpastete rühmen. Da wird deine Wirtin — ein wenig errötend — bekennen, daß sie sie selbst gemacht hat. Ihr Gatte schoß die hübschen, grünen Tauben — „arme, kleine Dinger! ist's nicht eigentlich ein Jammer?" — und sie machte die Pastete. „Wissen Sie, die schwarzen Mädchen lernen das meiste kochen, aber Pasteten machen lernen sie nie. Da gehe ich immer in die Küche und mache sie selbst."

Das Abendbrot ist zu Ende; man bietet dir den bequemsten Stuhl und rückt ihn vor den offenen Kamin, in dem ein paar glühende Feuerscheite brennen. Du fühlst dich ganz hingenommen von Wohlbehagen, und die Dankbarkeit leiht oder sollte wenigstens deinen Augen einen freundlicheren Blick und deiner Stimme einen teilnehmenderen Ton leihen. Die Frau Missionarin hat eine Handarbeit genommen, um ihre Finger zu beschäftigen. Ihr Gatte sitzt aus Höflichkeit mit

müßigen Händen da und versucht dich zu unterhalten; aber wenn du ihn geradezu fragst, wirst du bald herausfinden, daß er auch ein Steckenpferd hat, irgend eine Privatliebhaberei, womit er seine Mußestunden ausfüllt. Vielleicht ist's das Studium der einheimischen Sprachen; und wenn du ein Wort freundlichen Interesses äußerst, wird er entzückt seine umfangreichen, geschriebenen Wörterbücher hervorholen und von Präfixen, Suffixen und Infixen, von Schnalz- und Nasallauten, von Gutturallabialen, gehauchten Zischlauten und Gaumenlauten, von all dem Mißgetön der barbarischen Sprachen berichten. Oder du entdeckst, daß seine Liebhaberei die Käferkunde ist, und ein wenig Überredung wird ihn veranlassen seine Kasten und kampferduftenden Büchsen zu öffnen oder von seinem Studierpult die Spiritusgläser herunterzulangen und vor deinen müden Augen eine verwirrende Sammlung von Insektenformen zu entfalten — Bienen, so groß wie Mäuse und abenteuerlich in goldgrün oder kastanienbraun gekleidet, andere Bienen wie Juwelen klein aus den Blütenkelchen der Orchideen, phantastische Langhörner, ungeschickte Skarabäen u. s. w. Dann werden lange Reihen von roten und grauen, gelben und schwarzen Käfern folgen, abstoßende Cicaden mit großen, dummen Köpfen und unangenehm dicken Leibern mit einem häßlichen Ölgeruch, den selbst der Kampfer nicht unterdrücken kann; flinke Grashopser in sauberen und hübschen Farben und Seejungfern mit Gazeflügeln in purpurblau, orange, bernsteingelb oder dunkelrot.

Bleibst du mit Insekten und Sprachen verschont, so holt er vielleicht dicke Herbarien getrockneter Pflanzen herbei, oder es sind Vögel, die der Missionar selbst schießt und ausstopft, oder er sammelt Mineralien, oder er beschränkt sich auf das kleine Gebiet der Spinnen oder der Landmuscheln. Was auch seine Liebhaberei sein mag, ist er einmal in seinem Fahrwasser, so ist es schwer, ihn zum halten zu bringen, und mit dem besten Willen findest du es nach kurzer Zeit unmöglich ihm mit Interesse zu folgen und unterdrückst mit Mühe ein lange verhaltenes Gähnen. Die Frau Missionarin bemerkt deine Müdigkeit. Da lange Übung sie gewöhnt hat ihres Gatten Lieblingsideen mit nachsichtigem Unbehagen zu dulden, erhebt sie sich, nimmt ihre Handarbeit zusammen und sagt: „Johannes, es ist Zeit zur Abendandacht; ich bin überzeugt, Herr so und so ist sehr müde.“ Der gehorsame Gatte stimmt bei, legt mit einem Seufzer seine Manuskripte oder Sammlungen beiseite und geht auf die Veranda hinaus, um die Glocke zu läuten. Dann kommt er mit würdigem Angesicht wieder herein, holt seine große Bibel vom Bücherbrett und setzt sich in den großen Lehnstuhl am Ende des Tisches. Jetzt hörst du ein Wispern, Tuscheln und Schwatzen auf dem Flur, und herein kommen die ungeschickten Knaben, die du schon vorher gesehen hast. Sie nehmen auf Holzbänken Platz, die sie nahe an der Thür an die Wand stellen. Sie gehen noch einmal hinaus und kommen zurück mit großen Stößen von Bibeln und eingeschlagenen Gesangbüchern, und ihnen folgt eine kleine Schar netter Mädchen, die einen in weite Gewänder wie kurze Nachtröcke gekleidet, andere sehen so aus, als seien sie erst halb aus

ihrer Wildheit herausgerissen und wollen ihre Brust nicht mit einem bauschigen Gewand verhüllen, während die Art, wie sie sich ihre Baumwolltücher um die Hüften und den Kopf geschlungen haben, zeigt, daß sie den angeborenen, guten Geschmack noch haben, den die älteren, mehr civilisierten Mädchen verloren haben. Diese letztern sind beim Anblick des Fremden ganz hingenommen von Verlegenheit und werfen dir abwechselnd schüchterne Blicke zu und kichern dann untereinander, bis sie ein strenger Blick ihrer Herrin trifft und wie auf Kommando ihre Blicke auf ihre aufgeschlagenen Bibeln richtet. Nach der Abendandacht bringen die Jungen die Bänke wieder heraus, und die Mädchen knixen und bücken sich, und jede flüstert „Gute Nacht, ma'am; gute Nacht sah", worauf dein Wirt und deine Wirtin mit ermüdender Regelmäßigkeit antworten: „Gute Nacht, Amalia; gute Nacht, Florentine; gute Nacht, Susanne; gute Nacht, Rebekka" u. s. w., bis die Liste zu Ende ist. Dann stehst du noch ein paar Augenblicke unschlüssig, blickst auf die Bibelsprüche an den Wänden oder gedankenlos auf die Nähmaschine deiner Wirtin, schlägst die Prachtbücher auf dem Tisch auf und versuchst leise mit einem Finger und wechselndem Druck der Pedale das Harmonium. Die Frau Missionarin hat inzwischen die Dienstboten gefragt, ob in deinem Schlafzimmer alles bereit ist; jetzt kehrt sie zurück und wünscht dir mit einigen freundlichen Worten gute Nacht. Du schwatzst noch ein paar Minuten mit deinem Wirte und begiebst dich dann in dein Schlafzimmer, wo du gewiß ein bequemes Bett und ein Bücherbrett findest, von dem du dir ein Buch herunterholst und darin herumblätterst, bis die Müdigkeit deine Augen schließt.

Vielleicht erwachst du am andern Morgen krank an dem gestern schon drohenden Fieber. Müde, mit flimmernden Augen und zitternd versuchst du dich anzukleiden, aber dein Wirt, der in der Behandlung solcher Krankheiten erfahren ist, besteht darauf, daß du wieder zu Bett gehst; und nun wirst du wochenlang husten und irre reden, während der Geier Tod immer näher kommt, bis die geduldige Pflege, die bedächtige Fürsorge und die unermüdliche Aufmerksamkeit deines Wirtes und deiner Wirtin die Krankheit überwunden und deine Gesundheit wieder hergestellt haben. Oder noch wahrscheinlicher, die erste ruhige Nacht unter dem wasserdichten Dach, die gute Verpflegung und anregende Unterhaltung auf der Missionsstation haben die beginnende Krankheit wirksam zerstreut und beim Läuten der Schulglocken erwachst du vom Schlummer und fühlst dich durch diese angenehme Abwechselung erfrischt und gekräftigt, mit fester Entschlossenheit weiter der Einsamkeit der Wildnis entgegen zu gehen.

Dein Wirt und deine Wirtin eilen nicht, dich weiter ziehen zu lassen; ehe du gehst, mußt du die Freundlichkeit haben, die Kirche oder Kapelle und die Schulen anzusehen; die Schulkinder singen dir ein einfaches englisches Volkslied und „God save the queen"; du siehst dir ihre Schreibhefte an; du stellst ihnen ein paar leichte Rechenexempel. Vielleicht wird es dir sauer, dich dafür zu interessieren oder einen Widerwillen an den ungeschlachten Burschen und plumpen Mädchen zu unterdrücken, die, wie du meinst, anstatt, wie sie sollten, mit schwerer, ge-

sunder Handarbeit beschäftigt zu werden, ihre Zeit mit Schiefertafel und Fibel vertrödeln und ihre sinnlichen Gesichter heuchlerisch in ehrbare Falten legen.*) Aber es wird dir gewiß nicht schwer, die kleinen, nackten, helläugigen Kinder liebzugewinnen, die eben vom Dorf zusammengetrieben sind und nun, widerwillig in Reihe und Glied geordnet, mit Mühe und Anstrengung von der Wandtafel das Abc lernen, und du sagst der Missionarsfrau, deren Lieblinge sie sind, gern ein Wort der Anerkennung. Die Schulinspektion ist vorüber, du folgst noch einer sehr herzlichen Einladung zum Frühstück, dann bringt dich dein Wirt auf den richtigen Weg nach deinem nächsten Ziele, und deine Wirtin steckt dir noch ein leckeres Packet Eßwaren in deine Reisetasche.

## Die Blantyre-Mission im Schirehochlande.

Wir lassen noch einmal die im Nyassalande arbeitenden Missionen an unserem geistigen Auge vorüberziehen; es ist jedoch nicht unsere Absicht, eine ins Einzelne gehende Geschichte dieses letzten halben Jahrzehntes der Missionsarbeit zu geben. Es liegt in der Natur der Sache, daß nach den Anfangszeiten voll Sturm und Drang die Mission in ein ruhigeres Stadium gleichmäßiger Entwickelung eintritt. So wichtig es für einen Missionsforscher ist, gerade dieses langsame, gesetzmäßige Wachstum zu beobachten und seinen Gesetzen und Triebkräften nachzuspüren, so bietet es doch dem größeren Leserkreise zu wenig packende Einzelzüge, die zu einer zusammenhängenden Darstellung reizten. Wir heben deshalb nur diejenigen fesselnden und zum Teil tragischen Ereignisse heraus, welche auf ein allgemeines Interesse rechnen dürfen.

Eine solche aufregende Zeit war zuerst für die Blantyre-Mission der schottischen Staatskirche im Schirehochlande das Winterhalbjahr 1890/91, welches eine ungewöhnlich lange Reihe schwerer Heimsuchungen brachte.

Im Oktober 1890 hielt eine schwere Influenza-Epidemie in Blantyre ihren Einzug; alle Missionsgeschwister und die große Mehrzahl der Schulkinder erkrankten; einige lagen auf den Tod. Unter den Eingeborenen des Schirehochlandes war ein großes Sterben. Von den Missionaren starb zwar keiner, aber der General-Agent Heinrich Henderson wurde so hart von der Krankheit mitgenommen, daß der Arzt ihm sagen mußte, er werde eine zweite solche Krankheit nicht überstehen. Auch die Gesundheit aller andern Missionsgeschwister war mehr oder weniger erschüttert.

Während dieser Zeit waren die beiden Missionare Robert Cleland und Wilhelm Scott (ein Bruder des Leiters von Blantyre) in den Mlandschebergen, um dort bei dem Häuptling Chikumbo eine seit langen Jahren geplante Stationsanlage auszuführen. Sie mußten mehrere

*) Ein Missionar wird darüber ohne Zweifel anders urteilen, und er kennt die jungen Burschen besser.

Monate in einem Zelt wohnen, weil der widerspenstige Häuptling unter allerlei nichtigen Vorwänden die Erlaubnis zum Bau eines Hauses verzögerte. Wahrscheinlich hat dieses Zeltleben, verbunden mit den Aufregungen und Überanstrengungen der Pionier-Arbeit, die Gesundheit Clelands untergraben. Er wurde am Nachmittag des 5. November ernstlich krank und verlor in wenigen Stunden die Besinnung. Dr. W. Scott schickte sogleich einen Eilboten nach Blantyre, und in der umgehend gesandten Machila, einer Art Hängematte, wurde Cleland nach Blantyre getragen. Die beiden Missionsärzte, Dr. Bowie und Dr. Scott, thaten für ihn, was in ihren Kräften stand. Vergeblich, am Tag nach seiner Ankunft in Blantyre, am 10. November, verschied er vormittags 11 Uhr. Das war ein großer Verlust für die Blantyre-Mission. Cleland war erst 33 Jahr alt, und es war ihm nur 3 Jahre vergönnt, in Afrika Missionar zu sein. Aber er war Missionar mit Leib und Seele. Von Haus aus Ingenieur, hatte er in seinem 21. Lebensjahr den Entschluß gefaßt, Missionar zu werden, und hatte 6 Jahre lang erst die alten Sprachen und dann Theologie studiert, um sich zu dem erwählten Berufe tüchtig zu machen.

Jedoch wurde die Lücke zunächst in Blantyre weniger lebhaft empfunden, weil sich dort in einer auf dem Missions-Gebiete außerordentlich seltenen Weise ein traulicher Familienkreis zusammengefunden hatte. David Scotts, des leitenden Missionars, junge Frau hatte einen Bruder und eine Schwester. Der Bruder, Dr. Bowie, war ein hervorragend tüchtiger Arzt, der sich schon auf der Universität ausgezeichnet und sich dann in London eine glänzende Praxis geschaffen hatte. Aber er verließ Reichtum und Ansehen in der Heimat, um in den Einöden Centralafrikas an seines Schwagers Seite Missionsdienste zu leisten; ja, er begnügte sich, um schneller ausgesandt werden zu können, mit dem halben Gehalt eines ärztlichen Missionars. Als sich so Bruder und Schwester wiedergefunden, fügte sich's, daß 1888 der General-Agent Heinrich Henderson auch die andere, jüngere Schwester Dr. Bowies als sein liebes Weib in sein Heim nach Blantyre führte. Das war ein seltenes Glück, welches so die wichtigsten Missionare von Blantyre durch die nächsten verwandtschaftlichen Bande zusammenknüpfte. Das entschädigte sie für alle Entbehrungen und Entsagungen, die ihnen ihr Missionsberuf auferlegte. Und das Glück ward vollkommen, als Frau Scott und Frau Henderson durch die Geburt lieber Kinder erfreut wurden. Über den frohen Feiern der Weihnachtszeit des Jahres 1890 liegt noch ganz der Schimmer dieses ungetrübten häuslichen Glückes.

Da erkrankte am 7. Januar 1891 das kleine Söhnchen Hendersons, Johannes, an der Diphtheritis. Die Krankheit nahm einen so bösartigen Verlauf, daß Dr. Bowie nach 12 Stunden den Luftröhrenschnitt machen mußte. Doch auch das war vergeblich; nach weiteren 12 Stunden starb das Kind. Bevor das Begräbnis, welches an demselben Tage stattfand, vorüber war, mußte sich Frau Henderson mit ihrem Halse legen, und am nächsten Tage fühlte auch Dr. Bowie seine Kehle wund. Jetzt geriet die ganze Mission in einen Zustand schreck-

licher Aufregung. Dr. W. Scott war wieder nach Mlandsche abgereist; so sandten sie Boten hinter ihm her, um ihn zu schleuniger Rückkehr aufzufordern. Er war gerade auf einer Missionspredigtreise, und niemand wußte genau, wo er zu finden sei. Außerdem sandte man mehrere Eilboten nach Domasi, um den dritten ärztlichen Missionar herbeizuholen. Lassen wir diesen weiter erzählen. „Die Boten mußten den ganzen Weg — 11 Meilen — ohne auszuruhen, zurücklegen. Es hatte die letzten Tage in Strömen geregnet, alle Pfade waren sumpfig und an vielen Orten durch nasses Gras verdeckt, welches bisweilen bis an unsern Leib oder Nacken reichte. Auch waren die Flüsse angeschwollen und manche gänzlich unpassierbar. Ich erhielt die Botschaft Sonntag Morgen 5 Uhr, ich wollte sobald als möglich aufbrechen. Eine Machila — oder Hängematte — hatte Blantyre nach den Boten verlassen, die sollte ich unterwegs treffen. Ich verließ Domasi bei strömendem Regen und traf nach kurzer Zeit die Machila, die mich nach Mlungusi brachte. Die Leute waren nun über 12 Meilen im Regen marschiert, waren hungrig und froren. So machten wir eine halbe Stunde Rast und aßen Frühstück. Als wir zwei Meilen weiter waren, brachen die Leute vor Übermüdung zusammen; die Wege waren schlüpfrig und sumpfig. So blieb mir nichts übrig, als den Rest — 7 Meilen — zu Fuß zurückzulegen. Nach weiteren 3½ Meilen erreichten wir Tschirazulo mit nur der Hälfte unserer Leute; die übrigen waren zurückgeblieben. Die letzten anderthalb Stunden war es ganz finster; aber ich hatte eine Laterne mitgenommen, die that uns gute Dienste.

„In Tschirazulo war ich so naß, daß ich mich fürchtete niederzusitzen; so trank ich nur eine Tasse Thee und brach wieder auf. Wir hatten noch etwas über 3 Meilen zu gehen und hofften Blantyre um Mitternacht zu erreichen. Das Wandern ging manchmal sehr langsam, besonders wo das Gras hoch war. Wir verloren beinahe den Weg und mußten uns sehr in acht nehmen, daß wir uns nicht verirrten. Ungefähr um 11½ Uhr kamen wir an den letzten Fluß; er war so geschwollen, daß wir nicht hindurchwaten konnten. Das Wasser war sehr tief und die Strömung reißend. Ich dachte daran, hindurchzuschwimmen; aber ich war zu müde, und die Strömung war so stark, daß es nicht einladend aussah; außerdem hätte ich meine Lampe nicht mit hinübernehmen können, und ohne sie war es zu dunkel. Wir fanden nach einigem Suchen einen Pfad, der uns stromaufwärts führte, und hier glückte es uns, vermittelst eines Baumes hinüberzukommen. Aber nun waren wir weit weg von unserm Blantyre-Wege und mußten über den sehr hohen Hügel Ndirande klettern. Der Pfad führte durch Schluchten auf und ab, über mächtige Felsblöcke und quer durch Gießbäche. Jedoch kamen wir endlich auf der andern Seite hinab, und nach drei weiteren Wegstunden kamen wir morgens 4½ Uhr in Blantyre an. Alle waren auf, erschöpft und ruhelos von der Angst der letzten Tage. Frau Henderson atmete schon sehr schwer, und Dr. Bowie war sehr geschwächt. Es wurde mir bald klar, daß an Frau Henderson die Operation vollzogen werden mußte, und Dr. Bowie machte sich stark und führte sie um 10 Uhr aus. Sie gelang gut; aber um Mitternacht versagte ihr der Atem, sie starb.

„Am andern Morgen ging es mit Dr. Bowie entschieden schlechter. Eine Zeit lang schien es, als müßte er auch operiert werden. Aber seine Kraft verfiel reißend schnell. Dr. W. Scott kam nach einer anstrengenden Reise am Mittwoch Mittag an. Große Anstrengungen wurden gemacht, um Dr. Bowie bei Kräften zu erhalten, aber er sank allmählich in Schlummer, bis er Freitag Morgen $4\frac{1}{2}$ Uhr starb. Er wurde Freitag Vormittag begraben."

Heinrich Henderson und Frau Dr. Bowie waren durch die schweren Schicksalsschläge so gänzlich gebrochen, daß sie sobald als möglich Blantyre verlassen mußten, um ihr Leben zu retten. Vierzehn Tage nach den Todesfällen brachen sie, am 27. Januar, von Blantyre auf. Ihnen mußte sich die junge Lehrerin Frl. Beck anschließen, welche das Klima hart angegriffen hatte. Die Reise ging über Erwarten günstig und schnell von statten. Schon am 7. Februar trafen sie in Kilimane ein.

Henderson hatte nicht das mindeste Anzeichen von Fieber; im Gegenteil, er sah ganz stark und rüstig aus, und das Essen schmeckte ihm so gut wie je. Am 9. Februar abends beklagte er sich, er fühle sich unwohl, und von da bis zu seinem Tode wurde er von Stunde zu Stunde schwächer, trotzdem ihn der Arzt Dr. Hynde und das ganze Haus mit aufopfernder Sorgfalt pflegten. Er sprach wenig und traf keinerlei testamentarische Anordnungen. Am 12. Februar vormittags $10\frac{1}{2}$ Uhr starb er in bewußtlosem Zustand. Das Klimafieber hatte ihn ergriffen, gerade in dem Augenblick, als er dem Fieberlande den Rücken zu kehren im Begriffe stand.

In den ersten Tagen des März traf die telegraphische Depesche von Hendersons Tod in Blantyre ein. Dort hatten inzwischen neue, ernste Enscheidungen stattgefunden. Von Domasi her war der Lehrer Hynde in einem Zustand äußerster Erschöpfung eingetroffen. Er war furchtbar heftig am Sonnenstich erkrankt, 28 Stunden hatte er besinnungslos gelegen; lange hatte man an seinem Aufkommen gezweifelt. Jetzt war er, Gott sei Dank, außer Gefahr. Aber um sich zu erholen, mußte er längere Zeit nach Schottland zurückkehren. Und kann es uns Wunder nehmen, daß auch die andern überlebenden Missionsgeschwister in Blantyre auf das äußerste erschüttert und erschöpft waren? Mit Hynde zugleich mußte auch Frau David Scott, Dr. Bowies und Frau Hendersons einzig übergebliebene Schwester, und Frau Smith, die Frau des Lehrers in Blantyre, nach Schottland abreisen. Am 12. März brach diese zweite Reisegesellschaft nach Kilimane auf.

Welche furchtbaren Heimsuchungen innerhalb eines Vierteljahrs! Dr. Bowie und der General-Agent Henderson hatten zu den tüchtigsten Mitgliedern der Mission gehört. Frau Henderson hatte eben ihr dreißigstes Lebensjahr zurückgelegt. Zu Weihnachten war es eine reich gesegnete, zahlreiche und einmütige Missionsfamilie gewesen; jetzt ist von ihnen allen nur noch einer, der leitende Missionar David Scott, auf seinem Posten. Auch das übrige Missionspersonal ist auf die empfindlichste Weise dezimiert. Man macht es bisweilen unserer evangelischen Mission zum Vorwurf, daß viele Missionare in die Heimat zurückkehren; man lobt die Katholiken, daß ihre ausgesandten Missionare bis zum Tode auf

ihrem Posten verharren müssen. Nun wahrlich, Todesfälle von Missionaren hat unsere evangelische Mission mehr als genug zu beklagen, ihr Arbeitsfeld in Central- und Westafrika ist ein großer, weiter Gottesacker. Aber wenn durch rechtzeitige Rückkehr in die Heimat diese oder jene erschütterte Konstitution gestärkt und zu neuer Arbeit tüchtig gemacht und das eine oder andere Menschenleben gerettet werden kann, so sollen wir auch um solche Gnade Gott preisen.

Wir erwähnten, daß Missionar Cleland sich den Tod wahrscheinlich bei der Gründung der dritten Missionsstation in den über 9000 Fuß hohen Mlandsche-Bergen, dem höchsten Berglande des britischen Protektorates, holte. Cleland's Gründung hatte aber Bestand, die Missionsstation blieb, und man nannte sie nach dem Distrikt, in dem sie lag, kurz Mlandsche. Auch über diese Station sollte im Herbste 1893 ein heftiger Sturm weggehen. Die Südwestecke des Schirehochlandes, in der sich die Mlandsche-Berge in den Himmel emporrecken, war ein Wespennest voll englandfeindlicher Häuptlinge; da saß der widerspenstige Tschikumbo, da der straßenräuberische Mkanda, da der Meuchelmörder Nyesesera, da der große Sklavenhändler Matapwiri. Es war den Missionaren nicht verborgen, daß sie wie auf einem Vulkan wohnten, und daß es trotz der ihnen persönlich von den Häuptlingen erzeigten Freundschaft auf die Dauer nicht ohne ernste Zusammenstöße zwischen dem ungebändigten Freiheitsdurst der Landeingesessenen und der aufstrebenden englischen Macht abgehen konnte.

Schon im Februar 1893 wurden die Missionsgeschwister erschreckt; eines Abends sandte ihnen der dicht bei der Station wohnende Unterhäuptling Namonde die Nachricht, Matapwiri komme und wolle die Weißen aus dem Lande treiben, die Missionare sollten zuerst an die Reihe kommen, in der Frühe des nächsten Morgens würden die Feinde auf der Station sein. Da war guter Rat teuer. Die Missionare sandten sogleich Boten zu den an den Abhängen des Berges zerstreut wohnenden wenigen Weißen und ließen anfragen, ob sie auf deren Hülfe rechnen könnten. Um Mitternacht kamen die Boten zurück und brachten ablehnenden Bescheid. Auch auf Schutz von der Landesverwaltung sei nicht zu rechnen. Da brachen die Missionsgeschwister mitten in der finstern Nacht nach der nicht allzuweit entfernten Plantage eines befreundeten Engländers auf, um dort Schutz zu suchen. Am nächsten Morgen stellte es sich heraus, daß es ein blinder Lärm gewesen war; Matapwiri dachte vorläufig noch nicht an Empörung gegen die Engländer, die Missionare konnten in Frieden wieder auf ihre Station zurückkehren.

Das Unwetter, das damals nur gedroht hatte, kam ein halbes Jahr später zum Ausbruch. Am Montag, dem 9. Oktober 1893, zog eine starke Truppe der Engländer vom Schire her nach dem in den Mlandsche-Bergen erbauten Fort Lister. Unterwegs stieg der Steuerbeamte Bell mit einer Truppeneskorte zu dem Häuptling Mkanda hinauf, um ihn im Auftrage des Generalkonsuls Johnston zur bedingungslosen Unterwerfung unter die englische Herrschaft aufzufordern. Er wurde von dem Häuptling gar nicht empfangen, sondern vom Dorf

aus heftig beschossen. Er rächte sich zwar, indem er einen Teil der Strohhütten in Brand steckte; aber er war viel zu schwach, um etwas Entscheidendes gegen Mkanda zu unternehmen, und mußte sich schnell mit den ihn begleitenden Soldaten zu den im Thale marschierenden Truppen zurückziehen. Sie marschierten nach Fort Lister, hielten dort über die an Mkanda zu vollziehende Strafe Rat und zogen Verstärkungen an sich. Darüber vergingen natürlich einige Tage, und während dieser Zeit lagen die englischen Niederlassungen in der Nähe von Mkandas-Land schutzlos vor dessen Augen. Unglücklicher Weise war unter ihnen die schottische Missionsstation die nächste und größte, und auf sie richteten sich vor allem die begehrlichen Blicke des Räuberhäuptlings.

Vielleicht hätten die Missionare in Mlandsche gut gethan, wenn sie die Station, so gut es ging, in Belagerungszustand versetzt hätten, zumal es ihnen an Pulver, Kugeln und Flinten nicht fehlte. Sie waren aber nur vier Weiße, der Geistliche Currie, der Missionsarzt Dr. Robertson, der Lehrer Herd und der Gärtner Adamson, und hielten es für unmöglich sich des drohenden Überfalles zu erwehren. Sie sandten deshalb nur Spione aus, um von einem Angriff rechtzeitig in Kenntnis gesetzt zu werden, und gingen im übrigen ihrer friedlichen Arbeit nach. Currie war fiebrig und lag meist zu Bett. Am Dienstag um 3 Uhr nachmittags stand er auf, um in das Haus des Missionsarztes zu gehen und diesen zu konsultieren. Sie sprachen eben miteinander, als plötzlich der Kriegsruf erschallte. Currie ging zur Thür und fragte die Stationsknaben, die alle davon rannten, was sie hätten. Sie antworteten, Mbokola, ein Sohn des Häuptlings Namonde, einer der Spione, sei eben mit der Botschaft vorübergelaufen, die Feinde seien da. Currie lief nach Hause, holte seine Flinte und seinen Revolver und wollte eben nach des Doktors Hause zurückkehren, als auf ihn aus einer Entfernung von nur 25 Metern geschossen wurde. Der Doktor kam hinten um das Haus herum, traf mit ihm zusammen, und da nun von allen Seiten Bewaffnete in die Station strömten, liefen sie in der Richtung nach dem Missionsgarten davon, die Feinde rannten und schossen immer hinter ihnen her. Sie trafen den Gärtner Adamson dicht bei der Station und flüchteten zusammen in den dichten Wald jenseits des Linje-Baches.

Der vierte Missionar Herd wäre um ein Haar den Feinden in die Hände gefallen; er war schon fast von den Kriegern umringt, ehe er von den Stationsknaben gewarnt wurde. Man schoß auf ihn aus nur 4 Meter Entfernung, und die Kugeln gingen an zwei Stellen durch sein Zeug. Er lief den Berg hinan und sah von dort oben, wie 150 bis 200 Mann die Station rein ausplünderten. Schließlich wurde er von einem zuverlässigen Eingeborenen nach der Pflanzung eines Engländers gebracht, wo er Schutz fand.

Auch Dr. Robertson und Adamson fanden im Dunkel des hereinbrechenden Abends ihren Weg nach einer englischen Pflanzung; aber Currie kam im Walde von ihnen ab, wurde von einem wilden Tiere angefallen und brachte die Nacht auf einem Baume zu. Man suchte

ihn die ganze Nacht im Walde; am Morgen fand man ihn steifgefroren und zum Tode erschöpft. Die Aufregung dieses Tages und die Fieberschauer der durchwachten Nacht waren zuviel für seine ohnehin angegriffene Konstitution. Er brach zusammen und mußte schon im Laufe des November mit seinem Weibe das Land verlassen.

Die englischen Truppen zogen schnell zur Vergeltung gegen Mkanda heran. Vom Donnerstag bis Sonntag derselben Woche währten die Kämpfe in den Bergen, sie endeten mit der völligen Besiegung Mkandas und seines Volkes. Am Sonntag Abend kehrten die drei noch übrigen Missionare Dr. Robertson, Herd und Adamson nach ihrer verlassenen Station zurück. Sie fanden sie unter dem Schutze englischer Soldaten und mußten sich diesen militärischen Schutz noch einige Wochen gefallen lassen. Es war ein trauriger Anblick, als sie ankamen. Zwei Häuser und drei Getreideschuppen waren niedergebrannt; alles Zeug und Kleidungsstücke waren geraubt, das Geschirr und die Hausgeräte zerbrochen, Bücher und Briefe lagen zerrissen umher. In einem Hause hatte man viel Papier aufgehäuft und den Versuch gemacht, es anzuzünden; es war aber glücklicherweise nicht angebrannt. Selbst ein Operationsbesteck und andere ärztliche Instrumente waren weggeschleppt.

Die Station Mlandsche hat sich von diesen stürmischen Oktober-Tagen nicht wieder erholt; der leitende Missionar mußte, wie wir erwähnten, schon im November 1893 das Land verlassen. Im März 1895 räumte auch Dr. Robertson die Station, um zeitweilig nach Blantyre überzusiedeln und dann aus dem Missionsdienst auszuscheiden. Im Sommer desselben Jahres brach die Gesundheit Herds zusammen, und er mußte nach Schottland zurückkehren. Der Gärtner Adamson entsagte dem Missionsdienst und ließ sich als Kaffeepflanzer fünf Meilen von Blantyre nieder. Kurz, in Mlandsche blieb keiner von den Missionaren, und da auch von Hause kein Ersatz kam, so wird die Station seit dem Herbst des Jahres 1895 notdürftig von einem eingeborenen Christen aus Blantyre verwaltet.

Auch die dritte Station Domasi sollte ihr Teil an den Unruhen dieser Übergangszeit haben. In der Nähe dieser Station wohnte auf einem fast unzugänglichen Felsenhorst der mächtige Yaohäuptling Kawinga, der bisher allen Angriffen der Engländer getrotzt, ja sogar eine englische Kanone erbeutet hatte. Kawinga war die Seele eines Schutz- und Trutzbündnisses aller noch unbesiegten Yaohäuptlinge, welches kein geringeres Ziel hatte, als die englische Herrschaft zu vernichten und alle Weißen aus dem Lande zu jagen. Hätte Johnston nicht rechtzeitig von dem drohenden Unwetter Kunde erhalten und thatkräftige Schritte dagegen gethan, so hätte dieses Bündnis Kawingas leicht viel Unheil über das Schirehochland bringen können. Natürlich hatte es auch Kawinga in erster Linie auf die Missionsstation abgesehen, die ihm als eine leichte Beute vor den Füßen zu liegen schien. Im Februar 1895 stieg er mit etwa 1500 Mann von seinen Bergen herab, um Domasi zu plündern und zu verbrennen.

Glücklicherweise hatte Johnston rechtzeitig den Leutnant Fletcher mit 16 indischen Sikhsoldaten abgesandt, und diese hatten die Über-

legung gehabt, sich halbwegs zwischen dem Tschikala-Berge, Kawingas Wohnsitz, und Domasi in einer schnellerbauten Boma zu verschanzen. So warf sich auf sie der erste Ansturm der heranrückenden Feinde, und die kleine Schar von 17 Leuten focht tapfer stundenlang gegen die überwältigende Überzahl, bis einige in der Nachbarschaft ansässige Pflanzer zum Entsatz heranrückten. Als die 16 Sikhs die heranrückenden Freunde bemerkten, machten sie mit ihrer letzten Munition einen verzweifelten Ausfall, vereinigten sich mit der frischen Hülfstruppe und trieben nun bald die erschreckten Feinde in wilder Flucht in die Berge zurück. Domasi war gerettet.

Die englischen Truppen zogen nun schnell von allen Seiten heran, erstiegen den Tschikala-Berg und eroberten in drei Kampftagen voll strömenden Tropenregens Kawingas Bergfeste. Leider hatte auch diese kriegerische Expedition für die Mission ein schmerzliches Nachspiel. Der Missionsarzt von Blantyre Dr. Wilhelm Scott hatte auf Wunsch des Generalkonsuls den Kriegszug begleitet, weil man sich auf einen heftigen Widerstand seitens Kawingas gefaßt machte. Er war schon fieberig, als er Blantyre verließ, und die endlosen Regengüsse auf den Märschen, die Nachtquartiere im Sumpfe der aufgeweichten Wälder zusammen mit der unvermeidlichen Aufregung des Krieges gaben ihm den Rest. Er kehrte nach Blantyre zurück, und das schleichende Fieber nahm immer heftigere Formen an, bis er am 21. März 1895, vierzehn Tage nach der Eroberung von Kawingas Burg, sanft entschlief.

Während Scott und die englischen Truppen von Domasi ostwärts in die Berge zogen, warteten sein Bruder, der Stationsleiter von Blantyre, David Clement Scott und dessen Weib gespannt in Domasi auf Nachrichten über den Verlauf der gewagten Expedition. Sie hatten Signale verabredet, welche sie über den Fortgang derselben, über Sieg oder Rückzug unterrichten sollten. Mehrmals glaubten sie aus vermeintlichen Signalen schließen zu müssen, daß die englischen Truppen vernichtet und das Leben der Engländer in Gefahr sei. Die Aufregung dieser Tage war zuviel für die ohnehin angegriffene Gesundheit der Frau Missionar Scott. Sie mußte auf ärztlichen Rat das Schirehochland so schnell als möglich verlassen; ihr Gatte sollte sie nach Schottland bringen und die Missionsschwester Miß Beck sie unterwegs pflegen. Sie brachen noch im März von Blantyre auf und erreichten auch glücklich das Meer. Aber als der Dampfer am 2. Mai in den Hafen von Mosambik einlief, ging Frau Scott zur ewigen Ruhe ein. Sie wurde am Abend desselben Tages auf dem dortigen Kirchhof bestattet.

Es läßt sich denken, daß durch solche schweren Zeiten der Trübsal immer wieder die Missionsarbeit erheblich gestört und aufgehalten wurde. Vielleicht ist darin der Grund zu suchen, daß es in der Blantyre-Mission fast in allen Zweigen des Werkes nicht so schnell vorangegangen ist, als man vor einem Jahrzehnt glaubte erwarten zu dürfen. Die Zahl aller Getauften betrug am 1. Januar 1896 — eine spätere Statistik ist nicht vorhanden — in Blantyre und Domasi zusammen 312, darunter 260 Kommunikanten. In den verschiedenen Schulen werden 1484 Knaben und Mädchen unterrichtet. Vielleicht der hoffnungsvollste Zug dieser Mission

ist, daß sieben Eingeborene für das Diakonat ausgewählt und somit bestimmt sind, den Grundstock einer eingeborenen Geistlichkeit zu bilden. Für die Ausbreitung des Einflusses der Mission über das Schirehochland ist leider sehr wenig geschehen. Die Außenstationen sind einem beständigen Wechsel unterworfen; in dem einen Jahresbericht wird eine ganze Reihe aufgezählt, in dem folgenden wird mitgeteilt, daß die meisten wieder eingegangen sind. Die Arbeit auf den beiden Hauptstationen, besonders in Blantyre mit ihrem ausgebildeten Organismus vielseitiger, ineinander greifender Thätigkeit nimmt meist die Kraft der Missionare in dem Maße in Anspruch, daß sie für eine Wirksamkeit in die Ferne und Weite weder Zeit noch Kraft übrig haben. Und gewiß hat es zumal unter den immerhin schwierigen klimatischen Verhältnissen etwas für sich, wenige stark besetzte Stationen zu haben, um nicht bei jeder neuen Erkrankung einen Stillstand oder eine Unterbrechung der Arbeit fürchten zu müssen. Die einzige in die Augen fallende Erweiterung der Arbeit ist die Indienstsetzung des von Freunden der Mission geschenkten Dampfers Henry Henderson auf dem untern Schire und Sambesi. Die Absicht ist, etwa ähnlich der Arbeit des Dampfers Charles Janson von der Universitäten-Mission auf dem Nyassa, die Ufergelände des Schire und Sambesi zu bereisen, hin und her Schulen zu gründen und diese zu Mittelpunkten der Predigt zu machen. Es ist doch auch hier, wie an andern Orten Ostafrikas, ein ungesunder Zustand, daß der ganze, breite Landstrich zwischen der Meeresküste und dem Hochlande einfach übergangen wurde, um weit im Innern mit der Missionsarbeit zu beginnen. Auf der andern Seite ist das Flußthal des Schire und noch mehr die weite Mündungsniederung des Sambesi so ungesund, feuchtheiß und fieberig, daß sich Europäer nirgends ohne die größte Gefahr für ihr Leben niederlassen können. Die Arbeit längs der Flußufer muß deshalb fast ausschließlich in die Hände der in Blantyre ausgebildeten schwarzen Lehrer gelegt werden, während die Missionare sich begnügen, ab und zu die Arbeitsstätten zu besuchen, die freundlichen Beziehungen mit den dort ansässigen alten Makololo-Häuptlingen zu pflegen und gelegentlich zu predigen. Die Arbeit am Fluß ist aber noch in den Anfängen, und der neue Dampfer hat sich bisher mehr als Lastschiff für den Missionsgüter-Verkehr verdient gemacht.

Im Herbste 1896 ist die Blantyre-Mission in den schottischen Zeitungen heftig angegriffen worden, und die Generalversammlung der Staatskirche sah sich veranlaßt, eine Untersuchung aller Anklagen und Beschuldigungen herbeizuführen.*) Die Mission ist aus diesem Fegefeuer leider nicht ohne Flecken hervorgegangen. Es mußte zugegeben werden, daß unter den Missionsgeschwistern, besonders denen der Stationen Blantyre und Mlandsche, ein unbrüderliches Verhältnis bestand; daß die leitenden Geistlichen von Blantyre und Domasi in der Einführung hochkirchlicher Sitten mindestens unvorsichtig vorgegangen waren; daß sich mancher Wechsel im Missionspersonal bei größerem

*) Report of the Committee of Inquiry into Complaints against the Mission 1897. Foreign Mission Report 1897 S. 819—868.

Entgegenkommen hätte vermeiden lassen u. dgl. mehr. Wir sind überzeugt, daß die bei dieser Gelegenheit vorgenommene, gründliche Revision des gesamten Missionsbetriebes der Mission für die Folgezeit ein Segen sein und die Mutterkirche zu größerer Teilnahme an ihrer afrikanischen Mission antreiben wird.

## Neue Missionsunternehmungen im Schirehochlande.

Das Schirehochland ist in dem letzten halben Jahrzehnt das Versuchsfeld einer der abenteuerlichsten evangelischen Missionsunternehmungen, der Sambesi-Industrie-Mission, geworden. Daß die von Natur gar sehr zur Trägheit neigenden Eingeborenen Afrikas nicht einseitig evangelisiert, sondern zugleich auch zur praktischen Arbeit ausgebildet und dadurch zu nützlichen Gliedern der aufstrebenden, europäischen Kolonien erzogen werden sollen, ist in vielen englischen Kreisen zum festen Grundsatze geworden. Industrie-Missionen d. h. Missionsunternehmungen, bei denen auf die Erziehung der Neger zur Arbeit besonderes Gewicht gelegt wird, sind in England und Schottland sehr beliebt. Sowohl die Blantyre- wie die Livingstone-Mission sind solche Industrie-Missionen. Die Schotten haben die Kunst des Buchdruckens, das Zimmerhandwerk, Gärtnerei, Molkerei, Wäscherei und vor allem den Kaffeebau im Nyassa-Lande eingeführt. In Blantyre wie in Bandawe haben gerade die Werkstätten der verschiedenen Handwerke immer wieder das Erstaunen der Reisenden hervorgerufen, gerade auf ihnen beruht zum guten Teil die Popularität dieser Missionen in der Heimat. Ein ebenso populärer Gedanke ist in England der, daß jede Mission dahin kommen müsse, die Kosten ihres eigenen Unterhalts selbst zu bestreiten (self support). Die Engländer und Schotten sind praktische Leute und vor allen Dingen Kaufleute; jede Unternehmung ist in ihren Augen erst richtig fundiert, wenn aus dem Ertrage die Betriebskosten gedeckt werden. Diese kaufmännische Betrachtungsweise ragt auch bis in den Missionsbetrieb hinein.*) Dazu kamen nun zu Anfang dieses Jahrzehntes die glänzenden Berichte, welche das Schirehochland als eine wahre Goldgrube und die dortige Kaffeeplantagen-Wirtschaft als das sicherste Mittel, schnell reich zu werden, hinstellten. Auf diesen beiden Schlagwörtern, Industrie-Mission und eigener Unterhalt, und der übertriebenen Auffassung von dem Reichtum des Schirehochlandes gründete ein findiger Kopf, der schottische Baptist Joseph Booth, eine neue Mission, die Sambesi-Industrie-Mission (Zambesi-Industriel-Mission. abgekürzt Z. I. M.). Er rechnete so: Wenn ich 100,000 Acker (à $1^1/_2$ Morgen) Kaffeeplantagen anlege, und jeder Acker bringt nach

*) Es handelt sich also hier nicht eigentlich um die von Rufus Anderson, John Venn und andern bedeutenden Missionsleuten vertretene Theorie, daß es eins der wichtigsten Ziele der Erziehung von Missionskirchen sei, sie zur Deckung der Kosten für ihre geistliche Pflege fähig und willig zu machen. Mit diesem gesunden Bestreben hat die Z. I. M. kaum mehr als den Namen gemein.

3 Jahren 600 M.*), so gewinne ich nach drei Jahren 60 Millionen Mark, und so weiter in jedem folgenden Jahre. Wenn ich diese riesige Summe verwende, um neue Kaffeeplantagen anzulegen, die immer nach 3 Jahren wieder denselben Verdienst abwerfen, so habe ich nach 6 Jahren mindestens 120 Millionen, nach 12 Jahren 240 Millionen u. s. w. zur Verfügung!! Damit kann nicht allein der ganze jetzige Missionsbetrieb bestritten, sondern auch die ganze Welt evangelisiert werden. Ja, wenn das „Wenn" nicht wäre! Das Projekt trägt den Charakter des Abenteuerlichen so deutlich an der Stirn, daß man nicht begreift, wie sich jemand dafür begeistern konnte. Aber in England und noch mehr in Schottland fand der Plan Freunde; es bildete sich in London ein Komitee mit Robert Caldwell an der Spitze, auch in Australien wurde ein Zweigkomitee gebildet. Und nun begannen die Geldsammlungen. Joseph Booth hatte sich vorgenommen, zunächst die Kleinigkeit von 400,000 M. zu sammeln, und er nahm eben so gern einmalige Beiträge wie Darlehne zu 4%, Hypotheken auf seinen zukünftigen, afrikanischen Grundbesitz u. s. w. Und er bekam nicht nur das gewünschte Anlagekapital, sondern es stellten sich ihm auch 26 „auserwählte Mitarbeiter" zur Verfügung — Händler, Handwerker, Kommis, Lehrer, Fräulein u. s. w., nur keine Prediger oder Studierte, die konnte er vorläufig nicht brauchen.

Mit 400,000 M. in der Tasche und einem Stabe von 26 Mitarbeitern ließ sich schon eine Expedition nach dem Schirehochlande unternehmen. Joseph Booth traf im August 1892 in Blantyre ein, und ohne die mindeste Rücksicht auf die dortige Mission zu nehmen, kaufte er nur eine Meile von der schottischen Station ein riesiges Grundstück von 100,000 Acker (4—5 engl. Quadratmeilen), das Michirn-Estate, welches das Hauptquartier der neuen Industrie-Mission sein sollte. Damit noch nicht genug, fing er alsbald munter an im Karpfenteich zu fischen: er verleitete die besten Arbeiter der schottischen Mission durch das Angebot höherer Löhne in seinen Dienst zu treten und taufte fünf Christen aus den schottischen Missionsschulen in baptistischer Weise. Das Komitee der Evangelischen Allianz legte sich schließlich ins Mittel und lud die Vorstände der schottischen Mission und der Z. I. M. zu einer gemeinsamen Konferenz (4. Jan. 1894) ein, um einen Ausgleich anzubahnen. In dieser versprachen Booth und Caldwell als Vertreter der Z. I. M., daß ihre Missionsleitung das Michirn-Grundstück verkaufen und sich jenseits des Schire ein neues Arbeitszentrum suchen, auch sich weiterer Übergriffe in die schottische Missionsarbeit enthalten werde. Allein die Generalversammlung der Z. I. M. verwarf diese Zugeständnisse ihrer Vertreter und ließ lieber ihren Stifter, Joseph Booth, offiziell fallen; dieser wurde in wenig rücksichtsvoller Weise aus seiner eigenen Mission ausgestoßen.

Seitdem scheint die Z. I. M. in ein ruhigeres Fahrwasser gekommen zu sein, und auch die schottische Blantyre-Mission steht ihr mit wohl-

*) Johnston rechnet im Durchschnitt einen Ertrag von 350 M. pro Acker (inkl. der Löhne, Unkosten für Fracht, Zoll, Maklergebühr u. s. w.!)

wollender Zurückhaltung gegenüber, ja sie hat ihr sogar in Krankheitsfällen oft und gern die Dienste ihres Missionsarztes zur Verfügung gestellt.

Aber was ist nun in den fünf Jahren seit August 1892 aus den großartigen Plänen des Joseph Booth geworden? Auf dem riesig großen Michirn-Grundstücke, dem Hauptquartier der Mission, ist an vier Stellen ein Anfang mit Kaffeepflanzungen gemacht, die größte Plantage ist Mitsidi mit 178 Acker, die andern drei, Ailsa Craig, Chilingani und Maliya, enthalten zusammen 135 Acker unter Kultur. Außerdem hat der Generalkonsul Johnston der Mission zwischen dem Schire und dem Ostabhange der Kirkkette fünf Landstücke zu je 1000 Acres geschenkt, und auf dreien von diesen, Ntonda, Chiole und Dumbole, haben sich Arbeiter der Z. I. M. niedergelassen und einen Anfang mit der Überwachung des Landes und der Anpflanzung von Kaffee gemacht. Es sollen dort 295 Acres unter Kultur sein und 233,730 Kaffeebäumchen ausgepflanzt sein. Außerdem hat ein reicher Gönner dieser Mission, Sir Br. Gurdon, das Kapital für zwei kleine Hospitäler — ob für Weiße oder Schwarze konnte ich nicht sehen — und für ein Eingeborenen-Erziehungsinstitut zur Verfügung gestellt. Von den 60 Millionen, die nach drei Jahren — also im August 1895 — vorhanden sein sollten, ist noch nichts zu sehen. Vielmehr hat das Unternehmen bisher nur gekostet; bis zum Jahre 1896 waren im ganzen 490,000 M. ausgegeben, und für das laufende Jahr werden weitere 130,800 M. gefordert. Dafür stellen die offiziellen Berichte für dies Jahr (1897) eine Kaffeeernte von 40 Tonnen Kaffee à 1800 M. = 72,000 M. in Aussicht. Rein kaufmännisch angesehen und mit den Berechnungen Johnstons verglichen, ist dieser Ertrag gering. Johnston rechnet, daß ein einzelner Pflanzer mit 20,000 M. Anlagekapital mit einigem Geschick ohne zu große Schwierigkeit in vier Jahren 50 Acker Landes in tragbare Kaffeeplantagen zu je 3 ½ Zentner Ernte à 100 Mark erzielen, also auf 17,500 Mark Jahresertrag mit Einschluß der sehr großen Unkosten für Löhne, Frachten u. s. w. hoffen könne. Die Z. I. M. also mit dem 25fachen Anlagekapital und mehr als 25fachen Arbeiterpersonale hätte auch annähernd den 25fachen Betrag ernten müssen. Gesetzt also, die Ernte betrüge in diesem Jahre wirklich 40 Tonnen sehr guten Kaffee zu 72,000 M. Wert, so wäre das im Vergleich zum Anlagekapitale und dem Personale ein sehr geringer Erfolg; diese Summe würde auch nach den bisherigen Erfahrungen, da in ihr noch sämtliche Unkosten stecken, keineswegs ausreichen, um die Betriebskosten zu decken, und es ist noch gar keine Aussicht, daß durch Steigerung der Erträge in Zukunft bessere Erfolge erzielt werden. Aber die Ernte ist auch noch gar nicht da, und wir thun ohne Zweifel gut, sie noch nicht zu verrechnen, ehe sie auf dem Londoner Markt angelangt ist; denn es ist viel wahrscheinlicher, daß sie kleiner, als daß sie größer ist als der Voranschlag. Wenn also die geschäftliche Seite in den Berichten der Z. I. M. stark hervorgekehrt wird, so imponieren diese Zahlen jedenfalls nur solchen, die mit den Plantage-Verhältnissen im Schirehoch-

lande nicht Bescheid wissen. Die Z. I. M. arbeitet teurer als irgend eine andere Pflanzung, und das ist auch leicht erklärlich. Man sagte mir in Edinburg, daß die europäischen Arbeiter dieser „Mission" sehr schlecht bezahlt werden und kein festes Gehalt beziehen; sie werden verhältnismäßig so gut gestellt als das eingeborene Aufseherpersonal. Aber sie haben alle nur dreijährigen Kontrakt, und nach drei Jahren steht ihnen frei, ob sie ein Jahr in England zur Erholung weilen oder ganz zurückkehren und aus der Mission ausscheiden wollen. Ist schon in den schottischen Missionen mit ihrer fünfjährigen Dienstzeit nach unserer Ansicht des Reisens reichlich viel, so nimmt es in der Z. I. M. kein Ende, und diese vielen Seereisen verschlingen große Summen. Es wäre auch ohne diese Reisen gar nicht zu begreifen, wo die 490,000 M. bisher ausgegebenes Anlagekapital sollten geblieben sein, da der Grund und Boden so gut wie nichts kostete oder geschenkt wurde, überall nur leichte Holz- und Reisighäuser aufgerichtet wurden, und im ganzen kaum mehr als 600 Acker unter Kultur gebracht sind.

Aber es handelt sich ja nicht um ein geschäftliches Unternehmen, sondern um eine Mission. Von diesem Gesichtspunkte aus angesehen, gestaltet sich das Urteil noch ungünstiger. Zu Anfang dieses Jahres standen 34 „Missionare" im Dienste der Z. I. M., davon waren drei Fräulein, eine Witwe und vier Ehepaare, Summa 12, die andern 22 lauter junge, zum Teil sehr junge Leute. Keiner von ihnen hat studiert, keiner hatte irgend eine spezielle Vorbildung weder zum Missionsdienste noch zur Plantagenwirtschaft erhalten. Es mögen alle herzensgute, liebe, fromme Jünglinge sein, aber der Missionsdienst ist doch wahrlich so leicht nicht, daß dazu eine Vorbildung überflüssig wäre. Im Zusammenhange mit der Mission bestanden (Januar 1897) vier kleine Schulen mit zusammen 165 Schülern, also ein äußerst bescheidener Anfang. Nun paradieren allerdings die Berichte mit großen Zahlen; im Jahre 1896 fanden 750 „Evangeliumsversammlungen" statt, denen im ganzen 15000 Eingeborene anwohnten. Es ist aber nicht gesagt, daß es sich dabei um die täglichen Morgen- und Abendandachten für die Plantagenarbeiter handelt, denen alle beschäftigten Arbeiter ohne weiteres anzuwohnen hatten. Wie viele „Evangeliumsversammlungen" könnte wohl nach dem gleichen Maßstabe jede kleine Dorfschule und jede Missionsstation mit regelmäßigen Andachten heraus rechnen? Ferner fanden 160 Meetings für eingeborene Christen statt, die von 2500 Christen besucht wurden; auch da sieht es sich gleich anders an, wenn man ausrechnet, daß bei diesen Versammlungen durchschnittlich 14—15 Christen zugegen waren u. z. immer dieselben; es ist aber noch vergessen hinzuzufügen, daß diese Christen der Mehrzahl nach ihren Unterricht und die Taufe auf den schottischen Stationen empfangen haben und nur durch die höheren Löhne verführt sind, in den Dienst der Z. I. M. zu treten. Wieviel Christen nehmen denn wohl in Summa d. h. jeden einzelnen 365 mal gezählt, an den Hausandachten in einem mäßig großen christlichen Hause teil? Mit solchen Zahlen streut man nur dem gedankenlosen Publikum Sand in die Augen. So machen auch die Berichte über „geistliche Erweckungen", „Segen in

Bibelklassen“ u. dgl. nur einen zweifelhaften Eindruck; wissen wir doch nicht einmal, wie viele von den jungen „Missionaren“ mit der Erlernung der einheimischen Sprachen überhaupt einen Anfang gemacht haben. Man erfährt nämlich merkwürdigerweise nie etwas von Sprachschwierigkeiten und dem Erlernen der Sprachen, obgleich im Bereich der verschiedenen Plantagen wenigstens drei verschiedene Sprachen, njanga, yao und ngoni, gesprochen werden; und wenn auch das njanga als allgemeine Verkehrssprache angenommen sein sollte, so müßten doch alle wenigstens diese Sprache erlernen!

Die Lorbeern, welche Joseph Booth bei der Begründung der Z. I. M. geerntet hatte, ließen ihn auch nach seinem Ausschluß aus dieser Mission nicht ruhen. Er ging nach Schottland, wo infolge der vielen missionarischen Beziehungen das Interesse für das Nyassa-Land begreiflicher Weise besonders groß ist. Dort fing er von neuem an Geld für seine Zwecke zu sammeln und ging dabei in so rücksichtsloser Weise vor, daß sich die schottische Kirchenmissions-Leitung bei dem Vorstande der schottischen Baptisten-Gemeinden über ihn beschwerte. Aber auch dieser wollte nichts mit Booth zu thun haben und erklärte, daß derselbe ganz auf eigene Hand vorgehe. Booth ließ sich nicht hindern, und es ist ihm geglückt, eine neue Kaffeeplantagen-Mission, die schottisch-baptistische Industrie-Mission (Baptist Industriel-Mission of Scotland) zu gründen; sie haben westlich von Blantyre und jenseits des Schire einen Anfang mit Kaffeeplantagen gemacht; eine ihrer Stationen ist Gowa.

Noch ein weiteres, halb missionarisches, halb industrielles Projekt hat sich das Schirehochland zum Ziele gesetzt. Ein westindischer Neger namens Thorne, ein Zögling der Brüdermission in Barbados, will etwa 1000 westindische Negerfamilien in Abteilungen von je 100 als Farmer im Schirehochlande ansiedeln. Er hofft, daß sie dort im großen Umfange Musterstationen sowohl in religiöser wie in landwirtschaftlicher Beziehung gründen werden. Die westindischen Inseln stehen vor dem wirtschaftlichen Ruin; es ist also für sie kein Verlust, wenn ein Teil der Bevölkerung exportiert wird. Es fragt sich nur, ob diese schwarzen Christen christlichen Charakter und Arbeitsamkeit genug haben, um sich mit harter Arbeit in der alten Heimat neu einzuleben und sich eine Existenz zu gründen. Die Weißen haben bisher im Schirehochlande nur Plantagen begründet, welche ein größeres Kapital erfordern, als es diesen schwarzen Auswanderern zu Gebote steht. Ob das Land auch für kleinbäuerliche Wirtschaft geeignete Lebensbedingungen aufweist, muß die Erfahrung lehren. Die englische Regierung steht dem Plane wohlwollend gegenüber und hat das zur Besiedelung erforderliche Areal geschenkt. Auch die Mittel zur Überfahrt der Familien sind von den Freunden der Sache zur Verfügung gestellt. Wahrscheinlich wird in diesem Jahre (1897) die erste Abteilung von Westindien nach dem Schire überführt werden. Wir sehen der Entwickelung dieses Planes mit Interesse, wenn auch nicht ohne ernste Bedenken entgegen.

## Die Livingstonia-Mission.

Der ganze Westen des Nyassa-Sees ist das Arbeitsfeld der schottisch-freikirchlichen Mission, die wir kurz als Livingstonia-Mission bezeichnen. Ihr südlicher Flügel mit der Hauptstation Livlezi-Thal rückt ziemlich nahe an die Blantyre-Mission heran, und eine Reihe von Zwischen- und Außenstationen, die zeitweilig auch mit europäischen Missionsarbeitern besetzt waren, füllten auch diese Lücke noch aus, so daß die Außenstation Pantumbi der Blantyre-Mission sich mit der am weitesten vorgeschobenen Außenstation der Freischotten, Gowa, berührte. Allein wie wir es leider in diesen zentralafrikanischen Missionen so oft erleben, folgte auch hier auf das frische Vordringen ein langsames Zurückweichen unter dem Druck von Krankheits- und Sterbensnot. Am 5. Juli 1893 starb der Stationsmissionar Dr. Henry in Livlezi-Thal; am 8. Februar 1894 folgte ihm sein Neffe Jakob Aitken im Tode nach. Und der als Ersatz hinausgesandte Missionar A. Dewar wurde nach dem Norden des Sees abgerufen. So war im Verlauf eines Jahres der südliche Flügel der Mission fast aller europäischen Missionare beraubt, und die mangelhaft ausgebildeten, größtenteils nicht einmal getauften eingebornen Hülfskräfte konnten unmöglich das Werk fortführen. Da traf es sich gut, daß die kapholländische Mission (Dutch Reformed), die schon seit Jahren in Mwera in brüderlicher Gemeinschaft mit der Livingstonia-Mission gearbeitet hatte, sich selbständiger zu stellen und ihre Arbeit auszudehnen wünschte. Die Freischotten traten ihr gern diesen ganzen südlichen Flügel ihrer Mission ab, die Hauptstation Livlezi-Thal, die eben in Angriff genommene Station Kotakota, die Nebenstationen Mpondera und Gowa, die Außenstationen Malimba, Kunamali, Pakamisa, Mademga, Aftina und Cap Maclear und 10 Dorfschulen mit etwa 600 Schülern. Die Kapholländer haben neben ihrer alten Hauptstation Mwera auch Livlezi-Thal als Hauptstation weitergeführt und haben eine dritte dazu in Kongwe gegründet. Dagegen haben sie in Kotakota nicht eingesetzt, sondern diesen Platz auf Wunsch des Generalkonsuls Johnston der Universitäten-Mission überlassen. Sie haben z. Z. in ihrem Dienste zwei ordinierte Missionare, drei Laiengehülfen und eine Missionsschwester. Sie unterhalten sechzehn Schulen mit etwa 1500 Schülern. Die Zahl ihrer Getauften ist noch gering.

Den Schwerpunkt der Livingstonia-Mission bildet nach wie vor die Arbeit unter dem kleinen, empfänglichen Völkchen der Atonga, welche ihren Mittelpunkt auf der großen Station Bandawe hat, und die Arbeit unter den kriegerischen Angoni auf der westlich angrenzenden Hochebene. Unter diesen beiden Stämmen, den Atonga und Angoni, kommt die freischottische Missionsarbeit zu ihrer eigenartigsten Ausprägung, und hier hat sie ihre gesegnetsten Erfolge. Das Prinzip dieser Mission geht dahin, die herangewachsene Jugend beiderlei Geschlechts unter ihren Einfluß zu bekommen und durch sie das ganze Volk evangelistisch in Angriff zu nehmen. Wir Deutschen schlagen fast regelmäßig den folgenden Weg bei der Missions-

arbeit unter einem Naturvolke ein: Nachdem die Station erbaut und die Sprache erlernt ist, sucht der Missionar soviel als möglich, auf der Station oder in den Dörfern, die Erwachsenen um die Predigt zu versammeln und mit den Kindern eine Schule zu stande zu bringen. Hat dann die Predigt soweit Eindruck gemacht, daß einzelne den Wunsch haben getauft zu werden, so beginnt der Katechumenen-Unterricht, und in diesem legt der Missionar alles Gewicht darauf, eine möglichst sorgfältige Kenntnis der Heilsthatsachen und eine möglichst gründliche Aneignung des Heils zu erzielen. Die Freischotten schlagen, soviel ich sehe, auf allen ihren Missionsgebieten einen andern Weg ein. Sobald ein Missionar in die Arbeit getreten ist, sucht er die heranwachsende Jugend eines Volksstammes um sich zu sammeln; sie wird in der Regel etwas von der angeborenen Lernbegier der Jugend haben, und wo Gaben und Neigung für den eigentlichen Schulunterricht fehlen, werden sie sich gern in allerlei technischen Handfertigkeiten und Handwerken unterweisen lassen. Um diese Jünglinge und Jungfrauen möglichst fest in seinen Einfluß zu bekommen, nimmt sie der Missionar ganz auf die Station, herbergt, speist und kleidet sie. Und damit die empfangenen, geistigen und geistlichen Eindrücke nicht nur theoretisch angeeignet werden, erhalten die Jünglinge Anleitung, sobald sie über die ersten Elemente hinausgekommen sind, ihren Landsleuten und Volksgenossen mitzuteilen, was sie selbst gelernt haben. Unter diesem Gesichtspunkt gestaltet sich nun die Missionsarbeit wesentlich anders. Der Missionar hat den Schwerpunkt seiner Arbeit nicht in der Predigt und dem daraus sich ergebenden Katechumenen-Unterricht, sondern in der pädagogischen Arbeit an der meist auf der Station wohnenden Jugend; da wird viel unterrichtet, viel in der Tischler-, Zimmer- oder sonst einer Werkstatt gearbeitet; und die halbwachsenen Burschen werden schon Lehrer an den kleinen Kindern oder Prediger unter ihren Volksgenossen, ehe sie nach unsern Begriffen selbst etwas Ordentliches gelernt haben. Man könnte erstaunt sein, wenn man liest, daß auf der Station Bandawe 134, im Angoni-Lande 66 Lehrer vorhanden sind, während es kaum soviel Christen giebt. Aber weder die Schulen noch die Lehrer entsprechen unsern minimalsten Anforderungen. Lassen wir uns einmal von einem der Missionare erzählen, was in den Schulen getrieben wird: „Ich habe auf der Station täglich drei Schulen, die ich mit einem Stabe von 22 Lehrern persönlich leite; und wir kommen auf allen Stufen ganz nett voran. Die Elementarschüler lernen das Abc, Silben, Anschauungsunterricht, Singen, einfaches Rechnen und biblische Geschichten nach biblischen Bildern. Die höhere Schule hat Lesen, einfache Addition, einfaches Schreiben in Schreibheften, Tonleitern, Singen und ein wenig Zeichnen. Die fortgeschrittene Lehrerklasse hat njanga-Grammatik, Geographie nach Karten, Englisch, Regeldetri, Kopfrechnen und Diktat. So haben wir ziemlich viel zu lehren. Unsere Lehrer haben folgende Lehrziele erreicht: 6 (erster Jahrgang) Addition und Subtraktion; 9 (zweiter Jahrgang) Subtraktion und Multiplikation; 3 (dritter Jahrgang) lange Divisions- und Multiplikationsexempel; 4 (vierter Jahrgang) Regeldetri." Wir sehen also, auch die fort-

geschrittensten Lehrer — die der vierten Lehrerklasse — erreichen nicht das Ziel unserer kleinsten, ländlichen Dorfschule. Man würde sich ein völlig verkehrtes Bild von diesem ausgedehnten, schottischen Missionsschulwesen mit seinen tausenden von Schülern machen, wenn man den Maßstab der deutschen Schulen daran legen wollte.

Aber vergessen wir die Kehrseite nicht. Die jungen Leute werden, sobald sie nur ein wenig gelernt haben, angeleitet, Wochentags in der Schule und Sonntags in den einfachen, dörflichen Gottesdiensten weiter zu lehren; und bei der angeborenen Beredsamkeit der Afrikaner bemächtigen sie sich dieser Aufgabe mit Interesse und Verständnis. Noch ehe sie getauft sind, werden sie zu Boten des Evangeliums an ihren Landsleuten; es wird der Zeugnistrieb und die Richtung auf ein aktives Christentum in ihnen gepflanzt und gepflegt. Es kann, wenn man die Entwickelung der Livingstonia-Mission sorgfältig studiert, gar keinem Zweifel unterliegen, daß die Bewegung, welche das Atonga- und Angoni-Volk ergriffen hat, aus der reichlich und immer wiederholten Predigt der eingeborenen Gehülfen her stammt. Von den Erweckten haben viel mehr den Ursprung ihres geistlichen Lebens auf die Predigt ihrer Landsleute als auf die der Missionare zurückgeführt.

Mit diesem Prinzipe der Missionsarbeit hängen mehrere Eigentümlichkeiten auf das innigste zusammen. Es geht anfänglich sehr langsam mit der Sammlung einer Christengemeinde. Die Arbeit hat vielmehr den Charakter des langsam wirkenden, aber das ganze Volk durchdringenden Sauerteigs als den der direkten Evangelisation. Die ersten Christen werden aus den Pfleglingen der Mission gesammelt. Aber da dem Missionar zunächst viel mehr an diesen Jünglingen, als an den Alten und den Kindern liegt, wiegt eine Bekehrung aus diesem Kreise in seinen Augen schwerer, als wenn andere Missionen von zahlreichen Taufen Alter und Junger berichten können.

Es werden ferner sehr schnell und sehr viele Predigtplätze und Schulen eingerichtet; aber mit der Begründung von Hauptstationen geht man außerordentlich langsam voran. Die Idee ist, auf der Hauptstation werden die Lehrer und Prediger zugerichtet; das Land rings umher ist die gewiesene Sphäre ihrer Wirksamkeit. Die Angeregten und Erweckten kommen nach der Hauptstation, um dort weiteren Unterricht zu erhalten. Die Missionare behalten die geistige Leitung des ganzen Missionswerkes hauptsächlich durch die auf der Station eingerichteten Klassen für „Hörer", den weiteren Kreis, und für „Katechumenen", die schon etwas Fortgeschrittenen.

Wie die Mission bei den Jünglingen als dem aktivsten und lebenskräftigsten Teile des Volkes einsetzt, um ein selbstthätiges Christentum zu erzielen, so sucht sie auch baldmöglichst die junge Christengemeinde zur geistlichen Mitarbeit heranzuziehen. Deshalb hat schon jetzt sowohl die Atonga- wie die Angoni-Christengemeinde ihren Gemeinde-Kirchenrat, und in diesem werden die einschneidendsten Beschlüsse gefaßt. Der Angoni-Gemeinde-Kirchenrat hat für die ihm unterstellten Christen ein vollständiges Verbot nicht allein jeglichen Biergenusses, sondern auch der Bierbereitung erlassen. Er sehe die verhängnisvollen Wirkungen

der Trunksucht an den Heiden und wolle die Christen vor diesem Übel ganz bewahren. Der Atonga-Gemeinde-Kirchenrat hat für seinen Bereich nicht allein den Biergenuß, sondern auch die Polygamie und die Sklaverei vollständig aufgehoben; einer ganzen Anzahl von Sklaven ist auf Grund dieses Beschlusses die Freiheit geschenkt worden.

Die Zahlen der Christen sind in der Atonga- und Angoni-Mission noch klein; im ganzen sind bis Ende 1896 nicht mehr als 412 getauft. Jetzt scheint die Ernte in ein schnelleres Tempo zu kommen; der neu in die Arbeit eingetretene Missionar Donald Fraser schreibt (24. April 1897), während der Monate März und April dieses Jahres seien in der Angoni-Mission 80 Erwachsene, in der Bandawe-Mission 159 Erwachsene und 80 Kinder getauft. Die „Klassen" für religiöse Unterweisung sind übervoll. Die „Hörer"-Klasse in Bandawe zählte zu Anfang dieses Jahres 500 Männer und über 1000 Frauen. Leider hat im Angoni-Land eine erhebliche Verringerung des europäischen Missionspersonals stattgefunden. Während bisher außer der Hauptstation Ekwendeni noch die beiden Stationen Njugu und Hora, zeitweilig auch Elangeni mit Missionaren besetzt waren, sind alle diese Orte bis auf Ekwendeni jetzt mit eingeborenen Hilfskräften besetzt. Die Angoni-Mission bietet also jetzt dasselbe Bild wie die Atonga-Mission, sie hat eine Hauptstation mit sehr zahlreichen Neben- und Außenstationen.

Die Livingstonia-Mission hat seit 1894 noch einen konsequenten Schritt vorwärts in ihrer Entwickelung gethan. Wenn der Schwerpunkt ihrer Arbeit hauptsächlich in der Ausbildung eines eingeborenen Hilfspersonals liegt, so müssen für diese Aufgabe die edelsten und tüchtigsten Kräfte der Mission reserviert werden; und diese Arbeit kann ohne direkten Zusammenhang mit der Mission unter einem speziellen Volksstamm in Angriff genommen werden. Diese Ideen veranlaßten Dr. Robert Laws, bei weitem den tüchtigsten und erfahrensten Missionar der Livingstonia-Mission, einen Ort zu suchen, so hoch, daß er für die europäischen Lehrer gesundes Klima und Freiheit von dem afrikanischen Fieber sichert, und dabei von so günstigen kulturellen Bedingungen, wie sie zur Anlage einer vielseitigen Erziehungsstation erforderlich sind. Er fand die gewünschten Bedingungen vereinigt auf dem Kondowi-Plateau, westlich von der Florence Bai des Nyassa und nördlich von dem 4100 Fuß hohen Mount Waller. Dieses Plateau ist fast 4000 Fuß hoch und bietet für Feld-, Garten- und Waldkultur günstige Bedingungen. Für eine Missionsstation im gewöhnlichen Sinn wäre Kondowi allerdings so ungeeignet wie möglich; es liegt nämlich in einer fast menschenleeren Einöde, wo auf Meilen in der Runde nur ganz kleine Dörfer und zersprengte Volksreste vorhanden sind. Aber nicht die umwohnende Bevölkerung, sondern die auf Kondowi zu sammelnden Pensionäre sollten ja das Objekt der Thätigkeit sein. Man hoffte, hierher aus allen Gebieten der Livingstonia-Mission lerneifrige Jünglinge und Jungfrauen zu sammeln und sie in dieser zeitweiligen Abgeschiedenheit von allen Zerstreuungen des heimischen Volkslebens um so nachhaltiger zu beeinflussen. Das Livingstonia-Institut, wie die

Kondowi-Lehranstalt genannt wird, ist noch in der Entwickelung begriffen. Die erforderlichen Häuser für die Missionare, die Schule für die Schüler sowie die Werkstätten sind zum größten Teil fertig. Der Andrang von Schülern ist so groß, daß wegen Raummangels oder aus anderen Gründen von je drei Aufnahmegesuchen nur eins berücksichtigt werden konnte. Ende 1896 befanden sich 127 Zöglinge im Institut. Es ist natürlich beabsichtigt, daß die Aufzunehmenden sich in den Dorfschulen der Mission die elementarsten Vorkenntnisse schon angeeignet haben, so daß man in Kondowi nicht ganz von vorn anfangen braucht. Vorläufig ist aber das Verhältnis noch so, daß sich 107 Zöglinge in den unteren Elementarklassen und nur 20 auf den höheren Stufen befinden. Das ist ein Übergangszustand, der erst allmählich überwunden werden wird. Als Missionsobjekt für den Predigteifer der Zöglinge dienen die stundenweit zerstreuten, kleinen Ortschaften. Eine große Schwierigkeit der Entwickelung des Instituts bildet die Sprachzerrissenheit des westlichen Nyassa-Landes. Die 127 Zöglinge gehören nicht weniger als fünfzehn verschiedenen Stämmen mit abweichenden Dialekten oder Sprachen an. Zum Glück haben die Afrikaner ein großes Geschick, sich fremde Sprachen anzueignen, sonst wäre durch dieses Babel gar nicht durchzufinden. Dr. Laws hat das Njanga als die zukunftsreichste Sprache zur Unterrichtssprache des Instituts gemacht. Der abschließende, theologische Unterricht der später heranzubildenden, eingeborenen Geistlichkeit soll in Englisch erteilt werden, wie denn Englisch überhaupt naturgemäß die eine fremde Sprache ist, in der alle über die Elemente herausgekommenen Schüler unterrichtet werden.

Rührend ist der Lerneifer der Zöglinge. Dr. Laws schreibt: „Dieser Wissensdurst kann anderswo kaum übertroffen werden. Dieser Reiz läßt den Lehrer alles andere vergessen. Wenn er bemerkt, daß die Mitteilung neuer Kenntnisse über irgend einen Gegenstand und ebenso die Verbesserung falscher Eindrücke oder von Ungenauigkeiten von den Schülern als Vergünstigungen aufgefaßt werden, kann er sich kaum mehr Ermutigung wünschen. Die Zöglinge sind kaum zu befriedigen. Wenn ich es erlaubte, würde mein Zimmer Nacht für Nacht von einer Menge eifriger, eben sich erschließender Köpfe voll sein, von denen jeder eine neue Frage oder Schwierigkeit zu lösen bringt. Dieser Eifer entspringt auch nicht etwa dem Reiz der Neuheit. Es geht so weiter, seitdem die Schulen eröffnet sind."

So erfreulich trotz alles uns Fremdartigen das frische Leben in der Atonga- und Angoni-Mission ist, so wenig können wir uns mit dem Zustand der freischottischen Mission auf dem nördlichen Flügel, am Nordende des Nyassa befreunden. Die Missionen sind hier noch immer nicht aus dem Zustande des Experimentierens herausgekommen. Wir sahen (auf S. 107—109), wie die Freischotten sich entschlossen, ihre Hauptstation am Nordende von Mwiniwanda nach Kararamuka zu verlegen. Allein Alexander Bain starb, es kam die Grenzregulierung zwischen England und Deutschland, durch welche uns das Konde-Land zufiel. Der Missionsarzt Dr. Kerr-Croß hatte nicht Lust, eine Station auf deutschem Grunde anzulegen. Er ging daher statt nach Kararamuka

in das nord-nordwestlich von Karonga gelegene, paradiesisch schöne Bergland Wundale oder Bundali und begann dort aufzubauen. Allein ehe er feste Wohnhäuser errichtete, vernichtete eine Feuersbrunst alle seine Anfänge, und da sich inzwischen herausgestellt hatte, daß auch die Landschaft Wundale deutsch sei, zog Dr. Kerr-Croß aus diesem Berglande wieder in die Ebene hinab und siedelte sich in Ngerenge, zwei Stunden von Karonga, an. Auch dort blieb er nur $1^1/_2$ Jahr. Karonga war so nahe und entwickelte sich so sehr zum Mittelpunkte des englischen Verkehrs, daß Dr. Croß sich der Aufgabe nicht glaubte entziehen zu dürfen, an diesem Knotenpunkte eine Stätte der Evangeliums-Verkündigung aufzurichten. So hat er das letzte Jahr bis zu seinem Scheiden aus dem Missionsdienste in Karonga zugebracht. Die freischottische Mission konnte und wollte trotz der Aufgabe der Station Mwiniwanda nicht auf die Missionsarbeit auf der Tanganjika-Hochebene verzichten. So hat sie im Sommer 1894 den Missionar A. Dewar beauftragt, diesen abgerissenen Faden wieder aufzunehmen. Er hat sich aber nicht in Mwiniwanda, wo das alte Stewart'sche Haus noch stand, angesiedelt, sondern einige Tagereisen weiter westlich in Mwenzo, nahe bei der Haupthandelsniederlassung der Seengesellschaft in Fife. So haben wir hier am Nordende des Sees nur neue Anfänge vor uns, und es muß nach den bisherigen Erfahrungen abgewartet werden, ob die weitere Missionsarbeit an den jetzt gewählten Orten festhalten wird.

## Die Universitäten-Mission.

Die wechselreichste und tragischste Geschichte während dieser sechs Jahre ist diejenige der Universitäten-Mission. Als Bischof Smythies zu Ostern 1891 zum fünften Male auf der weiten Landreise von Lindi aus quer durch das südliche Deutsch-Ostafrika nach der Likoma-Insel kam, war er fast während seines ganzen dortigen Aufenthaltes krank; die weite Landreise hatte ihn so sehr angegriffen, daß er einsah, er könne ein sechstes Mal diese Reise nicht wagen. Da reifte in ihm der Gedanke, dieses Nyassa-Gebiet von seinem Sprengel abzuteilen und es zu einem eigenen Bischofsprengel zu machen. Die Erschließung des Nyassa-Landes durch englische Kaufleute und Plantagenbesitzer und die wachsende politische und kommerzielle Bedeutung des Landes legten ihm diesen Plan noch besonders nahe. Wir könnten vielleicht denken, für eine einzige Missionsstation wie Likoma mit ein paar Neben- und Außenstationen lohne es nicht, einen eigenen Bischof einzusetzen. Allein nach englisch-hochkirchlicher Doktrin ist der Bischof der Quellpunkt des Missionssprengels, eine Mission entwickelt sich aus der Persönlichkeit des Bischofs heraus, die bischöfliche Würde ist der Ausgangspunkt und nicht der krönende Abschluß des Missionswerkes. Der Gedanke fand in hochkirchlichen Kreisen Englands Anklang, und binnen Jahresfrist waren die zur Fundierung des neuen Bischofsitzes erforderlichen 220,000 M. gezeichnet und in dem englischen Geistlichen Wilfrid Bird Hornby ein allem Anschein nach geeigneter Bischof gewonnen. War

derselbe auch noch nicht im Nyassa-Lande oder in Afrika thätig gewesen, so hatte er doch sechs Jahre als Missionar in Calcutta gewirkt. Er reiste im Jahre 1893 nach dem Nyassa hinaus; als er draußen ankam, fand er fast nichts als Ruinen vor. In zwei Bränden zu Ende des Jahres 1892 waren fast alle Gebäude der Mission, alle nur aus Gras, Holz und Lehm erbaut, ein Raub der Flammen geworden; ein Teil des Missionspersonals hatte die Insel Likoma verlassen müssen, weil für sie keine Wohnräume mehr vorhanden waren. Trotzdem beschloß der neue Bischof sogleich nicht nur die Station Likoma wieder aufzubauen, sondern außerdem noch eine zweite Station zu begründen. Hoch oben auf den Bergketten, die den Nyassa im Osten umgürten, lagen die großen Städte der Yao, deren Einwohner nach Zehntausenden zählten. Es waren weit und breit die volkreichsten Verkehrsmittelpunkte, und ihre Lage auf den luftigen Bergeshöhen 5000 bis 7000 Fuß hoch gewährte begründete Hoffnung auf gesunde Luft und Fieberfreiheit. Allerdings waren die Häuptlinge dieser Städte die ärgsten Sklavenhändler und knüpften die Erlaubnis zur Niederlassung der Missionare an die für einen Engländer besonders demütigende Bedingung, daß sich die Missionare um ihren Sklavenhandel nicht kümmern und keine Nachrichten darüber an die Küste gelangen lassen dürften. Bischof Hornby ging auf die Bedingung ein; so konnte, zehn Meilen landeinwärts vom See, ein Anfang mit der Missionsstation Unangu gemacht werden. Der Missionsarzt Dr. Hine wurde dort stationiert und ihm der tüchtige, in Sansibar ausgebildete Johanna Abdallah zum Gehülfen gegeben. Allein kaum hatte Bischof Hornby diese ersten einleitenden Schritte für seine Missionsarbeit gethan, da brach seine Gesundheit zusammen. Er mußte schleunigst das Land verlassen, und da ihm die Ärzte erklärten, daß er nie wieder das Klima Zentralafrikas vertragen werde, legte er sein bischöfliches Amt nieder.

Das war ein schwerer Schlag für die Universitäten-Mission. Aber Hornby hatte wenigstens die eine Gewißheit vom Nyassa gebracht, daß niemand anders als der Missionar und Archidiakon Chauncy Maples sein Nachfolger in der bischöflichen Würde sein dürfe. Maples war aus vornehmer Familie und sorgfältig theologisch durchgebildet; er war seit 1875 im Dienste der Universitäten-Mission, war also einer ihrer erfahrensten Missionare; nur die große Ungeduld seines Wesens hatte ihn bisher von leitenden Stellen ausgeschlossen. An ihn erging nun der Ruf, den verwaisten Bischofsitz einzunehmen, und er willigte nach schweren Bedenken ein. Er wurde zu Anfang des Jahres 1895 in London ordiniert und machte sich sogleich auf den Weg, um als Bischof auf sein geliebtes Arbeitsfeld zurückzukehren. Er sollte Likoma nicht wiedersehen. Als er am 1. September Fort Johnston am Ausfluß des Schire aus dem Nyassa erreichte, lief wenige Stunden später das Missionssegelboot „Georg Sheriff" ein, das den Auftrag hatte, ihn weiterzubefördern. Bischof Maples begab sich sogleich an Bord, ließ sein Gepäck in das Boot schaffen und noch am selben Tage die Anker lichten. Nach dem Abendsegen erhob sich ein Sturm und zwar mit solcher Gewalt, daß Ibrahim, der Steuermann des Schiffes,

erklärte, sie müßten an der Ostküste Schutz suchen. Aber Maples, der baldmöglichst Kotakota am Westufer zu erreichen strebte, wollte davon nichts wissen und befahl ihm weiter zu segeln. So brach die Nacht an. Missionar Williams, des Bischofs Gefährte, schlief schon unter dem Grasdach am unteren Ende des Bootes; Maples ging in seinem gewöhnlichen, langen, schwarzen Talar, den die streng hochkirchlichen Geistlichen immer tragen, auf dem Boote auf und ab und ermunterte die Matrosen, ja auf die Felsen acht zu geben. Plötzlich schlug das Boot um, die Wellen rauschten darüber hin, Bischof Maples und Missionar Williams wurden in das Wasser geschleudert. Der Steuermann Ibrahim und ein treuer Matrose übersahen sogleich die Gefahr, in der sich der Bischof befand, sie warfen zwei leere Kisten in das Wasser, sprangen hinterher und versuchten dem Bischof hinaufzuhelfen. Aber die Wellen schlugen über ihnen zusammen, und der schwere Talar füllte sich mit Wasser und zog den Bischof mit unwiderstehlicher Gewalt in die Tiefe. Maples sah ein, daß ein Kampf gegen diesen Sturm vergeblich sei. Er rief seinen Rettern zu: „Ihr sollt nicht für mich sterben; wenn ihr mit dem Leben davon kommt, sagt Johnson, daß ich tot bin." In demselben Augenblicke sank er unter. Sein Leichnam wurde vierzehn Tage später an das Ufer getrieben und in Kotakota begraben. Auch Missionar Williams fand seinen Tod in den Fluten.

Um das Unglück voll zu machen, wurde in denselben Tagen, wo Bischof Maples im Nyassa ertrank, einer der tüchtigsten Missionare auf der Likoma-Insel, Missionar Atlay, von den Magwangwara erschlagen. Er hatte mit seiner Schule Ferien gemacht und war mit einigen seiner Knaben nach dem Festlande herübergerudert, um dort zu jagen. Unglücklicherweise befand sich gerade ein feindlich gesinnter Magwangwara-Schwarm auf dem Kriegspfad; sie überfielen ihn, als er in seinem kleinen Lager Mittagsruhe hielt. Er hatte zwar ein scharf geladenes Gewehr mit zehn Kugeln bei sich und hätte sein Leben teuer verkaufen können. Aber er zog es vor, sich nicht in einen hoffnungslosen Kampf einzulassen und viel Blut zu vergießen. So ließ er sich ohne Gegenwehr hinmorden. Sein Leichnam wurde nach Likoma hinübergebracht und dort begraben.

Das waren schwere Schläge, welche das schwache Missionswerk fast zu vernichten drohten. Da nun obendrein das Missionsschiff Charles Janson unverkennbare Spuren von Altersschwäche zeigte und monatelang nicht gebraucht werden konnte, war fast ein Jahr lang die Mission so gut wie zur Unthätigkeit verurteilt. Sie hat sich von diesen Schlägen noch nicht erholt. Allerdings ist ein neuer Bischof da; der Erzbischof von Canterbury hat in seiner Vollmacht den Missionsarzt Dr. Hine, den Begründer der Station Unangu im Yao-Lande, zum Bischof ernannt, — vielleicht der erste Missionsarzt, dem solche Ehre zu Teil wird. Dr. Hine ist in London geweiht und im Laufe dieses Frühjahres nach dem Nyassa zurückgekehrt. In Likoma stehen bis auf diesen Tag nur notdürftige Lehm- und Grashäuser, und es ist zweifelhaft, ob nicht das Hauptquartier der Mission von der abgelegenen, kleinen Insel mehr nach dem Mittelpunkte des englischen

Verkehrs, dem Schirehochlande verlegt wird. Es ist dort am Fuße des 4700 Fuß hohen Mangoche-Berges südöstlich von Fort Johnston ein Platz dazu ausgesucht worden. Die neugegründete Station Unangu wird notdürftig von dem Eingeborenen Johanna Abdallah gehalten. Eine weitere Station ist seit 1894 in Kotakota auf der Westküste gegründet, nicht eben zur Freude der schottischen Missionen, die bisher angenommen hatten, daß die Westküste des Sees ihnen, die Ostküste der Universitäten-Mission als Arbeitsfeld zufalle. Aber auch in Kotakota sind erst Nothäuser aufgerichtet. Und Missionar Johnson's Arbeit in den Mangandscha Küstendörfern ist durch die Unbrauchbarkeit des Missionsschiffes auf das schwerste behindert; er muß, soviel es geht, seine Schulen und Kirchen zu Fuß besuchen; das macht aber bei dem bergigen Charakter der Ostküste und dem Berg und Thal mit einem dichten Mantel umhüllenden Urwald große Schwierigkeiten. Hoffentlich gelingt es dem neuen Missionsbischof mit Gottes Hülfe, die schwer betroffene Mission zu einer höheren Blüte zu entwickeln.

## Die deutschen Missionen im Kondelande.

Bald nach Aufrichtung der deutschen Schutzherrschaft über einen Teil Ostafrikas trat an die Berliner südafrikanische Mission (Berlin I) — ihr genauer Titel lautet: „Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Missionen unter den Heiden“ — die Frage heran, ob sie nicht dies neue Gebiet besetzen wolle. Die fünfzigjährige Erfahrung, die sie in afrikanischer Missionsarbeit unter Stämmen gemacht hatte, die den ostafrikanischen Stämmen nahe verwandt sind, mußte sie vor anderen geschickt erscheinen lassen, hier in die Arbeit mit einzutreten. Indessen trugen ihre Leiter Bedenken, das zu thun, da ein Mißverhältnis zwischen Einnahme und Ausgabe in ihrer Kasse vorhanden war und die Arbeit in den alten Gebieten nicht geschädigt werden durfte. Endlich aber schwand der Fehlbetrag in der Kasse, und im Jahre 1890 konnte man daran denken, das neue Kolonialgebiet zu besetzen.

Ungefähr um dieselbe Zeit wurde auch die Brüdergemeine dazu veranlaßt, mit in die Missionsarbeit in Deusch-Ostafrika einzutreten. Im Jahre 1887 starb in Breslau ein unbekannter Privatmann Namens Hermann Adolf Daniel Crakau und vermachte in seinem Testamente der Brüdergemeine, mit der er in gar keiner Verbindung gestanden hatte, ein Kapital von 800000 Mark unter der Bedingung, daß sie die Hälfte der Zinsen dieses Kapitals zu Missionszwecken und die andere Hälfte zum Loskauf von Sklaven verwende. Ungefähr zu gleicher Zeit, als ihr dieser unverhoffte Segen zufiel, wurden ihr weitere 48000 Mark speziell für eine Mission in Ostafrika zugewandt, und die Synode der Brüdergemeine 1889 ermächtigte die Missionsleitung, die Hälfte des wenige Jahre zuvor gesammelten Jubiläumsfonds für Zwecke der Heidenmission zu verwenden. Die Missionsleitung sah in diesem außerordentlichen Zufluß von Geldmitteln einen Fingerzeig Gottes, ein neues Missionswerk in Angriff zu nehmen.

Die Augen beider Missionsgesellschaften waren nach dem Nordende des Nyassa gerichtet. Die Küstenlinie der jungen Kolonie am Indischen Ozean war vorläufig durch die ältere englische Universitätenmission und die neuere deutsche ostafrikanische Missionsgesellschaft (Berlin III) genügend besetzt. Außerdem war dort an der Küste der Islam schon mächtig geworden, und es schien nicht rätlich, auf solchem harten und unfruchtbaren geistlichen Boden einzusetzen. Dagegen war am 1. Juli 1890 die englisch-deutsche Konvention zum Abschluß gekommen, durch welche die Grenzen unserer afrikanischen Besitzungen festgelegt wurden, und es hatte sich herausgestellt, daß die fruchtbare Kondeebene am Nordende des Nyassa-Sees zur deutschen Interessensphäre gerechnet war. Allerdings lag dieses Gebiet mehr als 100 Meilen von der Küste des Indischen Ozeans entfernt, aber der Sambesi und Schire und vor allem der 70 Meilen lange Nyassa boten eine so vorteilhafte Wasserstraße, daß dieser Nachteil aufgewogen erschien. Der erfahrene Missions-Superintendent Merensky wurde von der Berliner Missionsleitung Ende November 1890 nach London, Glasgow und Edinburg geschickt, teils um mit den leitenden Persönlichkeiten der drei englischen Missionsgesellschaften im Nyassalande persönliche Beziehungen anzuknüpfen, teils um alle nötigen Erkundigungen über die Zusammensetzung der auszusendenden Missionsexpedition, ihre Ausrüstung, die Verpackung und den Transport der Waren und dergleichen mehr einzuziehen. Er fand besonders bei den Vertretern der am nächsten beteiligten schottischen Freikirche ein so überaus freundliches Entgegenkommen, daß darin das Komitee seiner Gesellschaft eine deutliche Bestätigung dafür fand, daß sie auf dem rechten Wege seien.

Nun lag ja eine gewisse Gefahr darin, wenn zwei deutsche Missionsgesellschaften zu gleicher Zeit in dasselbe Arbeitsfeld einzutreten beabsichtigten, zumal dasselbe bereits durch eine provisorische Station der schottischen Freikirche (Kararamuka) mit Beschlag belegt war. Aber gerade Dr. Kerr-Croß, der Missionar von Kararamuka, kam den Deutschen mit einer höchst anerkennenswerten Freundlichkeit entgegen und hieß die Bundesgenossen in dem gemeinsamen Kampfe gegen das Heidentum und die Sklaverei willkommen. Und die beiderseitigen Vertreter von Berlin I und der Brüdergemeine schlossen in herzlicher Gemeinschaft und unter brünstigem Gebet eine Übereinkunft (10. Januar 1891), durch welche sie „vorbehaltlich der Führungen Gottes ungefähr den 34. Grad östlicher Länge als die Grenze bestimmten, von welcher ab westlich die Brüdergemeine, östlich Berlin I ihr Arbeitsgebiet suchen solle.“ *) Sie versprachen, „einander bei ihrer Arbeit gegenseitig förderlich und behilflich zu sein und einander zu dienen, wo und wann sie könnten, zur Erreichung des einen Zieles, der Ausbreitung des Reiches unsers hochgelobten Herrn Jesu Christi.“ Selten haben sich zwei Missionen auf demselben Feld mit gleicher, brüderlicher Einigkeit die

*) Diese Grenzlinie hat sich in der praktischen Arbeit nicht genau festhalten lassen; sie ist durch spätere, freundschaftliche Abmachungen der Missionare modifiziert worden; aber dabei ist es geblieben, daß die Brüdermission den Westen, die Berliner Mission den Osten des Kondelandes in Angriff genommen hat.

Hand gereicht, um getrennt zu arbeiten zum Sieg über den gemeinsamen Feind.

Kondeland nennt man das Gebiet, welches sich im Norden des Nyassa bis an den Fuß des Livingstone-Gebirges ausdehnt, das es in weitem Halbkreise umwallt. Es mag an Ausdehnung 2500 Quadratkilometer (50 Quadratmeilen) messen und zerfällt in ein tiefliegendes Flachland am Unterlauf der Flüsse und die sich daran schließende, wellige Mittelstufe, die in Hügel- und Bergland übergeht, welches sich an die Gebirge und im Norden an den gewaltigen Rungueberg anlehnt. Das Land ist fruchtbar, meist hat es schweren Boden, und Niederschläge fallen reichlich, nur die Monate von August bis November können als regenarm gelten; um die Berge ziehen fast in allen Jahreszeiten dichte, feuchte Nebel. Daher ist der Pflanzenwuchs hier reicher als sonst im Innern, bewaldete Striche fehlen selbst in den Ebenen nicht. Hier wohnt seit Jahrhunderten das ungefähr 100000 Seelen zählende Konde-Volk, welches, wie die Sprache ausweist, einerseits mit den südwärts wohnenden Mangandja, andererseits auch mit den nördlich und westlich wohnenden Nachbarn verwandt ist. Das Volk ist körperlich wohlgebildet, die Männer sind meist von mittlerer Statur, oft in der Größe darüber hinaus. Die Dörfer sind ordentlich gehalten; an einer langen Dorfstraße liegen die gut gebauten, oft zierlichen, reinlichen Häuser in der herrlichen Bananenpflanzung, ohne welche keine Ortschaft denkbar ist. Man erzielt von dieser kostbaren Nutzpflanze reichen Ertrag an herrlichen Früchten; auf den Feldern werden Mais, Kafferkorn, Hirse, Knollengewächse und Hülsenfrüchte gebaut, so daß an Nahrungsmitteln kein Mangel ist. Der Viehstand besteht aus Schafen, Ziegen und Buckelrindern, die man sorgsam pflegt und nachts in reinlichen Ställen unterbringt. Das Volk hat milde Sitten und zeigt auch sonst manche guten Eigenschaften. Es findet sich wenig Trunksucht, es fehlen die hergebrachten afrikanischen Grausamkeiten, Aberglaube und Zauberei sind nicht so bösartiger Natur als sonst in Afrika, die Häuptlinge haben keine despotische Gewalt über ihre Unterthanen, eigentliche Raubzüge unternimmt man nicht, auch werden Frauen und Kinder im Kriege geschont. Die Beschneidung wird nicht geübt, und damit fehlen die heidnischen Orgien schlimmster Art, die sonst damit verbunden sind, religiöses Denken, das im Glauben an Gott gipfelt und sich viel mit der Unterwelt beschäftigt, ist vorhanden. Opfer und Gebet werden geübt und zwar wendet man sich dabei an die Geister der Vorfahren. Nationalsünden sind Hang zur Lüge und zur Dieberei. Den Missionaren kam das Volk freundlich entgegen und wendete ihnen bald in bemerkenswerter Weise sein Vertrauen zu.

Ungesäumt machten sich beide Missionsgesellschaften an das Werk, die neugeplante Mission in Angriff zu nehmen. Am 15. April 1891 fuhren die vier zur Eröffnung der Thätigkeit berufenen Sendboten der Brüdergemeine Meyer, Richard, Martin und Häfner von Neapel ab, trafen am 20. Mai in Kilimane an der Mündung des Sambesi und am 24. Juni in Karonga, der Handelsstation der afrikanischen Seen-Gesellschaft am Nordende des Nyassa-Sees ein, und machten Kararamuka,

die verlassene Station des freischottischen Missionars Dr. Kerr-Croß, von Anfang Juli bis Anfang September zum vorläufigen Standquartier, um von da aus einen passenden Platz für eine Niederlassung zu suchen.

Kararamuka selbst kam dabei kaum in Frage. In den Berichten der Schotten und in den Zeitungen war bisweilen von einer „Station“ Kararamuka die Rede gewesen. Die Brüdermissionare fanden aber außer dem Dorfe der Eingeborenen nur eine gebrechliche Hütte, aus einem „stubenartigen“ Raum und Nebengelaß bestehend, dann eine kleinere Hütte, die nun zum Kochen benutzt wurde, und einige Schuppen. Alles war im Zustande des Verfalls. Und doch war es für die jungen, des Landes noch unkundigen Brüder von großem Werte, daß sie hier wenigstens notdürftig ein vorläufiges Unterkommen fanden, denn ihre Gesundheit war von dem ungewohnten Klima und den bösartigen afrikanischen Fiebern auf das äußerste angegriffen. Hier konnten sie sich erholen und mit Muße den geeignetsten Platz für ihre zukünftige Stationsanlage auswählen. Ihr Suchen wurde von schönem Erfolge gekrönt. Am 21. August 1891 fanden sie am Fuße des hochragenden, wolkenumhüllten Rungue-Berges im Gebiet des kleinen Häuptlings Makapalile einen geeigneten Platz, der sich in den verflossenen sechs Jahren nach allen Seiten hin bewährt hat. Er liegt 1700 Meter über dem Meeresspiegel — also noch hundert Meter höher als die Schneekoppe! — ganz in der Nähe von freundlichen Dörfern. Vor ihnen breitete sich eine freundliche Ebene aus, die von wasserreichen Flüßchen durchströmt wird. Im Westen erhebt sich der steile Rand des Bundali-Gebirges; im Osten bildet der mächtige, waldbedeckte Rungueberg den Hintergrund. Überall sind Bananenpflanzungen zu sehen, in denen Ortschaften versteckt liegen. Das ganze bietet ein prächtiges Landschaftsbild. Rungue ist der Name dieser vorübergehend Makapalile genannten Mutterstation der Brüdermission. Noch in der Übersiedelung dahin begriffen, wurden die Missionare schmerzlich durch den Tod des Missionars Martin betroffen, der dem Klimafieber erlag, an welchem sie alle anfangs mehr oder weniger litten. Martin starb am 9. September 1891; sein Tod war der erste dunkle Schatten auf der mit so großer Freudigkeit unternommenen und bisher so sichtlich von Gottes Segen gekrönten Mission.

Während die Brüdermissionare in Rungue mit den ersten Bauarbeiten beschäftigt waren, langte auch die Expedition der Berliner (I) Mission an dem Orte ihrer Bestimmung an. Der im Dienste der afrikanischen Mission ergraute Missions-Superintendent — jetzt Missions-Inspektor — Merensky war mit der Leitung des Unternehmens beauftragt. Er verließ Berlin am 12. Mai 1891. Es war bestimmt, daß sich seine Expedition in Natal sammeln sollte. Es waren außer Merensky vier junge Brüder, von denen zwei schon einige Erfahrung in der Missionsarbeit hatten. Zur Hülfe bei den vielen Bauten und anderen groben Arbeiten der ersten Jahre wurden drei Handwerker mitgenommen. In Natal gesellten sich noch zwei schwarze Christen aus den dortigen Berliner Missionsgemeinden zur persönlichen Dienstleistung



Rorig — Nathanael — Merensky — Bunk — Krause — Franke — Afrika — Schumann — C. Nauhaus — Th. Nauhaus

**Expedition von Berlin I nach Deutsch-Ostafrika.**



zu ihnen. So waren es zehn Missionsgeschwister, die am 28. Juni in Durban zu Schiff gingen.

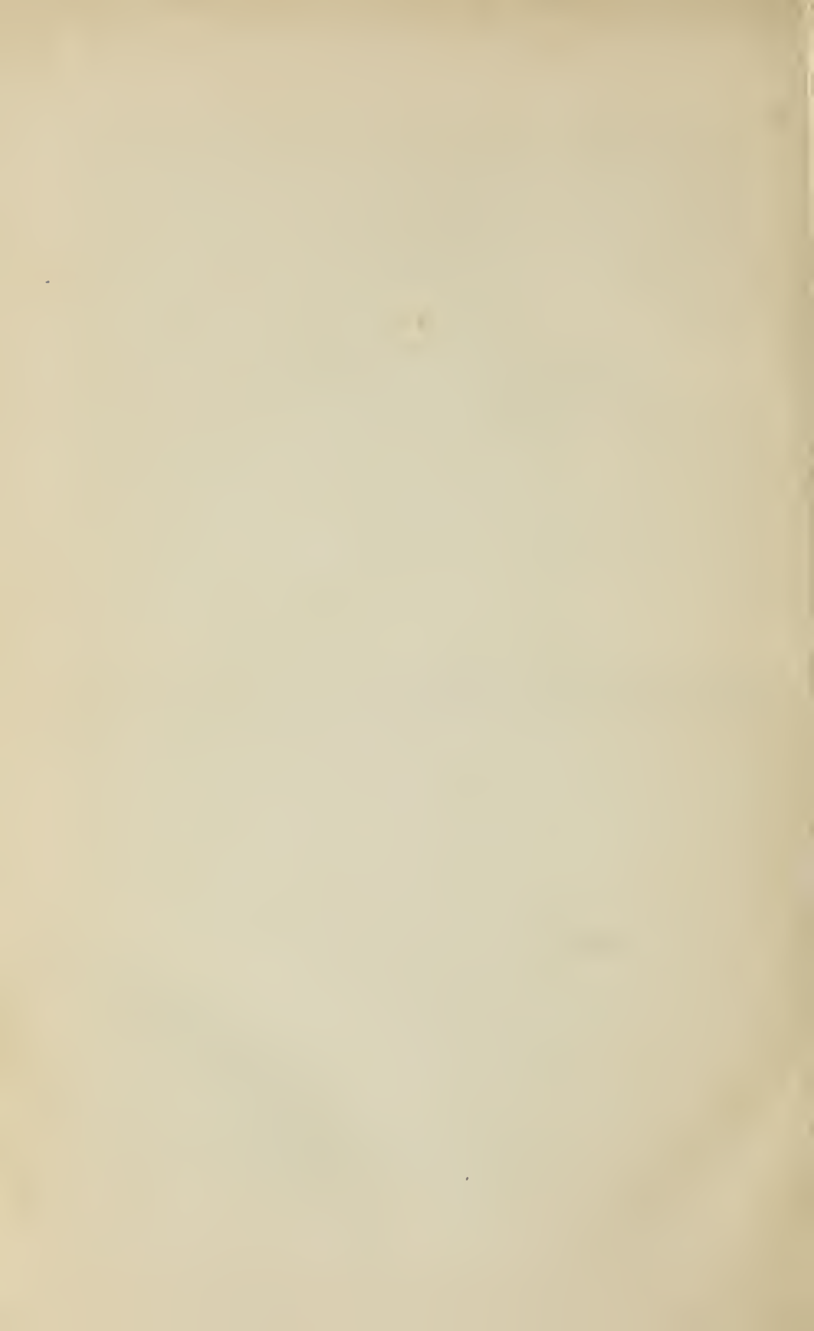
Am 7. Juli landete die ganze Expedition wohlbehalten in Kilimane, welches damals noch an diesem Teil der Küste der gewöhnliche Ausgangspunkt bei Reisen nach dem Innern war, obwohl die Bootsreise den Kwakwafluß hinauf Erkrankungen am Fieber brachte und bei Vizente durch einige Meilen Landweg unterbrochen werden mußte. Indessen verlief die Reise günstig, abgesehen von dem Fieber, an dem alle Teilnehmer wiederholt zu leiden hatten. Einen von ihnen, den jungen Bruder Franke, nahm dasselbe so mit, daß er in Blantyre umkehren und das milde Klima Südafrikas aufsuchen mußte. Leider ist er dort ein Jahr später den Nachwirkungen des Fiebers erlegen. Die übrige Expedition langte am 21. September wohlbehalten in Karonga an und trat von dort die Landreise nach dem östlichen Teile des Konde-Landes an. Verschiedene Umstände erschwerten ihre Reise im Vergleich zu der der Brüdermissionare. Sie hatten nicht einen solchen vorläufigen Ruheposten mitten im Lande, von wo sie nach allen Seiten hin Ausschau halten konnten. Die Regenzeit stand vor der Thür, und ehe sie einsetzte, mußte nicht nur der Stationsplatz ausgewählt, sondern es sollten auch die ersten Bauten möglichst soweit aufgeführt sein, daß sie den Geschwistern ein trockenes und gesundes Obdach boten. So waren sie recht froh, als sie am 1. Oktober nach einer beschwerlichen und äußerst ungesunden Reise durch die sumpfige Tiefebene am Nordende des Nyassa im mittleren Thale des reißenden Lufira- oder Rufirio-Flusses einen geeigneten Platz fanden. Sie nannten ihn Wangemannshöh zu Ehren des hochverdienten Direktors der Berliner Mission D. Wangemann, dessen fünfundzwanzigjähriges Direktor-Jubiläum an demselben Tage im Jahre zuvor gefeiert war. Die Station liegt etwa 2600 Fuß hoch — 1100 Fuß über dem Spiegel des Nyassa-Sees — auf dem flachen Pipagikahügel, der sich im Westen zu dem in engem Bett reißend dahinfließenden Lufira abdacht und nach Osten durch einen schmalen Kamm mit den steil aufsteigenden Ketten des Livingstone-Gebirges zusammenhängt. So hat man auf der Station nach Osten in unmittelbarer Nähe den Blick auf die gewaltige Gebirgswelt dieses bis zu 10000 Fuß ansteigenden, wild zerrissenen Gebirges, dessen schroffe Abhänge zum Teil in einen dichten Urwaldmantel gehüllt sind. Nach Westen weitet sich der Blick über das fruchtbare, dichtbevölkerte Lufira-Thal auf die sanftansteigenden Abhänge des Kiedjo-Berges, dessen waldumgürtetes Haupt fast beständig von Wolken und Nebel bedeckt ist. Wangemannshöh ist die Mutterstation der Berliner Mission im Kondelande geworden.

Es entspricht nicht der Praxis der deutschen Missionsgesellschaften, nach Art der schottischen Stationen Blantyre und Bandawe sehr stark besetzte Zentralstationen zu gründen, um von ihnen aus allmählich einen weiten Umkreis zu evangelisieren. Wir lieben es mehr, wo sich ein klar umgrenztes Missionsgebiet darbietet, dasselbe schnell mit einem Netze von Stationen zu überziehen, um die Arbeit möglichst gleichzeitig von verschiedenen Punkten aus in Angriff zu nehmen. Das

Kondeland mit seinen etwa 50 Quadratmeilen und 100000 Einwohnern, im Süden vom Nyassa-See umschlossen, auf allen anderen Seiten von hohen Gebirgen umwallt, war ein solches klar umgrenztes Missionsgebiet, und die beiden Missionsgesellschaften, welche sich in diese Missionsaufgabe geteilt hatten, säumten nicht, das Stationennetz auszuspannen. Die Berliner Mission ging mit dem guten Beispiel voran. Sie hatte den Vorteil, für die Bauarbeiten über drei eigens dazu hinausgesandte Handwerker zu verfügen, sie konnte deshalb schneller vorgehen. Missionsinspektor Merensky richtete seinen Blick zunächst nach dem Nordwesten auf die Abhänge des vulkanischen Kiedjo-Berges. Dort wurde, fünf Stunden von Wangemannshöh, am 10. Juni 1892 die zweite Station Manow gegründet. Sie erhielt ihren Namen von dem Gute einer eifrigen pommerschen Missionsfreundin, welche für diese Station eine bedeutende Geldsumme geschenkt hatte. Um dorthin zu gelangen, geht es von Wangemannshöh aus zunächst bis zum Lufira-Flusse abwärts; dann aber steigt der Boden allmählich, aber stetig an; freundliche Dörfer, die von gutgepflegten Äckern, üppigen Bananenhainen und Palmengruppen umgeben sind, zieren das Gelände. So steigt man 2000 Fuß bis zu dem 4500 Fuß hoch gelegenen Manow. Das Land gehört dem Häuptling Muakarobo, der in von Bananen umgebenen Dörfern südlich tief unterhalb der Station wohnt; nach Westen und Norden zu liegen ziemlich nahe die Dörfer anderer Häuptlinge. Hier oben ist das Gras kurz, die Luft frisch, und die Durchschnittstemperatur ist so niedrig, daß die Malaria-Keime sich nicht mehr entwickeln. Die Station ist deshalb wirklich gesund zu nennen. Allerdings regnet es entsetzlich viel; an einzelnen Tagen betrug die Höhe des Niederschlages 184,5 Millimeter, im Monat April 1893 fielen 979 Millimeter Regen (in Deutschland beträgt der durchschnittliche Niederschlag des ganzen Jahres etwa 770 Millimeter!) Die Nässe macht sich auf Schritt und Tritt bemerkbar, und selbst in den Häusern kann nur durch beständig unterhaltene Feuer eine behagliche Trockenheit hergestellt werden. Ganz klare Tage sind selten, dann aber entschleiert sich auch ein wunderliebliches Landschaftsbild. Die im Süden reizend liegenden Dörfer mit ihren Bananenhainen sind mit manchem prächtigen Baum, mit mancher Palmengruppe geschmückt, alles bekundet ganz offenbar einen Sinn für Naturschönheiten bei den Eingeborenen. Dies ganze sanft abfallende Bergland ist eine Kette von erloschenen Kratern. Eine Menge munterer Bächlein stürzen teils in Wasserfällen herab, teils rauschen sie am Fuße der Hügel und Bergrücken. In dem Urwald an den Abhängen des Kiedjo-Berges stehen gewaltige Bäume mit prächtigen Stämmen; sie sind aber schwer zugänglich, weil der Wald durch üppig wucherndes Unterholz, Farren und Lianen zu einem fast undurchdringlichen Dickicht verwachsen ist. Im Osten erheben sich majestätisch und kühn die gewaltigen Livingstone-Berge, die man erst von dieser Entfernung aus in ihrer großartigen Schönheit überblicken kann.

Die dritte Station wurde am 31. Mai 1893 im oberen Lufira-Thale bei 4700 Fuß Höhe, nordnordwestlich von Wangemannshöh, angelegt und erhielt den Namen Muakareri. Auch dort am oberen

Muakareri.



Lufira ist ein herrliches Stück Gebirgsland. Gewaltige Bergriesen umschließen das Thal im Norden und Osten, auch nach Südwesten und Süden hin ist es durch den Kiedjo-Berg und seine Ausläufer ziemlich vollständig abgeschlossen. Die Gebirge sind zum großen Teil mit Wald bedeckt; denn Regen und Nebel vereinigen sich hier, um den Brand der Tropensonne nicht zur Wirkung kommen zu lassen, und aus den Wäldern stürzt das klare Wasser unzähliger Gebirgsbäche zu Thal. Dabei fehlt es nicht an Ebenen, ja gerade am Fuße des nördlich gelegenen Gebirgsstockes zieht sich stundenweit eine ziemlich ebene Hochfläche hin, die von zahlreichen Kondedörfern bedeckt ist. Die Stationsgebäude liegen auf einem flachen Bergrücken, der sich zwischen den Lufira und den reißenden, von Nordwesten kommenden Muatessifluß einschiebt. Seine Ränder fallen 80—100 Fuß tief steil in die Flußthäler ab. Dort oben auf dem prächtigen, unbewohnten Hügel fand sich ein schöner, freigelegener, mit großen, schattigen Bäumen gezierter Bauplatz.

Durch diese drei Stationen Wangemannshöh, Manow und Muakareri war das von Berlin I zu bearbeitende Kondeoberland ausreichend besetzt. Nun galt es noch einen Stützpunkt für diese Stationen möglichst nahe am Nyassa-See zu finden. Gerade die weite und beschwerliche Reise von Karonga aus durch das sumpfige Kondeunterland hatte die Gesundheit der Brüder am meisten angegriffen; die Kondemission hätte sich nie gedeihlich entwickeln können, wenn aller Verkehr von und nach den Berliner Stationen diesen Fieberweg hätte benutzen müssen. Zudem wohnt die Hauptmasse des Kondevolkes in diesem ungesunden Unterlande, und wenn es auch unmöglich ist, daß sich ein Missionar unmittelbar in ihrer Mitte niederläßt, — er wäre bald dem Tode verfallen! — so liegt es doch im Interesse der Mission, eine Station so nahe als möglich dem volkreichen Mittelpunkte des Landes zu haben, von der aus diese Niederungsdörfer besucht und bearbeitet werden können. Diese Erwägungen führten am 24. August 1893 zur Gründung der vierten Station Ikombe. Sie liegt auf einer sandigen Halbinsel, die sich in den Nyassa-See hinein streckt. Nach Norden und Nordosten ist sie durch einen Wald riesiger Tamarinden und anderer Bäume gegen Winde aus der sumpfigen Niederung geschützt. Das Ufer ist hart und steinig. Die Stationshäuser wurden nur 30—40 Meter vom See gebaut. Da der kühle Wind, der nachts vom Gebirge und mittags vom See her weht, die Hitze mildert, ist es unter den schattigen Bäumen verhältnismäßig kühl und behaglich. Der Blick auf die Berge, die den Hintergrund bilden, und dann wieder der Blick auf den prachtvoll klaren Nyassa, der nach Süden hin unermeßlich wie das Meer erscheint, wird als überaus schön und erhebend geschildert. Die deutsche Militärstation Langenburg ist nur $2\frac{1}{2}$ Stunde entfernt.

Allerdings wären die Missionare in Ikombe für ihre Arbeit nur auf das kleine, harmlose Fischervölkchen der Bakessi angewiesen gewesen, wenn ihnen nicht ein geeignetes Fahrzeug zur Verfügung gestellt wäre, mit dem sie jederzeit die großen Dörfer Muanjabaras, Muankenjas und Muapoeris erreichen konnten. Die Missionsleitung sandte ihnen deshalb ein

Stahlboot, den Paulus, hinaus, der sie schnell und sicher befördern sollte. Das Boot ist 12 Meter lang; es ist aus starkem Stahlblech gebaut und mit einer Dampfmaschine von 6 Pferdekräften versehen, die das Fahrzeug mit einer Geschwindigkeit von etwa elf Kilometern in der Stunde durch das Wasser treibt. Segel sind auch vorhanden, so daß die Maschine nur im Notfall in Dienst zu stellen ist. In der Mitte des Bootes bietet eine Kajüte zwei Missionaren wettersichere Unterkunft und bequemes Nachtquartier. Um dem Boote auch einen sichern Ankerplatz zu verschaffen, bauten die Missionare bei Ikombe einen kleinen Hafen und führten vor demselben zwei Molen von 1200 cbm und 400 cbm Quadersteinen auf. Zur Beförderung von Frachten ließen sie außerdem ein großes, 25 Fuß langes Kanoe herstellen, welches 80 Zentner Ladung aufnehmen kann.

Auch die Brüdergemeine konnte und wollte sich der Aufgabe nicht entziehen, den ihr zugefallenen Teil des Kondelandes ausreichend mit Stationen zu besetzen. Da sie mit der Station Rungue gleich anfangs in den nördlichsten und höchst gelegenen Teil ihres Gebietes vorgedrungen war, mußte sie sich bei den weiteren Stationen entschließen, wieder südwärts in die tiefer gelegenen Landstriche zu gehen. Ihre zweite Station wurde nicht fern von der inzwischen ganz verfallenen, ehemaligen freischottischen Station Kararamuka bei dem Dorfe Kibatata und im Gebiete des Häuptlings Muakibuti angelegt; sie erhielt den Namen Rutenganio d. h. Friede. Sie liegt 1100 Meter hoch, nahe dem Südrande der Hochebene, welche sich zwischen dem Rungue-Berge und dem Bundali-Berglande einlagert. Leider sind in der Umgegend sehr viele weiße Ameisen, und unter der einheimischen Bevölkerung grassiert der Aussatz. Allein die andern Bedingungen, Wasser, Lehm, Bauholz, u. dergl. lagen an dieser Stelle so günstig, daß sich die Brüder hier am 14. Juni 1894 zum Anbau entschlossen.

Mit viel Zagen und Überlegen wagten die Brüdermissionare noch einen Schritt weiter südlich zu gehen; auch sie mußten einen Stützpunkt nahe am See haben, wo der ökonomische Vorsteher der ganzen Mission wohnen, die aus Europa kommenden Güter in Empfang nehmen und die Briefe abfertigen kann. Allerdings kam man mit jedem Schritt nach Süden der feuchtheißen, fiebererfüllten Ebene näher. Man wählte am Unterlaufe der Kibira, nur 2 Stunden von der Küste entfernt, einen geeigneten Platz zunächst nur als Versuchsstation. Sie liegt auf dem linken Ufer der Kibira. Eine schöne Aussicht auf das Livingstone-Gebirge, den Rungue-Berg und das Bundali-Gebirge beherrscht die Stelle. Freilich ist's hier viel wärmer als auf Rungue; die Temperatur hält sich auch in den kühleren Monaten von vormittags 9 Uhr bis nachmittags 4 Uhr auf 24—28° R. In der Nacht kühlt sie sich glücklicherweise auf 13—15° R. ab. Immerhin ist bei dieser Hitze anstrengende körperliche Arbeit für die Weißen ausgeschlossen und die geistige Arbeit sehr erschwert. Andererseits ist die Gegend so dicht bevölkert, daß schon um deswillen sich den Brüdermissionaren die Überzeugung aufdrängte, sie müßten den Platz durchaus halten. Sie nannten die Station Ipiana d. h Gnade. Ipiana ist die Sorgenstation des




Ufer des Nyassa bei der Station Ikombe.



Kondelandes; hier starb 1895 das kleine Söhnchen von Missionar Ledoux, am 10. Februar 1896 dieser selbst, am 27. Januar 1897 Frau Missionar Häfner, und nach den letzten Nachrichten ist auch Missionar Meyer hier tödlich erkrankt; immer wieder ist es das gefährliche Schwarzwasserfieber, welches die Opfer fordert.

So bestehen seit Ende des Jahres 1894 sieben deutsch-evangelische Missionsstationen im Kondelande, und da sie planmäßig verteilt sind, können sie für die nicht sehr zahlreiche und auf einen engen Raum zusammengedrängte Bevölkerung als vollkommen ausreichend angesehen werden. Das Kondeländchen ist mit einem Stationennetz überzogen; durchschnittlich liegen die Stationen je eine schwache oder starke Tagereise voneinander entfernt. Allein der Missionseifer der beiden Gesellschaften wollte sich mit dieser verhälnismäßig eng umgrenzten Aufgabe nicht begnügen; die Blicke schweiften über die Grenzen des Kondelandes hinaus. Schon von ihrer Ankunft im Lande an waren die Blicke beider Gesellschaften auf den Häuptling Mérere gerichtet. Er war im Gesichtskreis des Kondevolkes der mächtigste und gefürchtetste Häuptling; jahrelang hatten die Konde vor ihm gezittert, noch 1892 brachen seine Krieger raubend und plündernd in die Kondeebene ein. Mérere war der Herr des kriegerischen Barori- oder Bassango-Stammes, welcher etliche Jahrzehnte in der Geschichte des jetzt deutschen Ostafrika eine große Rolle gespielt hat. Aber die Tage des Glanzes sind vorüber. Ihre östlichen Grenznachbarn, die Wahehe, sind ihnen zu mächtig geworden und haben sie aus ihren Stammsitzen in Ubena und am oberen Ruaha verdrängt. Mérere hat sich wie ein Keil in die schwache Sáfua-Bevölkerung gerade im Norden des Kondelandes eingeschoben und hat sich dort am Fuße des mächtig hochragenden Béja-Berges eine neue Residenz Utengule d. h. ohne Sorge (Sanssouci) gebaut. Aber auch hier hat er sich nur mühsam gegen die Übermacht der Wahehe behauptet; mehr als einmal sind die Wahehe-Kriegsscharen bis vor die Thore seiner Stadt vorgedrungen. Erst jetzt, nachdem die Deutschen die Wahehe besiegt und zum Frieden gezwungen haben, hat auch Mérere wieder Luft bekommen und wird mit Erlaubnis der deutschen Behörden in seine alten Stammsitze nach Ubena zurückkehren dürfen. Das ist aber afrikanische Politik, je mehr Mérere im Norden und Osten bedrängt wurde, um so rücksichtsloser bedrückte er die schwächeren Stämme im Westen und Süden. Schon Missionsinspektor Merensky hielt es an der Wende des Jahres 1891—92 für weise, Mérere in seiner Hauptstadt Utengule aufzusuchen und mit ihm freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen. Bald darauf faßte die Brüdergemeine den Entschluß, in Utengule eine Missionsstation anzulegen. Der unruhige, politische Zustand des Landes, die Einfälle der Wahehe, der Tod des alten Mérere und die Einführung seines Sohnes Mugandilua als neuen Mérere schoben die Ausführung des Beschlusses noch jahrelang hinaus. Erst im März 1895 konnten sich die Missionare Richard und Kootz in Utengule niederlassen. Dieser Posten erfordert besonders viele Geduld und Langmut von Seiten der deutschen Brüder. Im Kondelande sind die Häuptlinge ziemlich machtlos, die Missionsarbeit kann sich deshalb, ohne

auf sie zuviel Rücksicht zu nehmen, direkt an das Volk wenden. In Utengule dagegen ist Mérere allmächtig, eine Missionsarbeit gegen seinen Willen ist unmöglich, und er ist ein launenhafter Tyrann und steht unter dem Einfluß seiner Hofaraber, die natürlich christliche Einflüsse nicht aufkommen lassen wollen.

Im Westen des Konde-Landes erhebt sich das landschaftlich überaus schöne Bundali-Gebirge, in dessen malerisch entzückenden und gesunden Thälern eine sehr zahlreiche Bevölkerung auf verhältnismäßig engem Raum zusammengedrängt ist. Besonders in dem Thale des Kyiya, eines Nebenflusses des Songue, reiht sich Dorf an Dorf. Die Bevölkerung hat zwar ihre eigene Sprache, dieselbe wird aber im östlichen Teile durch die Kondesprache verdrängt, welche von den meisten verstanden und von vielen gesprochen wird. Das Kyiya-Thal ist einer der Hauptverkehrswege dieser Gegend; mit Leichtigkeit könnte man von dort zu dem zahlreichen Volk der Nyika und zu den Barambia bis an den Rikwa-See vordringen. Nur vorübergehend hat der Freischotte Dr. Kerr-Croß einen Versuch gemacht, sich in diesem Gebiete niederzulassen. Hier möchten die Brüdermissionare gern ihre fünfte Station anlegen.

Während sich so die Blicke der Brüdergemeine nach Norden und Westen richteten, waren die Berliner Missionare von Anfang an nach Osten gewiesen. Dort erhob sich zwar das gewaltige Livingstone-Gebirge wie ein mächtiger Grenzwall; aber was dem vom Nyassa-See kommenden Wanderer wie ein mächtiges Gebirge erscheint, ist in Wirklichkeit nur der schroffe Abfall eines von dem Indischen Ozean in Terrassen aufsteigenden Hochlandes, in welchem das Tiefthal des Nyassa, Schire und Sambesi wie eine klaffende Kluft eingerissen ist. Hat man erst die schwindelnden Höhen des Gebirges auf jäh-steilen Fußpfaden erklommen, so dehnen sich oben weite Hochflächen aus, über welchen ein frischer Bergwind weht und nur allzuhäufig dicke Bergnebel lagern. Die Berliner Missionare wandten ihre Fürsorge zunächst der spärlichen Bevölkerung des eigentlichen Berglandes zu. Hier hausen an steilen Bergabhängen, in unzugänglichen Schluchten und auf den öden Hochflächen die verschüchterten Bakinga. Von Mérere's Kriegern im Norden, den Magwangwara im Süden, den Konde im Westen bedrängt und bedrückt, führen sie ein armseliges, freudloses Dasein. Die Missionare waren mit ihnen schon in Wangemannshöh und Muakareri in Berührung gekommen und hatten das Vertrauen der scheuen, furchtsamen Leute zu gewinnen gesucht. Seit dem Jahre 1893 haben sie wiederholt Entdeckungsreisen durch das Kinga-Land unternommen und zwei Stationen in demselben begründet. Die erste Bulongoa (oder Muakagile) liegt etwa eine starke Tagereise von Wangemannshöh 6338 Fuß hoch — 1100 Fuß höher als die Schneekoppe — inmitten grüner Erbsenfelder. Wenn der Blick klar ist, hat man von dort oben eine schöne Aussicht. Die ganze Kondeebene liegt klar und deutlich zu den Füßen. Jeden Fluß kann man verfolgen, jedes Dorf kann man erkennen. Das Bundali-Gebirge ist deutlich zu sehen; im Süden schließt der See den Blick ab; im Nordwest der Rungue,

der mit seiner Spitze gewaltig in die Wolken ragt. Die zweite Kingastation Utandala ist im Sommer dieses Jahres (1897) noch eine gute Tagereise weiter nach Osten im Gebiete des Häuptlings Tandala angelegt. So wenig zahlreich und so schwach nämlich die Kinga sind, so stehen sie doch unter sechs oder sieben voneinander unabhängigen Häuptlingen, welche zum Teil miteinander heftig verfeindet sind. Die Mission muß hier als Friedensstifterin in das Land kommen.

Das Kingaland ist das Bindeglied zwischen dem Kondelande und den weiten Hochebenen im Innern Deutsch-Ostafrikas; unmittelbar an die Kinga grenzen im Nordosten die Wahehe. Dorthin geht der Zug der Berliner Missionare. Bekanntlich haben die Deutschen in den letzten Jahren wiederholt Krieg mit den Wahehe geführt, ihren Kwawa oder Oberhäuptling vertrieben, ihre Hauptstadt Kuirenga zerstört und das Land in drei Reiche geteilt. Leider ist die Ruhe in diesem weiten, schwer zu beherrschenden Gebiete noch nicht völlig hergestellt. Es ist noch nicht gelungen, des flüchtigen Kwawa habhaft zu werden. Sobald Friede und Sicherheit in Uhehe herrscht, werden die Berliner Missionare dorthin vordringen. Bereits haben zwei von ihnen im Dezember 1896 eine vorläufige Untersuchungsreise bis zu der deutschen Militärstation Iringa in Uhehe unternommen, wo sie von dem Hauptmann Prince freundlich aufgenommen wurden. Allerdings hatten sich dort schon vor ihnen die bayrischen Benediktiner niedergelassen, so daß in Uhehe evangelische und katholische Missionsarbeit nebeneinander einsetzen wird.

Es ist nicht leicht zu beschreiben, ein welch ungeheures Maß von Arbeit und Anstrengung die doch verhältnismäßig wenig zahlreichen Missionsgeschwister aufwenden mußten, um diese zehn Stationen auf- und auszubauen. Es ist Grundsatz bei unsern deutschen Missionsleitungen, daß sich die Missionare nicht auf Kosten ihrer Gesundheit mit einem Mindestmaß von Schutz vor den Witterungseinflüssen begnügen dürfen. An allen Orten wurden sobald als möglich solide Steinhäuser erbaut. Nun mache man sich einmal klar, welche Anforderungen an die Leistungsfähigkeit der ohne Unterschied jungen Brüder gestellt wurden. Wenn sie an den ausgewählten Stationsplatz kamen, wurden zuerst schnell einige Pfahlhäuser gebaut, Hütten aus Bambuspfählen mit lehmbeworfenem Rohrgeflecht und einem Grasdach, um den Missionaren während ihrer Bauzeit ein notdürftiges Obdach zu geben. Bei den Witterungsverhältnissen und der Zerstörungswut der gefräßigen Termiten hält solch ein Grasdach kaum drei Jahre und muß innerhalb dieser Frist erneuert werden. Der Unterbau hält höchstens fünf Jahre, dann muß die Hütte durch eine neue ersetzt werden. Es ist also ein gar vergänglicher Bau! Sobald als möglich wurde deshalb auf allen Stationen der Bau größerer, soliderer Häuser in Angriff genommen. Dazu mußte das Bauholz oft meilenweit entfernt in fast unzugänglichen Bergwildnissen geschlagen und zugerichtet und bei dem gänglichen Mangel an jeder Art von Fuhrwerk auf den Köpfen und Schultern der Arbeiter herangetragen werden. Dann fing die mühsame Arbeit des Ziegelstreichens an, die bei dem außerordentlich regnerischen Klima viel Geduld und Ausdauer erfordert. Dann das eigentliche Bauen; was mußte alles gebaut werden! Ein

gesundes, luftiges Wohnhaus für die Missionare, ein Lagerraum für die kostbaren Tauschartikel, eine Kirche, ein Schulraum, Ställe für das Vieh, Werkstätten für die notwendigen Zimmermannsarbeiten, Schuppen für die Bauarbeiter u. s. w. Und alle diese Arbeiten waren von Missionaren auszuführen, die in den meisten Fällen keins von den zum Hausbau gehörigen Handwerken fachmännisch gelernt haben, und mit Hülfe von Eingeborenen, welche auch nicht die mindeste Vorstellung vom Gebrauch europäischer Werkzeuge hatten und an regelmäßige, anstrengende Arbeit durchaus nicht gewöhnt waren. Alle Achtung vor den Missionaren, daß mit Hülfe von nur zwei Bauhandwerkern in dem kurzen Zeitraum von knapp sechs Jahren sieben von den Stationen ausgebaut und drei im Aufbau begriffen sind! Vielleicht den stattlichsten Eindruck machen die Häuser in Ikombe, wo sogar die Dächer mit selbstgebrannten Ziegeln gedeckt sind. Die andern Häuser sind teils mit Wellblech, teils mit dem landesüblichen Gras gedeckt.

Die Bauzeiten waren auch für die direkte Missionsarbeit nicht ganz verlorene Zeiten. Nirgends hatten die Missionare bessere Gelegenheit, die ihnen noch fremde Sprache zu erlernen und in die Anschauungsweise der Konde einzudringen, als wenn sie beim Holzzurichten, Ziegelstreichen oder Mauern Tag für Tag mit ihnen zusammen waren. Gerade die Nötigung, während der mechanischen Handarbeit Brocken der noch unbekannten Sprache aufzufangen und mit den mühsam angeeigneten Sprachelementen bald hier, bald da den Versuch zu machen, ein Gespräch anzuknüpfen und weiter zu forschen, später den Arbeitern am Anfang und Schluß der Tagesarbeit eine kurze Morgen- und Abendandacht zu halten, erhielt die Missionare unter dem Übermaß körperlicher Anstrengung geistig frisch und elastisch. Sie erlernten die Sprache verhältnismäßig schnell. Schon ein Jahr, nachdem sie im Kondelande angekommen waren, hören wir sowohl die Berliner wie die Brüdermissionare die ersten Versuche in freier, öffentlicher Rede und Verkündigung in der Landessprache machen. Leider wird die Konde-Mission sehr vielsprachig werden: Im Kondelande und in Bundali sind je eine, in Utengule gar zwei neue Sprachen zu erlernen, und das Fortschreiten der Mission nach Uhehe wird sie wieder in ein neues Sprachgebiet führen.

Schon ehe die Missionare einen Anfang mit der positiven Verkündigung des Evangeliums machen konnten, wurden sie fast ohne ihr Zuthun in einen Kampf mit dem heidnischen Aberglauben der Konde, ja wir können sagen, mit der spezifischen Ausgestaltung des dortigen Heidentums hineingezogen. Die religiösen Anschauungen der Konde und ihrer Nachbarvölker liegen in der Richtung der religiösen Ideen der Bantuvölker überhaupt; sie haben eine dunkle Kunde von Gott, dem Schöpfer aller Dinge, der alle guten Gaben, alles Wachstum und Gedeihen giebt. Daneben steht im Vordergrund des religiösen Interesses die Furcht vor allerlei bösen Geistern, besonders den Geistern der Verstorbenen und der zauberischen Macht der Menschen, die mit den Geistern in Verkehr zu stehen vorgeben. Jedoch hat sich bei den Konde weder ein eigener, mächtiger Priester- und Zaubererstand heraus-

gebildet, wie bei den Kaffern Südafrikas, noch finden sich die gräulichen Geheimbünde mit ihrer Tyrannei und ihrem Mummenschanz, wie bei den nördlichen Bantustämmen. Die originelle Form des Konde-Aberglaubens ist der Mbasi-Dienst, und gerade mit diesem sollten die Berliner Missionare bald in die engste Berührung kommen.

Mbasi, nach einem aus dem mohammedanischen Suaheli der Küste entlehnten Worte auch Satan genannt, ist nach Ansicht der Konde ein böser Geist, vielleicht der Geist des erstgeschaffenen Menschen, des Riampiru; er wohnt in Höhlen und unter der Erde; er ist unsichtbar, kann sich aber jederzeit sichtbar machen und kann unter der Erde überallhin gelangen. Zuweilen läßt er sich hinter Bäumen vernehmen, natürlich immer bei Nacht, wo sich alles fürchtet. Unheimlich dringt sein Ruf nach Brod, nach Milch, nach Fleisch an das Ohr der sich im Hause Einschließenden. Willig werden ihm Weiber, Rinder und Speere geopfert. Soweit sollte man meinen, man habe es nur mit einem harmlosen Spuk zu thun, bei dem die furchtsame Einbildungskraft den Konde einen Streich spielt. Allein nun nahm der Spuk eine handgreifliche Wendung. Da war ein Rinderhirt Namens Muamafungubo, ein junger Mann von grauer, kränklicher Farbe, mageren Leibes, mit hohlen Wangen und rollenden Augen, ganz wie ein Dämonischer anzusehen, der behauptete, das Organ des Mbasi zu sein, der Mund, durch den Mbasi redete; und mehrere Häuptlinge des östlichen Kondelandes nahmen diesen Mbasi-Muamafungubo-Betrug unter ihren Schutz und verschafften ihm dadurch Ansehen im Volke. Muamafungubo spielte die Rolle eines Gesandten des Mbasi nicht ungeschickt; des Nachts ließ sich bei seinen Hütten eine zirpende Stimme vernehmen, man sah eine lange, menschliche Figur von Busch zu Busch springen, bald erhielt dieser, bald jener von den neugierigen Anwesenden einen Schlag, er wußte nicht woher; es sprang auch wohl plötzlich ein Mensch zwischen ihnen herum und riß das Feuer auseinander und dergleichen mehr. Das Volk glaubte an diesen Mbasi-Schwindel.

Dieses Mbasi-Dorf, wo Muamafungubo hauste, lag dicht bei der Station Wangemannshöh. Die Berliner Missionare hatten sich dort eben erst niedergelassen, da erschien eines Tages eine Gesandtschaft von Mbasi mit Muamafungubo an der Spitze und bot den Missionaren Vieh als Begrüßungsgabe an, sie würden ja das Gegengeschenk an Baumwollenstoff nicht verweigern. Missionsinspektor Merensky wies sie kurz und entschieden ab, Gott offenbare sich nicht im Mbasi; sie könnten dem Mbasi kein Gegengeschenk machen, darum könnten sie auch von ihm kein Geschenk annehmen. Die Berliner Missionare hatten ihre ablehnende Haltung klar und deutlich ausgesprochen. Mbasi rächte sich. Der Regen blieb in jenem Jahre (1891) länger als gewöhnlich aus, und die Konde kamen in Not, weil sie ihre Äcker nicht bestellen konnten. Waren nicht etwa die Weißen daran schuld, daß es nicht regnete? Man sah sie täglich auf der Station verdächtig hantieren; da wurde der Bestand des Regenmessers genau untersucht und dann jedesmal wie bei Darbringung eines Trankopfers ausgegossen; da stand der Weiße dreimal täglich vor dem Thermometer und notierte den Stand

desselben; da hielt er gar den Finger in die Luft (um die Windrichtung zu erkunden!), und wenn sich eine Wolke zeigte, drohte er ihr, dann floh sie sofort. Was Wunder, daß der Mbasi in der Nacht tobte: „Die Weißen sind es, die dem Regen wehren; sie bauen das Land nicht, sie brauchen ihn nicht; euch Konde aber wollen sie verarmen lassen. Tötet die Weißen mit Speeren, nehmt ihnen den Baumwollenstoff."

Zu vergreifen wagte sich zwar keiner an den Weißen; aber am nächsten Morgen war die Station verödet; niemand wollte zur Arbeit kommen, niemand Speise bringen. Es kam noch schlimmer. Der Häuptling Muakatungira, bei dem die Missionare wohnten, hatte sie immer am entschiedensten in seinen Schutz genommen; nun wurde er krank und glaubte nicht anders, als daß er vom Mbasi und seinen Helfershelfern verzaubert und vergiftet sei. Wäre er gestorben, es wäre ein schwerer Schlag für die Missionare, ein Sieg für den Mbasi gewesen. Sie nahmen ihn auf die Station, um ihn ordentlich behandeln zu können. Nach einiger Zeit schien er genesen zu sein; aber sofort, nachdem er wieder in sein Dorf zurückgekehrt war, wurde er aufs neue todkrank. Er wurde wieder auf die Station gebracht und durch sorgfältige Beaufsichtigung verhindert, andere Medizin außer der vom Missionar bereiteten zu nehmen. Da genas er langsam und konnte nach einigen Wochen in sein Dorf heimkehren.

Das Unglück wollte, daß eben in jener Zeit die entsetzliche Rinderpest ihren Einzug im Kondelande hielt. Von einem Dorf sprang sie über zum andern, bald standen die zierlichen Ställe in ganzen Ortschaften leer, auf den Weideplätzen und Wegen suchte das Auge vergeblich nach den Herden schmucker Rinder. Auch das Stationsvieh der Missionare starb; trotzdem regte sich unter dem Volke der Verdacht, die Krankheit komme von den Weißen, war sie doch wie diese von der Seite Karongas her in das Land gekommen. Wenn Mbasi und seine Anhänger damals das Volk gegen die Missionare aufgehetzt hätte, so hätte man sich nicht wundern dürfen, wenn die Menge sich an ihnen vergriffen hätte. Aber des Muamafungubo Gedanken gingen damals glücklicherweise nicht so weit. Ihm war eine seiner Frauen entlaufen, und Muakatungira, der Beschützer der Weißen, hatte sie in seinen Schutz genommen. Ihm lag vor allen Dingen daran, dieses Weib wieder in seine Gewalt zu bekommen. Gegen Muakatungira richteten sich deshalb sein Zorn und seine Anklagen. Um seinetwillen habe die finstere Macht das ganze Volk bestraft. Wenn Mbasi die Rinder alle getötet habe, werde er zur Strafe auch die Frauen töten. Werde ihm aber sein Weib, die Kinjorobi, zurückgegeben, so werde er dem Viehsterben sofort Einhalt gebieten, ja auch die toten Rinder würden am fünften Tage nach der Rückkehr seiner Frau wieder auferstehen, und dann werde ewiges Wohlergehen folgen.

Muakatungira war in großer Verlegenheit, der Zorn des ganzen Volkes richtete sich gegen ihn, wie sollten ihm die Missionare raten? Sie zogen sich geschickt aus der Schlinge; sie schickten die Kinjorobi zum Muamafungubo in das Mbasi-Dorf, aber nur für fünf Tage.

Das war ja die Zeit, in der Mbasi seine wundersamen Heilswirkungen in Aussicht gestellt hatte. Sie blieben natürlich aus, ja des Mbasi Vieh selbst wurde von der Seuche dahingerafft. Kinjorobi kehrte nach fünf Tagen zu Muakatungira zurück, sie und ihre Freunde jubelten: sintoribe, Mbasi, Mbasi ist geschlagen.

Aber Mbasi gab so schnell weder sein Weib noch seine angemaßte Gottheit auf.

Neues Unheil kam ihm zu Hülfe. Im Januar 1893 zog eine furchtbare Heuschreckenplage über das Land. Dicke Heuschreckenschwärme verdunkelten die Luft, ließen sich in den Pflanzungen und auf den Feldern nieder und verwüsteten alles, was fleißige Arbeit dort geschaffen hatte. Des Volkes bemächtigte sich große Aufregung, durch Geschrei und Rauch suchten die Leute die Feinde zu vertreiben, doch immer neue Scharen zogen herbei. Mbasi triumphierte, er habe diese „Löwen" gesandt, um seine Feinde, besonders den Muakatungira, aufzufressen. Die Missionare befanden sich in einiger Verlegenheit; immer wieder benutzte der Mbasi das entlaufene Weib, die Kinjorobi, als Vorwand, um das Volk aufzuhetzen, und sie mußten sich nach wiederholter, eingehender Untersuchung davon überzeugen, daß der Muamafungubo allerdings nach dem Volksrecht einen Anspruch auf die Kinjorobi habe. Sollten sie aus Rücksicht auf ihren treuen Freund Muakatungira im Widerspruch mit der Volkssitte ihren Einfluß weiter dahin geltend machen, daß dem Muamafungubo sein Weib vorenthalten werde? Sie glaubten das nicht thun zu dürfen, trotzdem sie fürchten mußten, daß ihr Nachgeben jetzt als Schwäche ausgelegt würde. Sie erklärten deshalb den Häuptlingen, sie gäben ihnen in Bezug auf die Kinjorobi volle Freiheit, über sie nach eigenem Willen und Ermessen zu verfügen. Die Kinjorobi hatte aber bald den Mut, den Spuk zu entlarven, infolgedessen bekannten viele seiner bisherigen Anhänger: „Die Weißen haben uns die Wahrheit gesagt, sie sind allein die rechten Priester Gottes." Der böse Kuhhirt aber ist gestorben, und es verlautet noch nichts davon, daß ein anderer seine Stelle eingenommen hätte.

Die erste Aufgabe der Missionare nach Überwindung der viel Zeit und Kraft erfordernden Anfangsarbeiten war die, das Vertrauen des Volkes zu gewinnen; denn nur wenn die Heiden fest überzeugt waren, daß die Missionare ihr Wohl im Auge hatten und ihnen nach bestem Wissen helfen wollten, konnten die Missionare hoffen, daß die Heiden sich auch Mühe geben würden, für die Art der geistlichen Hülfe Verständnis zu gewinnen, die sie ihnen allein zu bringen in der Lage waren. Nun kommt europäischen Missionaren im wilden Afrika stets ein doppelter Umstand zu gute: man hält sie so sehr im Besitz überlegener Künste und Fertigkeiten, daß sie von den Eingeborenen für übermenschliche Wesen, ja wohl gar für Götter angesehen werden; man naht sich ihnen mit einer Art heiliger Scheu und sieht zu ihren übernatürlichen Kräften mit einem Gemisch von Ehrfurcht und Schrecken auf. Zudem haben sie den von den Eingeborenen so sehr begehrten Kaliko und andere Waren in Fülle und sind geneigt, sie gegen entsprechende Dienstleistungen abzugeben. Diese ihre Schätze lassen jedem Häuptling die

Ansiedelung der Missionare in seinem Gebiet als höchst begehrenswert erscheinen; darf er doch hoffen, von ihnen viele Geschenke zu erhalten. Diesen günstigen Momenten stand im Kondelande ein Umstand gegenüber, der den Missionaren je nach der Entwickelung ebenso schädlich wie förderlich werden konnte. Die Begründung der deutschen Missionen im Kondelande fiel ungefähr mit der Aufrichtung der deutschen Herrschaft am Nordostufer des Nyassa-Sees zusammen, mit dem Aufbau der Militärstation Langenburg an der Rumbira-Bai und der Indienststellung des schönen Dampfers Hermann von Wißmann auf dem Nyassa. Nun war dieser deutsche Schutz für das Leben und Eigentum der Missionare ohne Zweifel von hohem Werte; z. B. bei Mérere in Utengule wurde der Mission durch einen Empfehlungsbrief aus Langenburg der Weg geebnet. Aber in Bezug auf ihre geistliche Wirksamkeit konnte die deutsche Herrschaft den Missionaren leicht sehr hinderlich sein. Es war eine politische Übergangszeit für die Kondestämme. Bisher hatten sie alle ihre Angelegenheiten selbst geordnet, und der Fehden war kein Ende gewesen. Jetzt sollten sie mit einem Mal alle ihre Streitsachen dem Bezirksamtmann in Langenburg vorlegen und wurden mit schweren Strafen bedroht, wenn sie sich selbst Recht zu verschaffen suchten. Bisher hatten die Häuptlinge mit großem Stolz an ihren freilich sehr zweifelhaften Hoheitsrechten festgehalten; jetzt wurde es ihnen eindringlich gemacht, daß sie Unterthanen des deutschen Reiches seien, und daß sie jedem Befehle aus Langenburg zu gehorchen hätten. Konnte man es den Konde verargen, wenn sie zwischen den deutschen Beamten in Langenburg und den deutschen Missionaren im Lande keinen Unterschied machten und auch die letzteren als politische Sendlinge betrachteten, die ihnen ihre Freiheit und Unabhängigkeit rauben wollten? Den Missionaren erwuchs aus dieser schiefen Stellung eine sehr wichtige, wenn auch wahrlich nicht angenehme Aufgabe. Sie mußten versuchen, bei allen Reibungen im Bereiche ihres Einflusses als friedliche Vermittler zwischen den Häuptlingen und den deutschen Behörden einzutreten. Hier war ein Häuptling nach Langenburg berufen und hatte nicht Lust, dorthin zu reisen; der Missionar mußte ihn dazu willig machen. Da war ein Häuptling zu einer Strafe von fünf, zehn oder mehr Rindern verurteilt und wollte sie nicht bezahlen; der Missionar mußte ihn zu freiwilliger Entrichtung der Straffumme veranlassen. Da war ein Häuptling im Begriff auf eigene Hand Krieg anzufangen, ohne sich um den entgegengesetzten Befehl aus Langenburg zu kümmern; der Missionar mußte ihn zur Unterwerfung bewegen. Wie viel solcher inongua oder Rechtsfälle haben in diesen Jahren die Missionare beunruhigt, und sie haben sich ohne Zweifel ein Verdienst ebensowohl um das Kondevolk wie um die friedliche Sicherung der deutschen Herrschaft in jenen abgelegenen Gebieten erworben, daß sie ihren ganzen Einfluß als Friedensstifter aufgeboten haben.

Noch nach einer anderen Richtung hin konnten sich die Missionare dem Volke als Wohlthäter erweisen. Die ärztliche Wissenschaft liegt bei den Konde ebenso im argen wie bei den andern Stämmen Zentralafrikas. Außer einiger Kenntnis heilkräftiger Kräuter besteht ihr ganzes

Heilverfahren in einem Gemisch von unsinniger Quacksalberei und Zauberei. Die Missionare, besonders die Berliner, haben alle eine elementare ärztliche Bildung erhalten, und sie sahen bald ein, daß es kaum ein besseres Mittel gebe, sich die Herzen der Eingeborenen zu gewinnen, als wenn sie sich nach Kräften ihrer Kranken annahmen. Für diese Hülfeleistung hatten die Konde ein unmittelbares Verständnis. Nun sind unter diesen Stämmen besonders Hautkrankheiten, Ausschläge, Geschwüre bis zum Aussatz hin ungemein verbreitet, und gerade diese äußerlichen Krankheiten sind ein sehr dankbares Gebiet für ärztliche Bemühungen. Bei geeigneter Behandlung werden die Patienten von unangenehmen Schmerzen befreit, und die Heilung macht schnelle Fortschritte. Die Missionare warfen sich besonders in den ersten Jahren mit Vorliebe auf diese Hülfeleistungen; die Stationen Wangemannshöh, Ikombe und Manow glichen zeitweilig richtigen Lazaretten; hunderte von Kranken kamen täglich zu den Konsultationen; ja sie richteten sich bei den Missionshäusern ihre Hütten auf, um längere Zeit in der Nähe ihrer Helfer bleiben zu können. Bei der Station Wangemannshöh standen zeitweilig bis zu 60 solcher Krankenhütten mit 200 Patienten! Ohne Zweifel ist es in weitem Umfang dieser barmherzigen und uneigennützigen Hülfe zu danken, daß die Missionare so schnell populär, um nicht zu sagen beliebt wurden.

Nicht so gute Erfolge hatten die Missionare mit den Schulen. Man kann sich kaum eine evangelische Missionsstation ohne Volksschule denken; überall wo die evangelische Mission hingekommen ist, hat sie auch die Volksschule eingeführt. Aber das Interesse an der Schule und der Lerneifer bricht sich in Afrika bei verschiedenen Volksstämmen auf verschiedene Weise Bahn. Während die Freischotten auf dem Westufer des Nyassa sich nicht genug über den Lerneifer ihrer Zöglinge verwundern können, während die englische Kirchenmission in Uganda nicht Lehrer genug für den unersättlichen Lerneifer des Volkes schaffen kann, sahen die Konde vorläufig noch keinen rechten Grund ein, warum sie sich der schweren Arbeit des Lesens, Schreibens und Rechnens unterziehen sollen, wenn sie nicht dafür bezahlt werden. Man darf nicht vergessen, daß dort keinerlei Schulzwang besteht, und daß auch das stundenlange Stillsitzen gelernt sein will. Meist waren es nur die Arbeiter auf der Station und die im Dienst der Missionarsfamilien Angestellten, die für die Zeit ihres Aufenthaltes auf der Station einen Anfang mit Lernen machten.

Eine Zeit lang hatten die beiden Stationen Manow und Rungue einen ziemlich starken Stamm solcher fest zur Station gehörigen Schwarzen, wenn es auch nicht gerade Konde waren. Die deutschen Behörden hatten mehrere Sklaventransporte abgefangen und die befreiten Sklaven, die man nicht wieder in ihre Heimat zurückschaffen konnte, den beiden Missionen zur Erziehung und Unterhaltung übergeben. Es mochten im ganzen etwa 120—130 Schwarze sein, Frauen, halbwachsene Burschen und Mädchen und ziemlich viele Kinder bis zu einem halben Jahr herunter. Manow und Rungue wurden der Wohnsitz dieser unerwarteten Ankömmlinge. Besonders die Brüder-

missionare in Rungue gaben sich alle erdenkliche Mühe, um ihre Pflegebefohlenen zu einem gesitteten Leben zu erziehen. Sie gestalteten ihre ganze Stationsarbeit dementsprechend um, damit für ihre 50—60 großen und kleinen Pfleglinge geeignete Lebensverhältnisse und eine entsprechende Arbeit geschaffen wurden. Es wurde eine Landwirtschaft in größerem Stile eingerichtet, eine Schule kam in Gang, auch in den Werkstätten mußten die Burschen helfen. Eine Zeit lang schien es auch, als ob ein guter Geist unter ihnen eingezogen sei; sie stellten sich zutraulich zu den Missionaren und brachten ihre kleinen Sorgen und Anliegen vor sie; einige schienen sogar ihr Herz der christlichen Wahrheit zu erschließen. Dann aber machten die Missionare zu ihrem tiefen Schmerze die Entdeckung, daß alle ihre Pfleglinge bis zu den vierjährigen Kindern herunter tief in heidnischer Unsittlichkeit steckten und dieses schmachvolle Wesen hinter ihrem Rücken ungescheut getrieben hatten. Dagegen mußten sie natürlich mit aller Entschiedenheit Front machen, wenn sie nicht den ganzen christlichen Charakter ihrer Station preisgeben wollten. Die Folge dieser ernsten Aussprache aber war, daß alle Pfleglinge, alte und junge, Eltern und Kinder, in schnödem Undank die Station verließen. Selbst die, auf welche die Missionare das höchste Vertrauen gesetzt, ja die sie schon zu sich gerechnet hatten, zogen die zügellose Freiheit heidnischer Lust dem geordneten christlichen Leben der Station vor. Den Missionaren aber blutete das Herz, weil sie wirklich mit Liebe an diesen Sorgenkindern hingen.

Diese bittere Erfahrung machte die Missionare doppelt vorsichtig, ehe sie zu taufen anfingen.

Und doch begann es sich unter den Konde erfreulich zu regen; sie kamen zwar nicht in Scharen, aber doch waren fast auf jeder Staiton einige, welche ihr Herz der christlichen Wahrheit erschlossen hatten. Der sonntägliche Kirchenbesuch mehrte sich. Kamen manche auch nur, weil sie es dem Missionar glaubten schuldig zu sein, oder weil es zum guten Ton gehörte, ins Gotteshaus zu gehen, so schien doch bei anderen ein wirkliches Bedürfnis vorhanden zu sein, Gottes Wort zu hören. Es konnten regelmäßige Kurse für Katechumenen eingerichtet werden, und es gab solche, die schon zwei Jahre und länger regelmäßige christliche Unterweisung genossen. Endlich am 2. Weihnachtsfeiertage 1896 hatten die Berliner Missionare auf Ikombe den Mut, die drei Erstlinge des Kondevolkes zu taufen. Aus der nicht geringen Zahl ihrer Katechumenen hatten drei selbst um Empfang des Sakraments gebeten. Sie wurden getauft: Fualahani auf den Namen Tulinague (wir haben ihn), Togilue auf den Namen Lutenganio (Friede) und Kenunu auf den Namen Ipianalituganile (die Gnade liebt uns).

„Sie haben die Taufe verlangt als ihr Recht," schreibt der Missionar, „ich habe sie ihnen mit Freuden gegeben. Es werden mehr folgen, die Gemeinde des Herrn wird sich bauen. Die Gemeinde des Herrn in der Heimat aber erinnere ich an das Wort, welches wir dort und hier allsonntäglich sprechen: Ich glaube an die Gemeinschaft der Heiligen." Diesen ersten Täuflingen sind in der Berliner Mission am Sonntag Quasimodo 1897 weitere 13 auf der Station Muakareri und

am Sonntag Miser. Dom. 4 Männer wieder in Ikombe gefolgt, so daß die Zahl der Christen in dieser Mission zur Zeit 30 Seelen beträgt.

Auch die Brüdermission hatte inzwischen die Freude, ihre Erstlinge zu taufen. Im August 1894 kam nach der Station Rungue eine Frau namens Fiabarema; sie war zum Skelett abgemagert und schleppte sich auf Händen und Füßen mühsam fort. Die Missionare nahmen sie in Pflege, ihre Wunden fingen an zu heilen, und sie blieb auf der Station. Sie wurde in die Zahl der regelmäßigen Arbeiterinnen eingereiht, und bald nahm sie auch außer an den Morgen- und Abendandachten an der schulmäßigen Unterweisung in der christlichen Wahrheit teil und erfreute die Missionare durch ihre ernsten, nachdenklichen Antworten. Am Weihnachtsfeste 1896 legten diese es ihr und zwei gleichfalls recht geförderten Jünglingen, der eine Fiabaremas Sohn Muasenyera, der andere der treue, langjährige Diener der Missionare Rambasika, nahe, um die Taufe zu bitten. Nach tagelanger Überlegung kamen denn die drei und sagten: „Wir wollen getauft sein!" Der Missionar entgegnete: „Das ist leicht gesagt. Aber bedenket ihr auch, was das bedeutet? Es heißt: alles das lassen, was Jesus nicht will. Für dich, Fiabarema, heißt es vielleicht: deine anderen Kinder lassen, sie werden sich über dich ärgern, sie werden nichts von dir wissen wollen. Für dich, Rambasika, bedeutet es: nicht mehr in die Heimat zurückkehren, weil du sonst unwiderruflich fällst." „Ja", sagten sie, „wir haben uns das überlegt, wir haben uns für Jesum entschieden!"

Von nun an erhielten auch die beiden Jünglinge regelmäßigen Unterricht. Durch jahrelanges Hören und vor allem durch ein inneres Bewegen der Wahrheit waren sie zwar schon recht gefördert. Dazu hatte Fiabarema alles, was sie in den vielen Unterrichtsstunden gelernt, mit ihrem Sohne Muasenyera und auch zum Teil mit Rambasika besprochen. Jetzt bedurfte es nur noch der eigentlichen Vorbereitung auf die Taufe, und da war es eine Freude, nicht bei dem Abc der christlichen Lehre stehen zu bleiben, sondern auch etwas mehr in die Tiefe gehen zu dürfen. So reiften die drei immer mehr heran. Namentlich Fiabarema lebte eigentlich schon als Christin. Das bewies ihre Arbeit, ihre Rede, ihr Beten und ihr Einfluß auf andere. Den Spott der Heiden ertrug sie geduldig.

Zu derselben Zeit etwa meldete sich noch eine Anzahl anderer Stationsleute zum Unterricht, manche sehr einfältig, aber sehr bestimmt in dem einen: „Jesus ist unser Herr, unser Häuptling." Bald darauf sollte Missionar Meyer von Rungue nach Ipiana übersiedeln. An einem der letzten Sonntage predigte er mit besonderem Ernste über das Gleichnis vom Unkraut im Weizen. Nur der Weizen werde eingesammelt, das Unkraut aber verbrannt; Gott habe auch hier viel Weizen gesäet. Laßt Gottes Samen eindringen in die Herzen, damit ihr sein Weizen werdet.

Er war zu Ende. Da stand Fiabarema auf, trat in würdigem Ernst vor das Redepult und sagte: „Ich bin aufgestanden, um zu sagen, daß ich Gottes eigen bin. Ich will nur ihm folgen, ich will Jesu sein. Das, was ihr mir gesagt habt vom Lügen, vom Stehlen,

vom Hochmut, vom Zaubern — ich habe alles gelassen. Gott ist mein Vater!" Zum Schluß sagte der Missionar: — es war totenstill im vollen Kirchlein — „Fiabarema, was du gesagt hast, habe ich gehört, und wie ich es gehört habe, so hat es auch Gott gehört. Thue das, was du gesagt hast, so nimmt dich Gott als sein Kind an." Dann betete er wie gewöhnlich. Nach der Kirche wurden Stimmen laut: „Das Weib ist betrunken gewesen." Die Missionare aber wußten es besser und beschlossen nun, auf diesen sie beschämenden Schritt mit der Taufe nicht mehr zu zögern. Sie schmückten die Kirche mit Blumen. Die für Gottes Wort Interessierten aus dem nahen Dorfe wurden gerufen, und abends sieben Uhr — es war der 7. Februar 1897 — fand in der erleuchteten Kirche von Rungue die Taufe statt. Fiabarema in weißem Kleide und weißem Kopftuch bot ein Bild stillen Friedens und ernster Würde. Nach der Taufe wurde die feierliche Eintragung ihres neuen Namens ins Kirchenbuch vorgenommen. Er lautet Numuagire, d. h. Nu — ich, mu — ihn, agire — gefunden. Ich habe ihn (Jesum) gefunden.

Acht Tage darauf predigte Meyer noch einmal, seine Abreise hatte sich verzögert. Da am Ende der Predigt erhob sich Muasenyera, wie acht Tage zuvor seine Mutter gethan, um in bescheidener, aber ruhig bestimmter Weise ein schönes Bekenntnis abzulegen. Mehrere ihm unvermutet vorgelegte Fragen beantwortete er gut und mit großer Natürlichkeit. Auch er empfing unter dem neuen Namen Niganire, d. h. „Ich will", die heilige Taufe. Es war am 14. Februar 1897. Rambasika war zunächst zurückgeblieben; aber in den nächsten Tagen kam auch er und bat so dringend und bußfertig um die Taufe, daß die Missionare sie ihm am 7. März mit großer Freudigkeit erteilten. Er erhielt den neuen Namen Unsayigue d. h. Ich bin gesegnet worden.

Es war, wie wenn jetzt das Eis gebrochen wäre. Die Heiden versuchten zwar alles Mögliche, um weitere Taufbewerber abtrünnig zu machen, und bei manchen schwankenden Gemütern ist ihnen das auch gelungen. Aber schon am Palmsonntag, dem 11. April, hatten die Brüdermissionare die große Freude, drei weitere Konde, eine sechzigjährige Frau, ihren langjährigen treuen Koch Muangaya und einen andern Jüngling zu taufen. Sie erhielten die schönen Namen: Aliguangua d. h. Er ist mein; Ausayenie d. h. Er hat mich versöhnt und Ndslile d. h. Ich habe gesiegt.

Mit der Taufe der Erstlinge haben die beiden deutschen Missionen im Kondelande durch Gottes Gnade einen wichtigen Schritt vorwärts thun dürfen; es ist der erste wichtige Wendepunkt ihrer Geschichte, das erste, lange ersehnte Ziel glücklich erreicht. Gott helfe weiter, Er lasse die ersten 36 Getauften ein Licht und ein Salz unter ihrem Volke werden, und Er gebe noch vielen Konde Kraft, daß sie das verführerische Band der heidnischen Vielweiberei zerreißen und sich offen durch die Taufe zu Jesu Christo bekennen.

# Inhaltsverzeichnis.




066 12 97 Druck von Carl Hermann Müller in Berlin, Münzstr. 3.

An elaborate [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] —
account of Nyasa [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
T. 1892 [illegible] [illegible] — [illegible].
[illegible] [illegible] the following [illegible] of
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

D. R. Church





